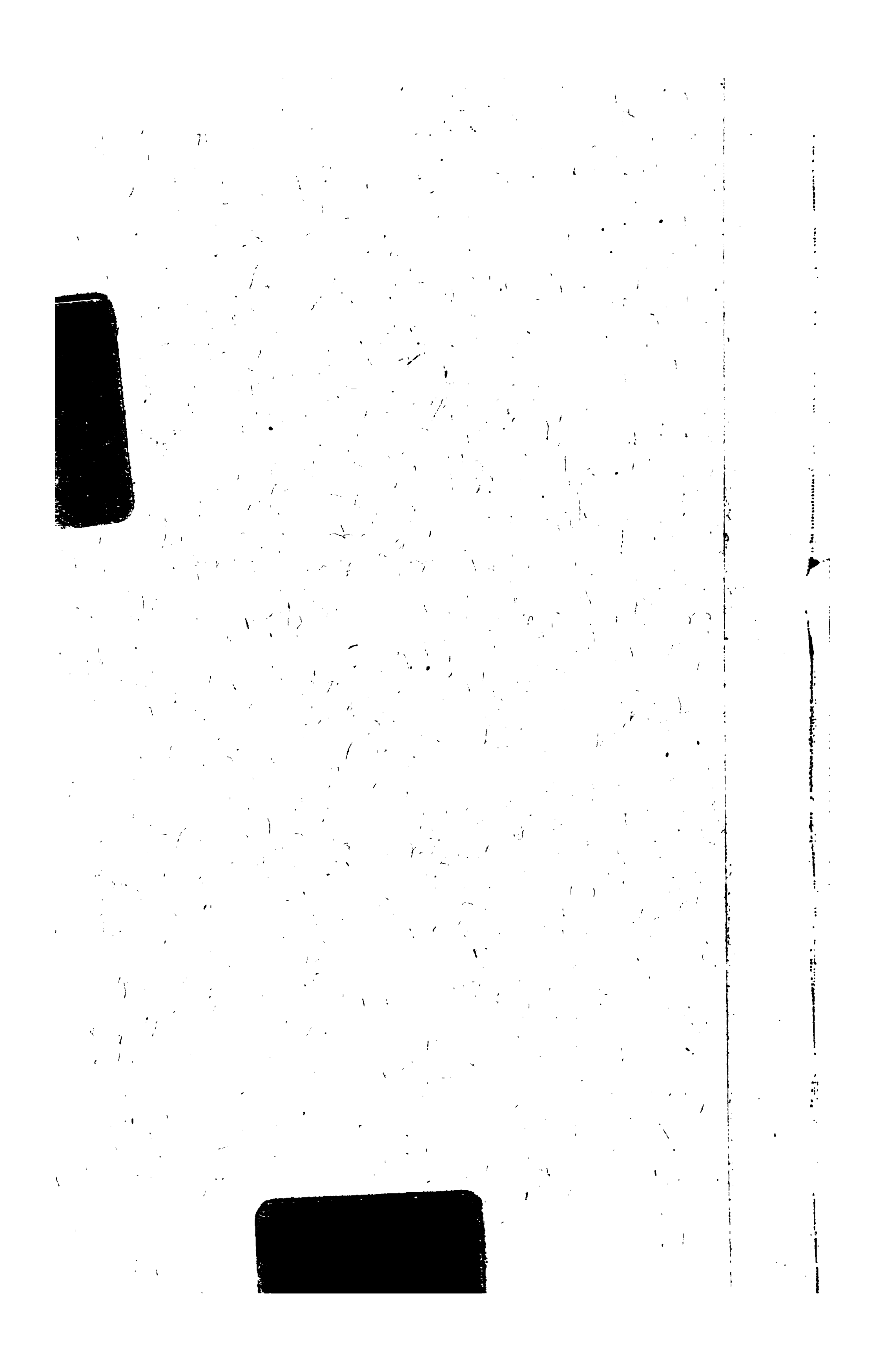
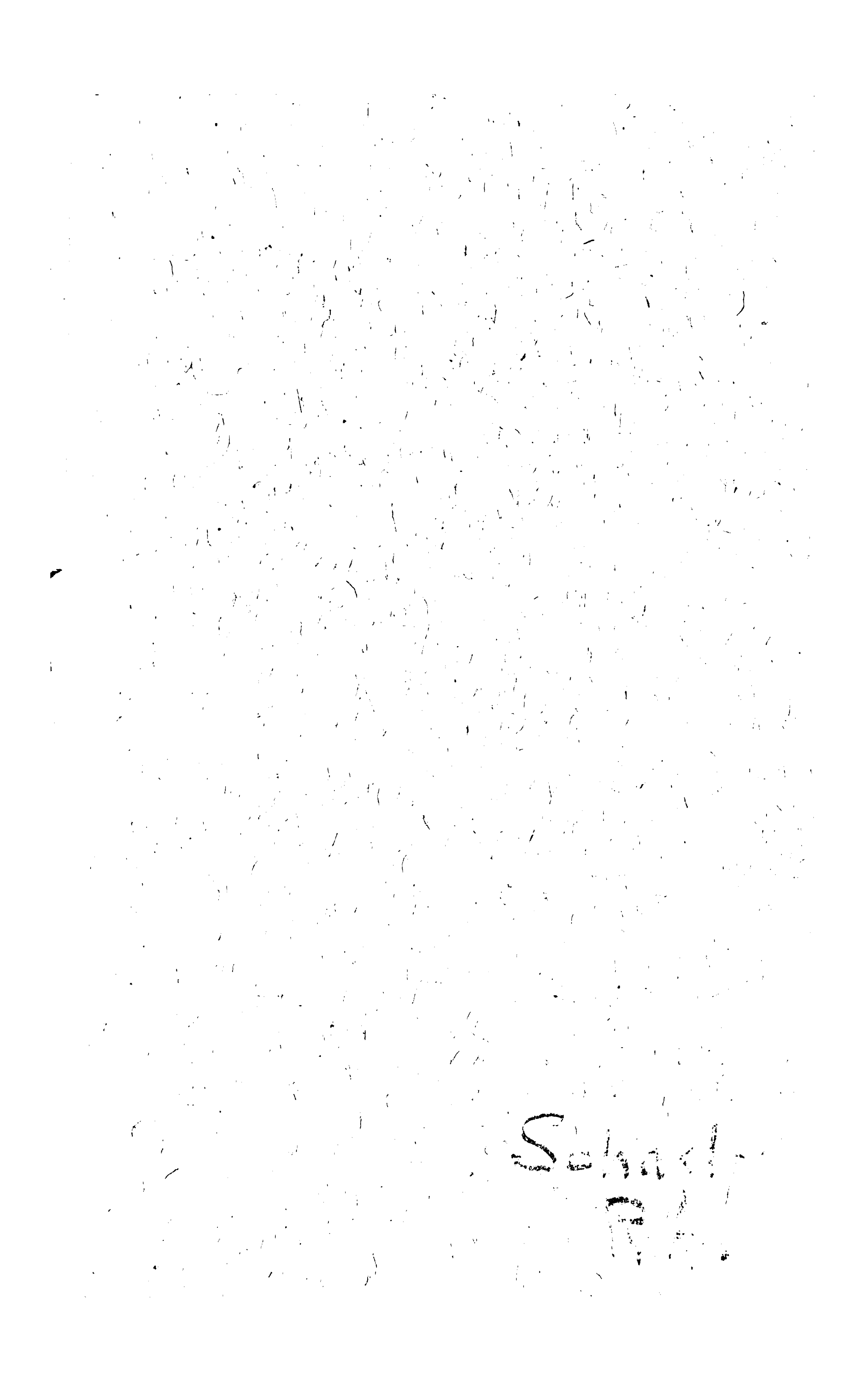
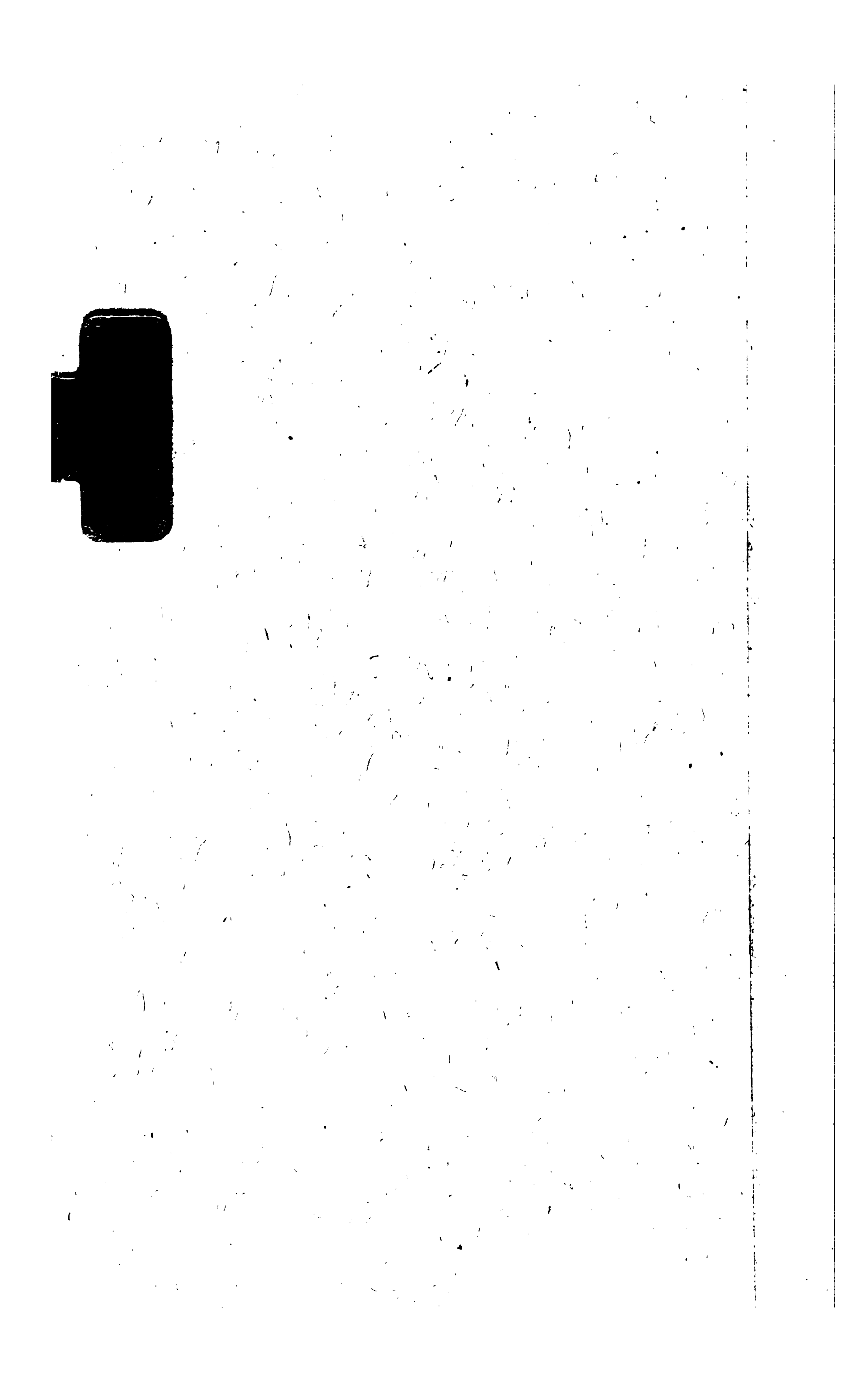


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07591536 7







Die Elemente

der

Philosophischen Sprachwissenschaft

Wilhelm von Humboldt's.

Aus seinem Werke:

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts

in systematischer Entwicklung dargestellt

und kritisch erläutert

von

Dr. Max Schasler.

Berlin, 1847.

Verlag der T. Trautwein'schen Buch- und Musikalienhandlung.

(J. Guttentag.)

Separat - Conto.

Vorrede.

Oft hört man aus dem Munde gewisser „Sprachforscher“, die eher alles Andere an der Sprache erforscht haben mögen, als das eigentliche Wesen derselben, den Ruhm jenes grossen Mannes erschallen, „dass er in die tiefste Tiefe der Sprache hinabgestiegen sei „und ihren Geist bei seinem Schöpfungswerke belauscht habe“ u. s. f. Man muss lächeln darüber, wenn man sich fragt — Uebel genug, dass man solche Frage thun darf — wie Viele es denn unter diesen sogenannten Sprachforschern giebt, die *Wilhelm v. Humboldt's* Werke, ich will nicht sagen: studirt, nein, die sie nur ganz gelesen und nicht vielmehr nur hie und da einen suchenden Blick nach einigen kräftigen Stellen hineingeworfen, mit denen sie den Text ihrer „wissenschaftlichen Forschungen“ verbrämen könnten? Wahrheiten, die in diesen Werken längst zu Tage gefördert und dem Blick Dessen, dem es mit der Wissenschaft Ernst ist, offenliegen, müssen, theils ganz missverstanden theils verkehrt aufgefasst, den Ruhm seiner falschen Verehrer befördern helfen; Irrthümer, die dort längst widerlegt und abgethan, einseitige und oberflächliche

Ansichten und lichtscheue Trivialitäten aller Art, die dort längst durch die einfache Klarheit des konkreten Begriffs todt gemacht und zu Grabe getragen sind, feiern in jenen „wissenschaftlichen Sprach„theorien“ eine fröhliche Auferstehung, ja sind manchmal harmlos genug, auf den Meister sich zu berufen, als habe er ihnen das Leben gegeben. Grade Diejenigen, die auf ihren „Meister“ am lautesten pochen, kennen ihn oft am wenigsten und oberflächlichsten, beurtheilen ihn oft am einseitigsten und verkehrtesten. Mehr als ein Decennium ist bereits verflossen, seit *Wilhelm v. Humboldt's* Werk im Druck erschienen ist, und noch ist es immer ein vergrabener Schatz, der seine Hebung erwartet; noch ist Nichts geschehen, um das Verständniss desselben dem grössern wissenschaftlichen, geschweige überhaupt gebildeten Publikum zu erleichtern; noch hat es Niemand gewagt, eine Entdeckungsreise nach diesem gelobten Lande zu machen, oder doch eine Reisebeschreibung darüber zu veröffentlichen. Wohlan, ich habe das Erstere gewagt, so will ich mich von dem Zweiten nicht abschrecken lassen. Es ist ein Versuch, wie jede Entdeckungsreise, und will als ein solcher betrachtet sein. Ich fürchte mich nicht vor der Kritik, ich wünsche sie; ich wünsche sie, selbst wenn sie zu dem gerechtfertigten Resultate käme, der Versuch sei nicht gelungen. Denn der eigentliche Zweck wäre vielleicht doch erreicht: ein ernsthaftes Studium der Werke des grossen Mannes veranlasst zu haben. Mein grösster Stolz aber würde es sein, wenn es mir gelungen wäre, den Weg zu ihrem Verständniss angebahnt und wenigstens den Schutt hinweg geräumt zu haben, der noch immer die Pforte zu dem Schatze verschliesst.

Sicherlich würde es einer Vorrede gar nicht bedürfen, wenn es sich blos um die Frage handelte, ob eine Arbeit, wie die nachfolgende — um ein beliebtes Stichwort der modernen Presse zu gebrauchen — „zeitgemäss" sei. Es ist wahrlich Zeit und die höchste Zeit, dass durch die Erinnerung an einen Forscher wie *Wilhelm v. Humboldt*, durch die Hinweisung auf die von ihm aus der Tiefe des menschlichen Denkens und Lebens geschöpften grossen Erfahrungen, wie er sie besonders in seinem unsterblichen Werke: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprach- „baus und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung „des Menschengeschlechts" niedergelegt, vor Allem aber durch die Erläuterung seiner hinterlassenen Werke, dem leichtsinnigen Unwesen ein Ende gemacht werde, welches seit geraumer Zeit schon auf dem Gebiete der philosophischen Sprachkunde getrieben wird. Es ist Zeit und hohe Zeit, dass endlich dem frivolen und einseitigen Räsonnement über den „Geist der Sprache" eine Grenze gesetzt und der Fluth der sich breitmachenden Theorien ein Damm entgegengestellt werde, auf dem das feste Gebäude einer wahrhaften Philosophie der Sprache gegründet werden könnte. *Wilhelm v. Humboldt's* „Einleitung in die Kavisprache" ist ein guter, tüchtiger Eckstein für ein solches Gebäude, aber wo ist der Baumeister, der ihn zu benutzen verstände? —

Ich habe nicht die Absicht, mich hier wegen der nachfolgenden Kritik der sprachphilosophischen Leistungen *Wilhelm v. Humboldt's* zu rechtfertigen. Indessen möge man mir ein Wort über den Standpunkt und den Plan dieses kritischen Versuchs gestatten.

Zunächst ist nun zu bemerken, dass ich es hier mit *Wilh. v.*

Humboldt nur als Sprachphilosophen zu thun habe, und dass mithin nicht nur überhaupt die Betrachtung seiner in socialer und politischer, wie in wissenschaftlicher und literarischer Beziehung so reichen und vielseitigen Thätigkeit, wie fruchtbar und in gewisser Rücksicht verdienstvoll eine solche auch gewesen wäre, meinem Plane fern bleiben musste, sondern auch seine mehr speziell grammatischen oder etymologischen Forschungen nur insoweit berücksichtigt werden durften, als sie wesentliche Aufschlüsse über, oder wichtige Belege für seine philosophischen Gedanken abgaben. Die Gründe, welche mich zu dieser Ausschliessung bewogen, sind theils objektiver theils subjektiver Art; alle aber laufen zuletzt darauf hinaus, dass, war anders die systematische Er- und Begründung der Sprachpilosophie *W. v. Humboldt's* Hauptzweck, jedes auf diesen nicht unmittelbar bezügliche Element auszuscheiden war. Denn nur so konnte eine mögliche Zersplitterung sei es des Objekts oder der Kräfte vermieden und wirklich gründlich zu Werke gegangen werden. Da übrigens — man erlaube mir diese Nebenbemerkung — die vorliegende Arbeit, wenn auch nicht in dieser weiten Ausführung so doch dem Gegenstande nach, ein Abschnitt in einem grössern Werke ist, welches die gesammte Geschichte der sprachforschenden Bestrebungen der ältern und neuern Zeit enthalten soll, und welches ich in den nächsten Jahren zu vollenden hoffe, so werde ich darin Gelegenheit haben, noch einmal auf die grossen Leistungen *Wilh. v. Humboldt's* zurückzukommen, und dann auch die grammatischen und anderweitigen Forschungen desselben auf diesem Felde nicht unberücksichtigt lassen. Hauptsächlich ist es nun seine Abhand-

lung „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus u. s. f.“ die der folgenden Kritik zu Grunde gelegt werden musste.

Was ferner das in diesem Versuch beobachtete kritische Verfahren betrifft, so mag hier die mehr äusserliche Bemerkung genügen, dass dasselbe in zwei streng von einander geschiedenen Momenten beruht, indem es erstens darauf ankam, die Gedankenreihe des Verfassers von seinem eignen Standpunkte aus einfach und klar, jedoch in mehr systematischer und — um mich des Ausdrucks zu bedienen — spekulativer Form wiederzugeben, zweitens aber — und Dies bildet nun das eigentlich kritische Element meiner Entwicklung — die etwa sich in jener Gedankenreihe, sei es der Form oder auch dem Inhalt nach, vorfindenden Lücken anzudeuten, um damit auf die mögliche Fortbildung und Weiterführung des Systems selbst hinzuarbeiten. Es versteht sich hiebei jedoch von selbst, dass auch da, wo meine Ansicht nicht mit der des Verfassers übereinstimmte, oder wo ich selbst wirkliche und augenscheinliche Irrthümer zu bemerken glaubte, deren Nachweisung und Aufdeckung stets und allein durch den positiven Zweck wissenschaftlichen Fortschreitens in diesem Gebiete bedingt ist. — Jene beiden Momente der folgenden Entwicklung sind nun auch in äusserlicher, typischer Rücksicht von einander geschieden worden; d. h. die objektive Darstellung der *Wilh. v. Humboldt*'schen Gedankenreihe für sich gleichsam als Text, die kritische Beleuchtung derselben ebenfalls besonders, gleichsam als Interpretation jenes Textes. Dieses Verfahren schien, abgesehen von andern Rücksichten, um so zweckmässiger, als der Leser nun im Stande ist, den eigentlichen Faden des *Wilh. v. Humboldt*'schen Gedankens ohne Unterbrechung

zu verfolgen, und zugleich nur einen Blick nach Unten zu werfen braucht, wenn er zu wissen wünscht, was die Kritik über das eben Gelesene sagt. Um indess diese Vergleichung noch mehr zu erleichtern, ist die ganze im Texte fortlaufende Entwicklung in kurze Paragraphen getheilt worden, denen eine unter dem Text ebenfalls fortlaufende Reihe kritischer „Zusätze" entspricht. Die Paragraphen mit römischen Ziffern beziehen sich auf die entsprechenden Paragraphen in dem Werke *Wilh. v. Humboldt's* selbst; die Seitenzahlen des letztern sind dagegen mit arabischen Ziffern nach dem besondern Abdruck der „Einleitung in die Kavisprache" citirt worden; bei welcher Gelegenheit ich bemerke, dass aus dem letztern der Anfang der Einleitung, etwa die ersten 8 Blätter, auf welchen der Verfasser über die Wohnplätze und Kulturverhältnisse der Malayischen Völkerstämme spricht, von der Redaktion fortgelassen sind, weil diese Bemerkungen nicht sowohl mit der Einleitung, als mit dem Werke selbst („über die Kavisprache") in Zusammenhang stehen. Insofern also der Leser eine Vergleichung der Kritik mit den betreffenden citirten Stellen anstellen will, so wird er, wenn er sich nicht auch im Besitz des besondern Abdrucks befindet, gebeten, die angeführten Seitenzahlen um 16 zu vermehren, z. B. statt S. 228 zu lesen: S. 244 u. s. f.

Soviel über die ökonomische Einrichtung dieses kritischen Versuchs. Was sonst noch in dieser Hinsicht zu erwähnen ist, wird in der „Einleitung" seine Erledigung finden, in welcher besonders die Methode *Wilhelm v. Humboldt's* so wie der Plan des des oftgenannten Werks betrachtet werden wird.

Berlin, im Mai 1847. **Der Verfasser.**

Inhaltsverzeichniss.

Einleitung. S. 1—70

Kritik der Sprachphilosophie W. von Humboldt's. S. 71—221.

I. Prinzipien seiner Sprachphilosophie.

II. Begriff der Sprache.

III. Die konkreten Elemente der Spracherzeugung.

Einleitung.

Der Standpunkt Wilhelm von Humboldt's. — Seine philosophische Methode. — Bedeutung und Plan seines Werkes. — Zweck der Kritik desselben.

---

1. Die folgenden Betrachtungen sollen dazu dienen, den Leser in die Sache selbst einzuführen, sie wollen nicht als eine vollständige Charakteristik Wilhelm von Humboldt's als Sprachphilosophen angesehen werden, sondern nur eine Einleitung in die Kritik, respektive in das Verständniss seines Werks bezwecken.

§. 1. Standpunkt Wilhelm von Humboldt's.

2. Ein sicheres Anzeichen, dass ein philosophischer Gedanke seine ihm mögliche Sphäre durchlaufen hat und desshalb reif ist, seine eigentliche Bedeutung und wahrhaftere Stellung in einer höhern Sphäre zu erhalten, in welcher er aber aus seiner früheren absoluten Herrschaft zu einem blossen Moment für einen weitern und tiefern Gedanken herabgesetzt wird — das sicherste Anzeichen einer solchen Gedankenkrisis und des Herannahens einer neuen Epoche ist es, wenn die Philosophie einer gewissen Zeit die ganze unermessliche Sehnsucht nach Durchdringung des realen Universums in die prägnante Form einer einzelnen Frage einschliesst, die sodann als die höchste Aufgabe alles Forschens, und ihre Beantwortung als die Lösung des tiefsten Räthsels und die Entdeckung der höchsten Wahrheit gilt. Eine solche Frage stellten z. B. die ionischen Philosophen, wenn sie nach dem „Ersten", dem „Grunde aller Dinge" forschten, damit der bisher das allgemeine Bewusstsein erfüllenden symbolischen Naturbetrachtung ein Ende machten und eine neue Epoche der Naturanschauung, ja des Bewusstseins überhaupt heraufführten; in eine

solche Frage versenkte sich auch der Dogmatismus der Stoiker und Epikureer, wenn sie den „Weisen“ als einfaches Ideal universellen Menschenthums zu definiren suchten, oder wenn sie über das Kriterium der Wahrheit“ räsonnirten. Wie nahe diese dogmatisirende Epoche der Philosophie zu dem Punkte gekommen war, wo sich eine ganz neue Sphäre für den Gedanken eröffnen musste, beweist Nichts schlagender, als dass sich jener extremen Einseitigkeit, die Wahrheit und das menschliche Ideal in besonderen Formen suchen zu wollen, sogleich eine andere ebenso extreme, ebenso abstrakte Einseitigkeit, der Skepticismus, entgegenstellte, bis endlich die Alexandriner alle diese „Fragen“ und „Definitionen“ auf die Seite warfen und das Wesen selbst zu erforschen unternahmen.

3. Eine ganz ähnliche Frage finden wir auch auf dem speciellen Gebiet der Sprachphilosophie. Mit ihr beschäftigte man sich hauptsächlich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts; und es ist interessant zu sehen, wie dieselbe fast ebendieselben Phasen durchlief und ebendieselben Formen annahm, wie jene obenerwähnten Fragen nach dem „Weisen“ oder nach dem „Kriterium der Wahrheit;“ auch die Frage nach dem „Ursprung der Sprache“ hatte ihre Dogmatiker, ihre Skeptiker und ihre — oder wenigstens ihren — Alexandriner. Wenn wir auf die meistens sehr oberflächlichen und beiläufigen Räsonnements, in denen sich die französischen und englischen Philosophen des 17ten und 18ten Jahrhunderts über diesen Gegenstand ausliessen, keine Rücksicht nehmen, so war es zuerst Maupertuis und Süssmilch, ersterer als Präsident, letzterer als Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin, welche diese Frage einer speciellen Untersuchung würdigten, bis dieselbe sogar im Jahre 1770 zur akademischen Preisfrage gemacht und 1772 durch Herders wenigstens dem Namen nach sehr bekannte Abhandlung „über den Ursprung der Sprache“ beantwortet wurde. Hiemit war jedoch der Gegenstand selbst, aus Gründen, die wir sogleich anführen werden, nichts weniger als erledigt, wesshalb wir denn auch fast bis in die neueste Zeit hinein jene Frage immer von Neuem auftauchen sehen, ohne dass sie im Grunde ihrer Lösung deswegen näher gebracht wäre. Denn da man ohne weitere Reflexion darauf, ob man das Recht habe, eine solche Frage zu stellen, d. h. ob dieselbe an sich einen Sinn enthalte, wodurch sie einer Beantwortung in dieser Fassung fähig sei, den „Ursprung“ der Sprache als eine nicht weiter zu beweisende, weil durch sich selbst evidente, Voraussetzung gelten liess,

ja nicht einmal über die Bedeutung der Ausdrücke Ursprung sich zu erklären für nöthig erachtete, sondern sofort die verständige Alternative eines göttlichen „oder“ menschlichen Ursprungs als das punctum saliens der ganzen Aufgabe in den Vordergrund schob, so ist leicht ersichtlich, warum alle Untersuchungen über diesen Gegenstand an solchen selbstgeschaffenen Schwierigkeiten scheitern mussten. Die Dogmatiker des rechten Centrums behaupteten: „Der Ursprung der Sprache ist göttlich“, die Dogmatiker des linken: „Er ist menschlich“, die Skeptiker: „Man könne weder das Eine noch das Andre beweisen“, was dasselbe ist als: „Man kann sowohl das Eine als das Andre beweisen“. Keinem aber fiel es ein zu fragen: Was kann man denn hier unter dem Ausdruck Ursprung verstehen? Etwa ein einmaliges, anfängliches Schaffen? Und was heisst denn: „Einmaliges Schaffen“? Giebt es ein solches? Oder beruht nicht jedes Schaffen in kontinuirlicher Entwicklung? — Ferner: Was will man denn mit jenem Gegensatz des „Göttlichen“ und „Menschlichen“ besagen? Enthält er eine Wahrheit? Oder ist nicht das wahrhaft Menschliche überall das Göttliche selbst? Ist es also nicht ganz gleich bedeutend zu sagen: der Ursprung der Sprache sei göttlich, oder: er sei menschlich? — Diese und andre Bedenken lagen allen jenen Sprachforschern sehr fern, woher es denn kam, dass sie sich über Dinge herumstritten, die in Wahrheit gar nicht existirten.

4. Da kam Wilhelm von Humboldt. Seine tiefe, ahnungsvolle Seele wandte sich mit Widerwillen von den ohnmächtigen Anstrengungen dieser trivialen Verstandesreflexionen, die wie Ameisen auf der harten Schale einer süssen Frucht nach allen Richtungen umherzogen, ohne einen Eingang in das Innere zu finden, ab; mit starker Hand zerschlug er die Schale und berauschte sich in der Tiefe des konkreten Wesens selbst. Fast überwältigt von der sprudelnden Fülle dieses Lebensquells, vermochte er es nicht immer, die Stärke und Ruhe seines denkenden Bewusstseins dem Zauber des ihm sich erschliessenden Wesens gegenüber zu bewahren, das ihn mit dem Feuer eines pythischen Enthusiasmus durchflammte. „Es ist kein „leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur „aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig „darstellt“ (Seite 5). Damit war das ganze oberflächliche Gerede über das „Ob“ und „Oder“ des Ursprungs der Sprache abge-

„sachen allein hier nicht auszureichen vermögen, aus „Ideen geführt werden muss“. — Ferner aber — und darauf kommt es hier vorzüglich an — geht er auch nirgend in seiner Entwicklung abstrahirend, weder vom Einzelnen zum Allgemeinen aufsteigend, noch auch umgekehrt vom Allgemeinen zum Einzelnen niedersteigend, fort in dem Sinne, dass das Allgemeine das Abstraktere, Unwirklichere, das Einzelne dagegen das Konkretere, Wirklichere wäre. Vielmehr ist grade das eine seiner tiefsten und wahrhaft spekulativen Ideen, dass das Allgemeine allein alle Wesenheit und Wirklichkeit für das Einzelne enthält und in ihm ist.

Andrerseits aber, dies ist das zweite Hauptmoment seines Verhältnisses zur Philosophie, erhebt er sich nicht zur vollkommnen Klarheit und ungetrübten Durchsichtigkeit des Begriffs. Hierin liegt seine Schwäche, aber auch seine Stärke. Denn begabt, wie er war, mit einem unendlich feinen und so zu sagen: instinktartig sicheren Organ für die Erkenntniss des innern Wesens sowohl jeder einzelnen Erscheinung als des ganzen Gebiets, als lebendiger Totalität aller dahin schlagenden Erscheinungen, drang er in den Kern der Gegenstände um so tiefer ein, als das in der ganzen Kraft schöner und lebensfrischer Natürlichkeit seinem innern Sinne sich offenbarende Bild des konkreten Wesens seine mächtige und universale Anschauung erfüllt hatte. Das Bewusstsein Wilh. von Humboldt's schwebt in der Mitte und gleich entfernt von dem blos reflektirenden Bewusstsein des Verstandes und von dem spekulativen Bewusstsein der denkenden Vernunft. Er ist durch seine Anschauung ebensosehr Dichter, als durch seine Gedankentiefe Philosoph. In der That ist er Beides: poetischer Philosoph, philosophischer Dichter; und nicht ohne Grund. Denn dem Wesen nach ist Beides dasselbe. Das naivste, so zu sagen: jungfräulichste Bewusstsein empfängt das Lichtbild der Wahrheit in eben derselben Schärfe und Deutlichkeit, mit der sie sich der energischen Gewalt der spekulirenden Vernunft offenbart. In ihrem letzten Grunde ist dies die ewige Einheit von Natur und Geist, von Instinkt und Vernunft; und es ist eine allbekannte Erfahrung, dass grade die höchsten Wahrheiten der Philosophie zugleich die vulgärsten und trivialsten Gemeinplätze werden. Nur das verständige Reflektiren widerspricht ebensosehr dem „gesunden Menschenverstande“ als dem spekulativen Denken; während letztere beide nicht nur ihrem wesentlichen Inhalt, sondern auch ihren Resultaten nach übereinstimmen. Die Form allein ist verschieden.

Dort ist es die Anschauung, hier das das Denken, worin das Wesen sich dem Bewusstsein offenbart. Hiemit ist jedoch keineswegs gemeint, als ob es nunmehr für den Begriff völlig gleichgültig sei, in welcher Form das Bewusstsein zur Erkenntniss des Wesens gelangt; sondern das Bewusstsein selbst verhält sich in diesen beiden Formen als ein durchaus anderes und der Unterschied beruht eben darin, dass die Anschauung nicht bis zum begreifenden Erkennen fortgeht, vielmehr grossentheils eine durch Vorstellungen mancherlei Art getrübte und verdunkelte Weise des Erkennens ist, für welche der Begriff des Wesens in seiner Unmittelbarkeit und absoluten Einfachheit gar nicht vorhanden ist, sondern nur dann erst fassbar wird, wenn er in dem bedeutungsvollen und beziehungsreichen Gewande sinnlicher Wirklichkeit, kurz in der Gestalt des Symbols auftritt, durch welches die nackte Form des Begriffs nur hindurchscheint. Es bedarf diesen wesentliche Unterschied wohl keiner näheren Erläuterung, weil er an sich klar und seine Nothwendigkeit schon im Unterschiede der Form selbst begründet liegt. Denn wenn es wahr ist, dass der Unterschied zwischen der poetischen Ahnung und dem spekulativen Erkennen nur ein formaler ist, so ist dies „Nur" doch keineswegs in dem Sinne zu nehmen, als wolle man diesen Unterschied, da er den Inhalt der Sache selbst nicht betreffe, als unwesentlichen und indifferenten auf die Seite schieben. Wenn es sich blos um die Existenz dieses Inhalts im subjektiven Bewusstsein handelte, dann könnte es vielleicht gleichgültig sein, ob ich eine Wahrheit in ihrer Tiefe und Totalität empfinde, oder ob ich sie in ihrer ganzen Schärfe und Totalität begreife, weil Gewissheit und Ueberzeugung für das Subjekt dieselbe Stärke haben. Handelt es sich aber um die Reproduktion, um die äussere Darstellung und Mittheilung dieses vorläufig subjektiven Inhalts, so tritt sofort die Form als ein bedeutendes, ja als das bedeutendste Moment des Erkennens auf und es ist nun nicht mehr gleichgültig, ob das letztere sich in der Weise des Anschauens und der Ahnung oder in der des reinen Denkens und des Begriffs gestaltet. Denn hier verliert die Subjektivität der Form ihre Nothwendigkeit und somit auch ihre Wahrheit, weil sie dem Objekt wenn auch nur formal entgegengesetzt bleibt; hier reicht also die blosse Anschauung als solche nicht mehr aus, selbst wenn sie den konkreten Inhalt des Wesens ganz in sich aufgenommen; ihre Reproduktion muss nothwendigerweise mangel- und lückenhaft werden, da sie nicht blos der subjektiven Empfindung Gewissheit, sondern dem

begreifenden Denken Ueberzeugung gewähren will. Sie befindet sich im letztern Falle mit sich selbst in einer Art von Widerspruch, weil das Organ ihres Erkennens einer ganz andern Sphäre angehört, als dasjenige des fremden Bewusstseins, für welches sie sich reproduciren will. Bevor sie also nicht sich selbst im eignen Bewusstsein zu einer höhern Erkenntnissform erhoben, bevor sich die Anschauung nicht zum Begriff geläutert und durch diesen Vergeistigungsprozess von allen die Klarheit der Erkenntniss selbst trübenden und ihre Einfachheit zersplitternden Nebenvorstellungen befreit und gereinigt und so gleichsam die verschiedenen einzelnen Farbenreflexe des innern Schauens durch das Prisma des reinen Denkens in den einfachen, farblosen aber intensivsten Lichtstrahl des spekulativen Begriffs gesammelt hat, ehe kann sie auch in ihrer Objectivirung nicht diejenige Form annehmen, in welcher sie ihrem Inhalt, der eben rein geistiger, spekulativer Natur ist, adäquat und dem begreifenden fremden Bewusstsein zugänglich und verständlich ist.*) Denn in dieser äussern Gestaltung verschwindet der Unterschied zwischen Form und Inhalt ganz und gar, weil es nicht allein darauf ankommt, was gesagt wird, sondern wie es gesagt wird; insofern man aus diesem Wie allein das Was erkennen kann. Was hier behauptet wird, will weder im nominalistischen noch im realistischen Sinne genommen werden, sondern in beiden, weil auch hier, wie in allen verständigen Gegensätzen, die Wahrheit sich geltend macht, dass sie ineinander übergehen und im Grunde gleich sind.

6. Kehren wir von dieser scheinbaren Abschweifung zu Wilh. von Humboldt zurück. In seiner Darstellung finden wir jene beiden miteinander scheinbar unverträglichen Momente, die wir oben zu schildern versucht, vereinigt, insofern er, alle Charlatanerie und Prüderie des reflektirenden Verstandes verschmähend, seine Anschauung mit der ganzen lebendigen Idee des konkreten Wesens der Sprache erfüllte, ohne jedoch den, wie es uns scheint, nothwendigen Abklärungsprozess unternommen zu haben, ohne welchen die Reproduktion des angeschauten Begriffs, zuerst in formeller und weiterhin auch in materieller Beziehung, nicht die ihr unentbehrliche Einheit und Reinheit erlangen konnte. Hiebei darf man jedoch

---

*) Man vergl., wie sich Wilh. von Humboldt selbst in dieser Beziehung über Aristoteles ausspricht: unter Nro. 37.

zweierlei nicht vergessen; erstens nemlich, dass der Verfasser, wie sein Bruder in der schon erwähnten Vorrede selbst erklärt, mit seinem Werke „gewiss noch manche Umwandlung" vorgenommen, und somit das Werk selbst eine „grössere Vollendung erfahren haben" würde; dass besonders „der Einleitung, welche den Einfluss der „Sprache auf die geistige Entwicklung der Menschheit darstellt, manche „Zusätze vorbehalten waren, die in belebenden Gesprächen angedeu„tet, aber nicht niedergeschrieben wurden"; zweitens aber — und diess scheint nicht minder wesentlich — dass der Verfasser, wie aus manchen Andeutungen im Werke selbst zu schliessen ist, ein gewisses — es mag dahin gestellt bleiben — ob gegründetes oder ungegründetes — Misstrauen, eine gewisse Abneigung gegen die Philosophie im engern Sinne gehabt hat, wodurch er nothwendigerweise verhindert werden musste, sich der Form des reinen spekulativen Denkens als Reproduktionsorgans für die Ideen, welche seine wahrhaft grandiose Anschauung erfüllten, zu bedienen. Nicht selten legt er seinen eignen Gedanken einen Zaum an und reisst seinen kühn aufstrebenden Geist, sobald er sich der Schneelinie des spekulativen Begreifens nähert, zurück, gleichsam als wollte er mit diesen kalten Regionen des reinen Denkens Nichts zu thun haben.

§. 2. Seine Methode.

7. Man wird nach den eben gemachten Bemerkungen leicht begreifen, dass von einer Methode im strengen Sinne bei ihm eigentlich nicht die Rede sein kann. Es ist grade eine seiner hervorstehendsten Eigenthümlichkeiten, das er keine Methode hat, dass er keine haben will. Es liegt dieser Mangel — wenn man es so nennen will — hauptsächlich in dem Streben, alle Wahrheiten, die sein Inneres durchdringen, aus der abstrakten Sphäre des reinen Denkens in die festere, konkretere, oder wenigstens realere Sphäre der unmittelbaren Empfindung und lebendigen Anschauung herabzuziehen, um sie so mit einem auch dem gewöhnlichen Bewusstsein wahrnehmbaren symbolischen Gewande zu umhüllen; oder vielmehr in dem Widerstreben, die unmittelbare Empfindung, die sich mit dem ganzen Material der angeschauten Wahrheit gesättigt hat, in die reinere, aber auch kältere, klarere, aber auch durchsichtigere Form des abstrakten Denkens zu erheben. Es hat den Anschein, als fürchtete er, dass der Inhalt selbst mit seiner sinnlichen Lebensfrische auch seine Substanzialität und Bestimmtheit einbüssen könnte. Ein zwei-

tes, aber mehr äusserliches Moment dieses Mangels an Methode liegt darin, dass er aus demselben Grunde, nemlich aus der Abneigung gegen allen formalen Schematismus, nur selten sich entschliesst, den Fortgang und die Entwicklungsphasen seiner Idee, sei es äusserlich durch typische Mittel, oder innerlich durch Zusammenfassen des Vorhergehenden in einfache Resultate oder durch kurze Expositionen des Folgenden zu markiren. Nur zweimal spricht er sich über das aus, was er in den frühern §§. zu entwickeln die Absicht gehabt; 1. (im Eingange des §. XIII.) nemlich „das Wesen der Sprache in „seinen allgemeinsten Grundzügen darzulegen und ihre Definition ausführlicher zu entwickeln", indem er zugleich bemerkt, dass er im Weitern, „um der individuell historischen Sprachvergleichung durch „vorbereitende Betrachtungen den Weg zu bahnen", jetzt „das Allgemeine mehr auseinanderlegen und das dann hervortretende Besondere dennoch mehr in Einheit zusammenziehen" werde; 2. (in der ersten Hälfte des §. XXII), wo er auf den ganzen bisher zurückgelegten Weg zurückschaut, ohne indess auch hier mehr als den allgemeinen objektiven Inhalt wiederzugeben und ohne den innern philosophischen Zusammenhang desselben spekulativ zu entwickeln. (Vergl. IV. Abschn. B. 2. b. und Kritik §. 18 Zusatz Nro. 104.) In beiden Fällen aber erkennt man leicht die absichtliche Allgemeinheit und Unbestimmtheit, mit welcher der Verfasser sich über seinen Plan ausspricht, nur um sich nicht dem Vorwurf des Systematisirens auszusetzen. Er will überall nur Wesen und Realität sehen, und dies Bedürfniss flösst ihm eine so grosse Abneigung gegen den Formalismus überhaupt, dann aber auch gegen die formale Klarheit und auch im Einzelnen bestimmte Uebersichtlichkeit des Ganzen selbst ein, dass dadurch seiner Darstellung nicht selten das Gepräge wenn nicht der Unklarheit, so doch der Dunkelheit aufgedrückt wird. (Vergl. unter §. 3. Abschnitt IV. Abthl. B. 1. a. Anm.)

8. Wenn wir in seiner Entwicklung einen Mangel an Methode gefunden, so bezieht sich dieser Vorwurf jedoch nicht sowohl auf den Inhalt, als auf die Form der Darstellung. Man kann dreierlei Arten von Methoden unterscheiden: die eine ist nur formal, eine Art von Zwangsjacke und Prokrustesbette für den Inhalt, und vor ihm da; diese ist blos abstrakter und rein verständiger Natur, also etwas ganz Schlechtes, eine Art von Kombinationsspielerei, wie sie die Franzosen besonders lieben und sich darauf viel einbilden; die zweite ist das Gegentheil von ihr, nemlich nun material oder vielmehr

implicite vorhanden, also in der konkreten Substantialität des Stoffs selbst und in dessen organischer Gliederung beruhend, ohne indess diesen innern Organismus auch äusserlich zur formalen Harmonie zu gestalten. Eine solche Methode — wenn diese Darstellungsweise anders Methode genannt werden kann, da ihr, als Methode ein wesentliches Moment, nemlich die formale Gliederung der Idee, fehlt — befolgt auch Wilhelm von Humboldt, und darin eben beruht seine Schwierigkeit, Dunkelheit und relative Unklarheit. Beide Arten haben, wie leicht einzusehen, ihre Mängel; die der ersten bedürfen keiner Aufdeckung, die der zweiten haben wir oben geschildert. Aber eben weil sie beide mangelhaft sind, so muss es eine dritte Methode geben, die ihre Vorzüge vereinigt, ohne ihre Mängel zu theilen. Sie besteht, um es mit einem Worte zu sagen, in der vollendeten Harmonie der organischen Gliederung der Idee und der systematischen Form, in welcher diese innere Gliederung sich auch äusserlich in der ihr durchaus adäquaten Gestalt ausprägt. In ihr ist also kein ideelles Moment, das nicht seinen bestimmten Ausdruck fände, und kein formelles, das nicht seinen konkreten und ihm selbst völlig analogen Gedanken enthielte. Wenn die erste blos *explicite* vorhanden und wesenlos, die zweite blos *implicite* vorhanden und formlos ist, so können wir die letzte als die wahrhafte, als die Methode *κατ' ἐξοχήν* bezeichnen, in welcher so Wesen als Gestalt, Inhalt und Form, sich gegenseitig bedingen, nur durcheinander existiren und so zu sagen ein organisches, lebendiges Ganzes bilden. Denn es ist, in Rücksicht auf die Wilhelm von Humboldt'sche Darstellungsweise nicht zu vergessen, dass die Form dasjenige Moment des Organismus ist, durch welches allein die in der Materie als ihrem Substrat liegende Möglichkeit des Lebendigseins zur Wirklichkeit und Energie erwacht.

9. Ein weiterer Grund, aus dem dieser Mangel an formaler Methode stammt, scheint auch darin zu liegen, dass der Verfasser selbst bei der Erforschung der abstraktesten Begriffe und spekulativsten Gedanken seine Sprache stets so einrichtet, dass sie mit der Terminologie der historischen Sprachforschung entweder völlig harmonirt oder ihr doch nie widerspricht; ein Streben, dessen Gefahr für das klare Verständniss wir sogleich auseinandersetzen werden. Zuerst einige Belege für meine Behauptung. Im §. XIII, wo er das „Sprachverfahren genauer auseinanderlegt", äussert er sich (S. 105): „Da die „Sprache, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Geisteskraft, ein „vollständiger Organismus ist, so lassen sich in ihr nicht blos Theile

„unterscheiden, sondern auch Gesetze des Verfahrens, *oder*, da „ich überall gern Ausdrücke wähle, welche der histori„schen Forschung auch nicht einmal scheinbar vorgreifen, „*vielmehr* Richtungen und Bestrebungen desselben". Ist denn — dürfen wir wohl fragen — Gesetz ein so verwandter Begriff mit Richtung oder Bestrebung, dass man beide ohne Weiteres miteinander vertauschen kann? An einem andern Orte (§. XXI S. 250) finden wir die Worte: „Wenn man nun aber zum Behuf der „historischen und praktischen Prüfung und Beurtheilung der Spra„chen, von der ich mich in dieser Untersuchung nie ent„ferne, nachforscht u. s. f.", woraus klar hervorgeht, dass es ihm weniger um die Ergründung des allgemeinen Wesens der Sprache überhaupt, als um die Erforschung der besonderen Sprachen zu thun ist, zu welchem Behuf allein er sich auch in die Untersuchung jenes allgemeinen Wesens einlässt; eine Tendenz, die übrigens der Titel der Einleitung selber schon hinlänglich klar ausspricht. Vielleicht laufe ich Gefahr, missverstanden zu werden, wenn ich eine Art von Bedauern darüber nicht zurückhalten kann, dass Wilhelm von Humboldt nicht, jene praktische Rücksicht bei Seite lassend, sich ganz und gar allein in das reine Wesen der Sprache selbst versenkt hat, oder vielmehr, da er dies im Grunde gethan hat, seine rein philosophischen Erfahrungen, die er aus jener Tiefe heraufgeholt, nicht wenigstens auch in eben derselben formellen Reinheit und Selbstständigkeit reproducirt hat. Es versteht sich wohl von selbst, dass diese Forderung nicht aus der lächerlichen Ansicht entspringt, als könnte man das Wesen einer Sache ohne Kenntniss ihrer allen Einzelheiten nach vollkommen realen Erscheinung erforschen oder begreifen, und als sei damit das Verlangen ausgesprochen, dass man auch in der Erforschung selbst von der ganzen Masse der Spracherscheinungen abstrahiren könne. Vielmehr wollte ich nur den Wunsch ausdrücken, dass in der Zusammenstellung der aus jener Erforschung gewonnenen Resultate zu einem begrifflichen System ein höherer Zweck als der eines blossen Vorarbeitens für historische Forschung obgewaltet hätte. — Und fragen wir uns aufrichtig, ob die befolgte Methode denn wirklich den letztern Zweck auch nur annäherungsweise so erreicht hat, wie es in der Absicht des Verfassers liegen mochte, ob sie ihn erreichen konnte, so müssen wir auch dies verneinen. Wenn auch einestheils die Ursache in der grossen Oberflächlichkeit der meisten sogenannten Sprachphilosophen liegt, dass die Schriften Wil-

helm von Humboldt's so wenig bekannt und ihrem wahren Werthe nach gewürdigt sind, so kann andrentheils wenigstens die historische Sprachforschung von einem solchen Vorwurfe nicht getroffen werden; und wenn wir daher auch auf dieser Seite den Einfluss Wilhelm von Humboldt's lange nicht so bedeutend finden, als er nach dem grossen und tiefen Gehalt seiner historischen sowohl wie philosophischen Forschungen zu erwarten wäre, so dürfte die Ursache dieser Erscheinung wohl weit eher in der Form jener Schriften selbst als in irgend einem Mangel der historischen Sprachforschung zu suchen sein. In der That genügt diese Form weder den Forderungen und Erwartungen der Philosophie noch denen der historischen Sprachforschung ganz, und zwar nur darum, weil sie beiden genügen will, weil sie einen reinen Gedankeninhalt, einen bloss philosophischen Gegenstand in dem Tone historischer Erörterung und in der Form historischer Entwicklung abhandelt, und deshalb für die Historiker zu philosophisch, für die Philosophen zu historisch, d. h. zu positiv und mit Voraussetzungen behaftet ist.

10. Man pflegt von mancher Seite her die Ansicht aussprechen zu hören, dass man sich in der philosophischen Betrachtung allgemein menschlicher Sphären vor allen Dingen davor zu hüten habe, das Prinzip oder die Terminologie eines bestimmten philosophischen Systems zu Grunde zu legen und also als bekannt vorauszusetzen. Für diese Ansicht scheinen nicht unerhebliche Gründe zu sprechen, deren erheblichster wohl der sein dürfte, dass es noch bisher kein philosophisches System gegeben habe, dessen Prinzip und Terminologie allgemein anerkannt worden wären, und man folglich, da jedes nur eine relative Nothwendigkeit in sich trage, nicht verlangen könne, so verstanden zu werden, als man es wünsche, oder höchstens doch nur von denen, die sich zu demselben System bekennen. Nehmen wir diesen Einwurf vorläufig als gegründet an, so ist doch zunächst zu fragen, welche Terminologie zu befolgen sei? Hierauf ist man denn gewöhnlich mit der schnellfertigen Antwort bei der Hand: „Diejenige, welche allen Gebildeten geläufig und unmittelbar klar sei“; zuweilen hört man auch wohl die Forderung, „dass der gesunde, schlichte Menschenverstand“ nicht „vor den Kopf gestossen“ werden dürfe. Nun aber ist, wie bekannt, der Begriff der sogenannten „allgemeinen Bildung“ nicht nur überhaupt ein sehr relativer, sondern auch in den meisten Fällen sehr prekär und nichtssagend, und was den „gesunden Menschenverstand“ betrifft, so ist der Kreis seiner

Anschauungen nicht weiter als das gewöhnliche unmittelbare Bewusstsein reicht, das sich nicht allzuhoch über die nächsten, mit den *realsten* Bedürfnissen der menschlichen Natur zusammenhängenden Vorstellungen erhebt. Eine dritte Form dieser Forderung lautet: „Man müsse populär sein“; doch auch sie würde, wenn man ihren eigentlichen Inhalt genau betrachtet, darauf hinauskommen, dass man — nicht zum Gedanken, sondern zur Anschauung sprechen soll. Diese Forderung liesse sich *vielleicht* in Rücksicht auf die Terminologie erfüllen; aber wie würde es denn mit dem absoluten Grunde, mit dem *Prinzip* stehen, das allein, oder doch hauptsächlich, das charakteristische Merkmal einer philosophischen Betrachtungsweise ist?! Ferner aber wird man einräumen, dass, wenn ein Gedanke ausgesprochen werden soll, man sich der Sprache, *bestimmter* Wörter mit *bestimmten* Begriffen bedienen muss. Wer aber giebt sowohl den Wörtern wie den Begriffen — was im Grunde dasselbe ist — ihre Bestimmtheit? Etwa die „Gebildeten“ oder der „gesunde Menschenverstand“? wohlgemerkt es ist hier von Begriffen, nicht von Vorstellungen die Rede. Die Sphäre der „Gebildeten“ wie des „schlichten Menschenverstandes“ ist aber keineswegs die Sphäre des Denkens, sondern des Anschauens und Vorstellens. Wilhelm von Humboldt sagt (§. XX; S. 205:) „Die Verschiedenheit der auffassenden „*Stimmung* giebt denselben Lauten eine auf verschiedene Weise ge„steigerte *Geltung*, und es ist, als wenn bei jedem Ausdruck etwas „durch ihn nicht absolut Bestimmtes überschwankte. Dieser Unter„schied liegt sichtbar darin, ob die Sprache auf ein inneres Ganzes „des Gedankenzusammenhanges und der Empfindung bezogen, oder „mit *vereinzelter Seelenthätigkeit* einseitig zu einem abge„schlossenen *Zwecke* gebraucht wird. Von dieser Seite wird sie „ebensowohl durch blos *wissenschaftlichen Gebrauch*, *wenn „dieser nicht unter dem leitenden Einflusse höherer Ideen „steht*, als durch das *Alltagsbedürfniss* des Lebens, ja, da sich „diesem Empfindung und Leidenschaft beimischen, noch stärker be„schränkt“ — und an einer andern Stelle (S. 197:) „Das Wort theilt „nicht, wie eine Substanz, etwas schon Hervorgebrachtes mit, enthält „auch nicht einen schon *geschlossenen* Begriff, sondern regt blos „an, diesen mit selbstständiger Kraft, und auf bestimmte Weise, zu „bilden. Die Menschen verstehen einander nicht dadurch, dass sie „sich den Zeichen der Dinge wirklich hingeben, auch nicht dadurch, dass „sie sich gegenseitig bestimmen, genau und vollständig denselben Be-

„griff hervorzubringen, sondern dadurch, dass sie gegenseitig in ein„ander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und „innern Begriffserzeugungen berühren u. s. f.“ Unter dem „blos wissenschaftlichen“ Gebrauch versteht der Verfasser, wie aus dem daraus folgenden Zusatz klar hervorgeht, nichts Anderes als die Terminologie der sogenannten positiven Wissenschaften, d. h. der Verstandeswissenschaften. In diesen also und in der Sprache des „Alltagsbedürfnisses“ können, spricht er aus, die Wörter zu festen, konventionellen Typen bestimmter und ebenso konventioneller Begriffe werden. Anders ist es aber mit derjenigen Anschauungs- und Wortbildungsart des Geistes, welche eben nicht von der Voraussetzung dieser Ausdrücke als gegebener Typen einmal festgestellter Vorstellungen ausgeht, sondern auf das Wesen dieser Vorstellungen selbst, auf den Inhalt dieser Ausdrücke zurückgeht, welche also mit jenen Wörtern und Bedeutungen nicht zum Behuf einer weitern Erkenntniss operirt, sondern sie selbst, oder vielmehr sich selbst erkennen und erforschen will: die Philosophie. Hier giebt es ebensowenig wie in der lebendigen Wirksamkeit des Naturwaltens „geschlossene Begriffe“, sondern diese selbst, so wie folglich auch ihre Sprach-Typen, die Wörter, werden in dem Augenblick der Geistesoperation selbst erzeugt. Dies zeigt sich besonders auch in dem Einfluss, den die Philosophie auf die Terminologie der positiven Wissenschaften ausübt. Da beginnen die bisher festen Begriffe und ihre Bezeichnungsweisen plötzlich zu schwanken. „Licht“ ist dann nicht mehr das, was man bisher darunter verstand u. s. f. Wie lächerlich und unverständig wäre nun die Forderung, man müsse bei philosophischer Produktion sich nur „populärer“ Ausdrücke bedienen, da doch das philosophische Produciren eben nur darin beruht, dass die bisher im allgemeinen Bewusstsein vorhandenen Vorstellungen tiefer gefasst werden und dadurch ihr Wesen als ein anderes sich offenbaren soll, folglich auch die für dieselben geltenden Ausdrücke in einem andern Sinne zu nehmen sind. Eine solche Forderung machte die Philosophie — die wahre Philosophie, nicht jene, die gleichfalls nur mit festen und konventionellen Begriffen und Typen spielt, wie z. B. die verständige Logik und Metaphysik — unmöglich. Das Geschäft der produktiven oder — um einen gleichbedeutenden bekannteren Ausdruck zu wählen — spekulativen Philosophie wird also, in Rücksicht auf den begreifenden Leser oder Zuhörer, darin beruhen, in dem Geiste des letztern, wie sich Wilhelm von Humboldt sehr schön ausdrückt, das

richtige Glied in der Kette der innern Begriffserzeugungen zu berühren, oder vielmehr eine solche Kette selbst erst zu schaffen, und zwar dadurch zu schaffen, dass sie (die Philosophie) von einer einfachen, klaren und völlig begreifbaren Wahrheit ausgeht, von der als erstem, im Geiste selbst unmittelbar haftenden Gliede jener Kette, sie das Denken durch innere Nothwendigkeit von einem Gliede zum andern, bis zum letzten, bis zum ersten zurück, geleitet.

11. Nur zweierlei kann man also und muss man daher auch von der philosophischen Betrachtungsweise eines Gegenstandes, besonders wenn dieser selbst eine so vollkommen organische Sphäre, wie die Sprache ist, darstellt, verlangen: Ein festes Prinzip und die innere Nothwendigkeit der aus diesem Prinzip entwickelten Begriffe und Gedanken. Und gerade diese Forderung lässt Wilhelm von Humboldt fast unberücksichtigt. Seine wunderbar feinen Bemerkungen über das innere Wesen und Leben der Sprache entbehren meistentheils einer formalen Begründung, und die in ihnen enthaltenen tiefen Wahrheiten erhalten dadurch mehr den Schein von subjektiver Ueberzeugung als von objektiver Wirklichkeit, was ihnen sowohl bei dem philosophischen Forscher, als bei dem historischen Untersucher gewissermassen Abbruch thut; bei jenem in Rücksicht auf die mangelnde Nothwendigkeit des äussern Zusammenhangs, bei diesem durch die — bei neuen Gedanken leicht erklärliche — Neuheit der Ausdrücke oder ihrer Bedeutungen, wobei wir die grosse Schwierigkeit der Sprache gar nicht einmal mitrechnen wollen, die nothwendiger Weise aus der Verbindung zweier so unadäquater Elemente, wie philosophischer Inhalt und anschauliche Form sind, hervorgehen musste. Dass er der letzten eine so bedeutende Uebermacht eingeräumt — denn nicht war es möglich, dieselbe immer in Anwendung zu bringen — liegt meines Erachtens hauptsächlich in dem Mangel eines einfachen Grundprinzips, der seinerseits nur wiederum aus dem Bedürfniss des Verfassers zu erklären ist, sich gleichsam mit einem Sprunge in das Centrum des Sprachorganismus zu versetzen, statt den Leser erst allmählig in dasselbe hineinzuführen. Darum vorzüglich ist sein Werk so schwer zu verstehen, weil man, wie der Verfasser selbst, bereits eine allgemeine Vorstellung vom Ganzen haben muss, ehe man an ein klares Verstehen des Anfangs gehen kann.

§. 3. Bedeutung und Plan seines Werkes.

12. Dass die Bedeutung des Werks selbst, seinem Inhalt nach, eine sehr grosse, eine bisher im Allgemeinen unbegriffne ist, möchte grade aus den Mängeln, die wir an seiner Form auszusetzen gehabt haben, am meisten hervorleuchten. Sie ist um so grösser, als ihr durch jene Mängel scheinbar Eintrag geschieht. Sie zu schildern wird man mir wohl erlassen, weil ich glaube, dass sie mehr aus der kritischen Behandlung jenes Inhalts selbst, als aus den tönenden Phrasen einer panegyrischen Rhetorik erkannt und anerkannt zu werden vermag.

13. Es ist endlich ein Wort über den Plan des vorliegenden Werks zu sagen. Es ist dies ohne Zweifel, wie man aus den vorangegangenen Bemerkungen entnehmen kann, der schwierigste Punkt, über den ich mich hier aussprechen muss; einerseits weil eine vollständige Darlegung und Erläuterung desselben — ohne welche die erstere bei diesem Werke kaum denkbar ist — das Ganze nicht blos seinem allgemeinen, sondern auch seinem speziellen Inhalt nach als bekannt voraussetzen müsste, mit andern Worten, weil derselbe nur als das Resultat der Gesammtentwicklung mit völliger Klarheit und Bestimmtheit begriffen werden könnte; andererseits weil, wie ich oben zu erweisen gesucht, der Verfasser selbst nach keiner bestimmten formalen Methode verfahren ist, aus der man den Plan seines Werks unmittelbar abstrahiren könnte. Versteht man also unter Plan das Gerippe der innern Entwicklung eines Werks, das Gedankennetz aller sich um ein bestimmtes Ideen - Centrum gruppirenden und einander in regelmässigen Linien sich durchkreuzenden Fäden dieser Entwicklung, so leuchtet ein, dass das Vorhandensein eines solchen zugleich das Vorhandensein einer Methode bedingen, und umgekehrt, dass der Mangel der letztern zugleich auch jenen unmöglich machen muss. Denn in dem Plan eines Werks muss die innere Gliederung desselben, die hier als architektonische Harmonie erscheint, in eben so klarer Totalanschauung die Ueberzeugung seiner innern Nothwendigkeit gewähren, als in der Methode sich die einzelnen Glieder und so zu sagen Gliedmassen dieses Organismus in ihrem richtigen Verhältniss zu einander und zum Centrum selbst darstellen und als solche rechtfertigen. Nimmt man dem Begriff des Plans so wie dem der Methode das Moment dieser innern Nothwendigkeit der Beziehung der einzelnen Glieder zu einander und zum

Ganzen, so erhalten wir jene trivialen Vorstellungen von Plan und Methode, wie man sie nicht selten auch im Felde der Wissenschaft antrifft, wodurch jener zur blossen Inhaltsanzeige, diese zur blossen Manier degradirt wird. Wir haben uns enthalten, in Ermangelung einer philosophischen Methode, über die Manier Wilh. v. Humboldt's zu sprechen, aus dem einfachen Grunde, weil er eine solche im gewöhnlichen, schlechten Sinne nicht hat, da seiner Darstellung das Moment der innern Nothwendigkeit keineswegs abgeht, vielmehr darin im vollen Maasse, wiewohl nur *implicite*, enthalten ist. Aus eben demselben Grunde können wir uns hier auch nicht mit einer blossen Inhaltsanzeige, in Ermangelung eines bestimmten Plans, begnügen. Es bleibt uns daher nur ein Weg, ein Mittelweg, offen, nemlich von der im Werke selbst äusserlich beobachteten Ordnung, wie sie eben eine blosse Inhaltsanzeige wiedergeben würde, zu abstrahiren und die konkrete Masse des gesammten Ideenmaterials in eine harmonische Gliederung zu bringen, wodurch dann auch die obenerwähnte Schwierigkeit leichter zu überwinden wäre, den vollständigen, wenn auch nur — wie sich von selbst versteht — übersichtlichen Plan des Werks darzulegen, ohne den speziellen Inhalt desselben als bekannt vorauszusetzen. Zur Vermeidung eines möglichen Missverständnisses mag noch erwähnt werden, dass hier unter „Abweichung von der im Werke selbst äusserlich beobachteten Ordnung" weniger eine Verschiebung des in den verschiedenen Paragraphen vertheilten Inhalts zu verstehen ist, so dass die beabsichtigte Gliederung des Gedankenmaterials nichts weiter als eine vielleicht nur in formaler Beziehung regelmässigere Anordnung desselben wäre. Vielmehr bleibt das Material — ein Beweis, dass es ihm *implicite* keineswegs an nothwendiger Gliederung fehlt — fast durchgängig in seiner äusserlichen Ordnung; nur soll es aus seiner scheinbaren Zusammenhangslosigkeit zur begrifflichen Einheit erhoben und die nur aus dem einigen Studium des Ganzen zu gewinnende Anschauung seines organischen Wesens in objektiver Architektonik ausgeprägt werden. In Betracht der Schwierigkeiten, die sich einem solchen Versuch entgegenstellen, ist auf billige Nachsicht seitens der Leser zu rechnen.

Erster Abschnitt:

Postulate.

14. Der Verfasser nennt sein Werk eine Abhandlung „Ueber „die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und „ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschen„geschlechts". Hier konnte es schon auffallen, dass, da doch die Sprache — wie der Verfasser selbst (S. 2) sagt — das „Organ des „innern Seins" des Menschen ist, er nicht vielmehr umgekehrt von dem Einfluss der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts auf die Verschiedenheit des Sprachbaus spricht. In Wahrheit aber — es muss dies hier anfangs gleich erwähnt werden — will er weder blos das Eine noch blos das Andre ausschliesslich andeuten, da er ausdrücklich eine Wechselwirkung zwischen diesen beiden Seiten der menschlichen Existenz statuirt: „Die „Betrachtung des Zusammenhangs der Sprachverschiedenheit „und Völkervertheilung mit der Erzeugung der menschlichen Gei„steskraft...., insofern sich diese beiden Erscheinungen gegen„seitig aufzuhellen vermögen, ist dasjenige, was mich in diesen ein„leitenden Erörterungen beschäftigen wird (S. 2)"; und ebenso in einer Stelle seiner Abhandlung „über den Zusammenhang der „Schrift mit der Sprache" (S. 417:) „Erkenntniss und Sprache „wirken dergestalt wechselsweise auf einander, dass, wenn von dem „Einfluss auf die eine die Rede ist, die andre nie davon ausgeschlos„sen werden kann". Somit wäre es vielleicht genauer gewesen, in dem Titel statt „Einfluss" den Ausdruck Beziehung zu wählen. Ferner ist nicht ausser Acht zu lassen, dass der Verfasser nicht überhaupt von der Sprache oder besser: Sprachfähigkeit, als spezifischer Dynamis des menschlichen Wesens, und deren Zusammenhang mit der Geistesentwicklung reden will, sondern von dem Verhältniss der Verschiedenheit der Sprachen zu der Geistesentwicklung; woraus hervorgeht, dass er auch unter der letztern die Verschiedenheit der geistigen Entwicklung versteht, wie sie sich in der Besonderung und Spaltung der verschiedenen sich gegeneinander abgrenzenden Nationalitäten offenbart. Entwicklung ist hier also im Sinne von Zerlegung, Entfaltung in verschiednen Sphären, zu nehmen.

2*

Dieser doppelte, in analogen Erscheinungen und symmetrischen Momenten sich darstellende Parallelismus der Sprach- und Nationalitätsverschiedenheit kann jedoch begreiflicherweise weder in ideeller noch reeller Beziehung ein Anfang, ein Erstes sein; vielmehr setzt die Verschiedenheit an sich selbst eine Einheit, und weil sie doppelt ist, eine doppelte Einheit voraus; nemlich eine Einheit der Sprachbildung, aus der, als ihrem Princip, die Differenz der Sprachen entspringt, und eine Einheit der allgemeinen geistigen Entwicklung der Menschheit, aus der, als ihrem Princip, die Differenz der besondern Entwicklungsformen entspringt, die wir als verschiedene Nationalcharaktere bezeichnen können. — Hier also haben wir einen Anfang, ein Prinzip, wenn man will, aber ein doppeltes; nemlich

15. Ein Sprachideal, oder, wie sich der Verf. ausdrückt: Die Idee der Sprachvollendung (cf S. 10), welche er aber — ein Punkt, der für seine ganze Entwicklung höchst bedeutend ist — nicht als die sich in der Totalität der vorhandenen, oder vorhanden gewesenen, oder noch entstehenden Sprachen offenbarende konkrete Universalität des Sprachgeistes d. h. als die absolute Formationsfähigkeit und gleichsam Form aller Formen desselben fasst, sondern als eine, allerdings höchste und vollkommenste, aber daher nur annäherungsweise erreichbare Form betrachtet; woraus hervorgeht, dass er die Verschiedenheit des Sprachbaus selbst weniger in einem spezifischen als in einem graduellen Unterschied findet. Das Maass für die Bestimmung desselben ist dann eben jenes Sprachideal selbst, das insofern nur eine, wie der Verf. selbst fühlt, nothwendige Hypothese und *conditio sine qua non* ist. „Man erblickt darin“ (in der Sprache) „das Streben, der Idee der Sprachvollendung Da-„sein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Diesem Streben nachzugehen „und dasselbe darzustellen, ist das Geschäft des Sprachforschers in „seiner letzten, aber einfachsten Auflösung. Das Sprachstudium be-„darf übrigens dieser, vielleicht zu hypothetisch scheinenden Ansicht „durchaus nicht als einer Grundlage. Allein es kann und muss die-„selbe als eine Anregung benutzen, zu versuchen, ob sich in den „Sprachen ein solches stufenweis fortschreitendes Annähern „an die Vollendung ihrer Bildung entdecken lässt (S. 10)“ und ferner (S. 8). „Wenn man die Sprachen genetisch als eine auf einen „bestimmten Zweck“ (nemlich das Sprachideal zu verwirklichen) „gerichtete Geistesarbeit betrachtet, so fällt es von selbst in die

„Augen, dass dieser Zweck in niedrigerem oder höherem Grade „erreicht werden kann". *)

16. Die ursprüngliche Kraft des Menschengeistes bildet nun das zweite Prinzip seiner Entwicklung, das aber, genau genommen, wie wir bald sehen werden, dem ersten nicht durchaus koordinirt ist. „Diese in dem Laufe der Jahrhunderte und in dem „Umfange des Erdkreises, dem Grade und der Art nach, verschie-„denartige Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft ist das „höchste Ziel aller geistigen Bewegung, die letzte Idee, welche die „Weltgeschichte klar aus sich hervorgehen zu lassen streben muss"; (S. 1) und ferner: „die aus ihrer innern Tiefe und Fülle in den „Lauf der Weltbegebenheiten eingreifende Geisteskraft ist das wahr-„haft schaffende Prinzip in dem verborgenen und gleichsam geheim-„nissvollen Entwicklungsgange der Menschheit". (S. 12) Es ist nun

*) Diese Ansicht ist, wie gesagt, für das Verständniss des ganzen Werks sehr wesentlich. Kritisch darauf einzugehen, ist hier nicht der Ort; nur die eine Bemerkung mag hier Platz finden, dass zwar allerdings ein solcher gradueller Unterschied zwischen den Sprachen existirt, dass aber die konkrete Idee der Sprache keineswegs in einem abstrakten, behufs weiterer Erklärung angenommenen Ideal, also in einer bestimmten Form zu suchen ist, noch weniger aber ein solches Sprachideal als Prinzip der Erforschung des eigentlichen Wesens der Sprache betrachtet werden darf. Denn da dieses Ideal, weil es eben nur annäherungsweise erreicht werden kann, ein ewig Unbekanntes und Fernes bleibt, so ist die Sprachforschung in die Nothwendigkeit versetzt, sich bei der Verschiedenheit zu beruhigen, ohne dass es ihr möglich ist, in dieser Verschiedenheit die Einheit zu erblicken d. h. sich zur Sprachphilosophie zu erheben. Denn die Philosophie geht nirgend auf die Verschiedenheit, sondern stets auf die Einheit. Glücklicherweise führt der feine Takt des Verfassers ihn bald über die selbstgeschaffene Schranke im Prinzip hinaus, indem er den Satz ausspricht (S. 47:) „Die Formen mehrerer Sprachen können in einer noch allgemeinern Form zusammenkommen, und die Formen aller thun dies in der That, insofern man überall vom Allgemeinsten ausgeht ..... Denn so wundervoll ist in „der Sprache" (wie in jeder menschlichen Sphäre) „die Individualisirung in-„nerhalb der allgemeinen Uebereinstimmung, dass man ebenso richtig „sagen kann, dass das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als dass „jeder Mensch eine besondre besitzt". Hier ist also von einem abstrakten Ideal nicht mehr die Rede, vielmehr ist das Allgemeine in dieser Uebereinstimmung das eigentlichste, konkreteste Wesen der Sprache selbst.

die Frage, ob diese „Geisteskraft“ neben dem Sprachideal und ihm gegenüber wirklich als zweites Prinzip zu betrachten ist, oder ob das erstere demselben doch vielleicht nur untergeordnet ist. Für die erstere Ansicht sprechen die Vorstellungen des Verf. von gegenseitiger Ein- und Wechselwirkung zwischen Sprache und Erkenntniss, für die zweite der Umstand, dass der Verf. der „Geisteserzeu-„gung“ nicht nur die Sprachentwicklung, sondern auch die geschichtliche Entwicklung der Völker gegenüberstellt.*) Von diesem Gesichtspunkt erscheinen dann die geschichtliche Fortbildung der Menschheit und die Entwicklung der Sprache als die beiden Hauptmomente und vorzüglichsten Sphären, in denen sich die „Er-„zeugung der Geisteskraft“ offenbart, und die Sprache selbst als eine dieser Hauptwirksamkeiten der menschlichen Geistes-„kraft“ (S. 8). Wir müssen diesen vielleicht nur scheinbaren Widerspruch hier auf sich beruhen lassen und verweisen daher auf die Kritik (Zusatz zu §. 5). So viel scheint uns jedoch klar, dass der Verf., sobald er, jenes Moment der geschichtlichen Entwicklung zur Seite lassend, auf seinem eigentlichen Zweck, die Erforschung des Wesens der Sprache, das Hauptaugenmerk richtet, jene beiden Momente seiner Entwicklung, das Sprachideal und die ursprüngliche Kraft des Menschengeistes, als wirklich einander koordinirte Prinzipe betrachtet, die sich gegenseitig bedingen und aufeinander einwirken.**) — Der Begriff dieser „Geisteskraft“ wird nun theils positiv, theils negativ bestimmt. In letzterer Rücksicht wird sie und ihre Wirksamkeit dem blos äusserlichen Causalnexus gegenübergestellt: „Die genauere Betrachtung des heutigen Zu-„standes der politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bil-

*) Vergl besonders S. 247: „Sprache und intellektuelle Anlagen „lassen sich in ihrer beständigen Wechselwirkung nicht von einander trennen, „und auch die geschichtlichen Schicksale möchten.... von dem innern „Wesen der Völker und Individuen so unabhängig nicht sein“.

**) Daher sagt der Verf. S. 37: „Die Sprache ist gleichsam die äusserliche „Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist „ihre Sprache; man kann sich beide nie genug identisch denken. Wie sie „in Wahrheit mit einander in einer und ebenderselben, unserm Begreifen „unzugänglichen Quellen zusammenkamen, bleibt uns unerklärlich verborgen. „Ohne aber über die Priorität der einen oder andern entscheiden zu wollen, müssen wir als das reale Erklärungsprinzip und als den

„dung führt auf eine lange, durch viele Jahrhunderte hinlaufende „Kette einander gegenseitig bedingender Ursachen und Wirkun- „gen. Man wird aber bei Verfolgung derselben bald gewahr, dass „darin zwei verschiedenartige Elemente obwalten, mit denen die Un- „tersuchung nicht auf gleiche Weise glücklich ist. Denn indem man „einen Theil der fortschreitenden Ursachen und Wirkungen genügend „aus einander zu erklären vermag, so stösst man, wie diess jeder „Versuch einer Kulturgeschichte des Menschengeschlechts beweis't, von „Zeit zu Zeit gleichsam auf Knoten, welche der weitern Lösung „widerstehen. Es liegt dies eben in jener geistigen Kraft, die sich „in ihrem Wesen nicht ganz durchdringen und in ihrem Wir- „ken nicht vorher berechnen lässt." (S. 3) und an einer andern Stelle: „Die Erscheinung der geistigen Kraft des Menschen in ihrer „verschiedenartigen Gestaltung bindet sich nicht an Fortschritte der „Zeit und an Sammlung des Gegebenen. Ihr Ursprung ist ebenso- „wenig zu erklären, als ihre Wirkung zu berechnen... In „allen ihren Schöpfungen bringt die schaffende Natur eine gewisse „Anzahl von Formen hervor, in welchen sich das ausspricht, was von „jeder Gattung zur Wirklichkeit gediehen ist und zur Vollendung ihrer „Idee genügt. Man kann nicht fragen, warum es nicht mehr oder „andre Formen giebt? es sind nun einmal nicht andre vorhanden „— würde die einzige naturgemässe Antwort sein. Man kann aber „nach dieser Ansicht, was in der geistigen und körperlichen Natur „lebt, als die Wirkung einer zum Grunde liegenden, sich nach uns „unbekannten Bedingungen entwickelnden Kraft ansehen". Hier geht

---

„wahren Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit die geistige Kraft „der Nationen ansehen, weil sie allein lebendig selbstständig vor uns steht, „die Sprache dagegen nur an ihr haftet". Das Letztere könnte man aber mit demselben Recht auch umgekehrt behaupten, da er an einer andern Stelle (S. 38) die Ansicht ausspricht: „Unter allen Aeusserungen, an welchen Geist „und Charakter erkennbar sind, ist die Sprache die allein geeignete, beide „bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen. Wenn man also die „Sprachen als einen Erklärungsgrund der successiven geistigen „Entwicklung betrachtet ....". Wenn sie sich also gegensetig erklären, so kann man wohl nicht behaupten, dass blos die eine „selbstständig vor uns steht", die andre dagegen blos „an jener haftet"; sondern wenn ein solches Verhältniss existirt, so ist es jedenfalls nach des Verfassers eignen Worten ein gegenseitiges.

der Verf. nun auf die positive Bestimmung derselben über, indem er fortfährt: „Wenn man nicht auf alle Entdeckung eines Zusammen-„hanges der Erscheinungen im Menschengeschlecht Verzicht leisten „will“ — eine Gefahr, die aus der oben ausgesprochenen Ansicht von der Unerklärlichkeit des Ursprungs, des Wesens und des Wirkens jener Kraft allerdings sehr leicht entspringen konnte — „muss „man doch auf irgend eine selbsstständige und ursprüngliche, „nicht selbst wieder bedingt und vorübergehend erscheinende Ursache „zurückkommen. Dadurch aber wird man am natürlichsten auf ein „inneres, sich in seiner Fülle frei entwickelndes *Lebensprinzip* „geführt, dessen einzelne Entfaltungen darum nicht in sich unverknüpft „sind, weil ihre äussere Erscheinungen isolirt dastehen“. (S. 7) — Fassen wir das eben Mitgetheilte in eine einfache Bestimmung zusammen, so nimmt der Verf. ein seinem Ursprung, Wesen und Wirken nach zwar *unbestimmbares*, aber nichtsdestoweniger an sich selbst *bestimmtes* und in sich nothwendiges *Lebensprinzip* an, dessen wesentlichste Manifestation im Reiche des Geistes die Sprache ist. „Die Hervorbringung der „Sprache ist“ also „ein inneres Bedürfniss der Menschheit ...., ein „in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwicklung ihrer geistigen „Kräfte .... unentbehrliches“ (S. 9). So werden wir also allmählig auf unsern Ausgangspunkt zurückgeführt. Denn „sieht man nun“ „fährt der Verf. S. 9 fort, „wie man nicht umhin kann, jede einzelne „Sprache als einen Versuch .... zur Ausfüllung jenes Bedürfnisses an, „so lässt sich wohl annehmen, dass die sprachbildende Kraft in der „Menschheit nicht eher ruht, bis sie, sei es einzeln, sei es im Gan-„zen, das hervorgebracht hat, was den zu machenden Forderungen „am meisten und am vollständigsten entspricht“. Diese Forderungen zusammengenommen machen nun das „Sprachideal, die Sprachvollendungsidee“ aus, die wir oben erläutert haben; und somit ist der Kreis, welcher die Basis der ganzen folgenden Entwicklung umgrenzt, vollendet. Wir wollen hier nur noch auf den Zusatz „sei es im Ganzen“ aufmerksam machen, als woraus hervorgeht, dass der Verf. wohl fühlt, wie ein Sprachideal als einzelne Form ein zu enger, abstrakter Begriff ist, der das Wesen der Sprache zu erklären nicht im Stande ist. Jene Forderungen können eben nur „im Ganzen“ erfüllt werden, die Spracherzeugung findet nur in sämmtlichen Formen und in deren spezifischer Differenz ihre wahrhafte Realisation, weil das Absolute, sofern es in die Erscheinung tritt, stets nur in

differenten, resp. einander entgegengesetzten Formen sich verwirklichen kann. So ist, um ein Beispiel zu wählen, das Ideal des Menschen weder in der Männlichkeit noch in der Weiblichkeit allein zu suchen, oder gar ausser beiden — ein Zwitter ist überall eine Abnormität —, sondern die Einheit der menschlichen Natur beruht grade in dieser Doppelseitigkeit und Differenz. So ist's auch mit der Sprache und dem Sprachideal. Die Betrachtung der Sprachen nach ihren graduellen Unterschieden, wofür als Maass ein abstraktes Sprachideal postulirt wird, kann für die Erforschung des allgemeinen konkreten Wesens der Sprache selbst nicht erspriesslich sein. Dies fühlt auch, wie gesagt, der Verf. selbst sehr wohl, und es ist grade dies Gefühl, was ihn unter Anderem bei der Bestimmung jener „selbstständigen Geisteskraft" nicht nur von einer „dem Grade," sondern auch „der Art nach verschiedenartigen Offenbarwerdung" derselben sprechen lässt (siehe oben).

17. Diese beiden Prinzipe des Verf. mussten hier desswegen so vollständig dargelegt werden, weil auf ihnen die ganze nachfolgende Entwicklung basirt ist, deren einfachstes und allgemeinstes Ziel darin besteht, dass jene Rückkehr des ersten Prinzips durch das zweite zu sich selbst in den einzelnen Erscheinungen und Gestaltungen, die es in dieser seiner Bewegung zeigt und annimmt, betrachtet und nachgewiesen werden soll. Indem aber der Verf. also die historische und organische Selbstschöpfung des Sprachgeistes als eine bestimmte Thätigkeitssphäre jener ursprünglichen Kraft des Menschengeistes betrachtet, wird er unwillkürlich auf die andre Sphäre derselben und auf die Beziehung zwischen beiden Sphären geführt. Diese andre Offenbarungsform des allgemeinen menschlichen Geistes ist die Geschichte. Sprache und Geschichte*) und, wenn man auf

*) Neben Sprache und Geschichte giebt es jedoch noch eine dritte Realisationsform des Geistes: die Kunst Wie die Sprache zum Inhalt die Erkenntniss und — objektiv genommen — die Wahrheit und zur Quelle das Denken hat, wie die Geschichte in ebenderselben Beziehung zur sittlichen That und zum sittlichen Wollen steht, ebenso verhält sich die Kunst, gleichsam die symbolische Einheit jener beiden, zur Empfindung, als ihrer Quelle, und zur Darstellung des Schönen, als ihrem Inhalt. Wir können hier auf eine speziellere Vergleichung der drei Sphären des sich offenbarenden allgemeinen Geistes nicht eingehen; nur die eine Be-

ihren Inhalt und ihre Quellen im Menschengeiste selbst zurückgeht, Erkenntniss und That, Denken und Wollen — lassen somit als die beiden Formen der theoretischen und praktischen Realisation des Geistes die absolute Sphäre der menschlichen „Geisteserzeugung", deren beide Pole sie gleichsam bilden, als einen universalen Organismus erscheinen. (Vergl. Kritik §. 5.)

18. Aus dieser allgemeinen Sphäre der „Geisteserzeugung" kommen wir nun zu deren zweiter, besonderer Gestaltung; nemlich auf die Beziehung zwischen der Sprache und Geschichte der Nationen. Diese findet der Verf. hauptsächlich in den von ihm in ihrer Verschiedenheit entwickelten Momenten der Civilisation, Kultur und Bildung, deren Gesammtbegriff die „geistige Individualität" der Völker ausmache, welche nach vier Phasen bestimmt werden kann. (S. 23 ff.) „1. Das ruhige Leben der Völker nach den natür- „lichen Verhältnissen ihres Daseins auf dem Erdboden; 2. ihre bald „durch Absicht geleitete oder aus Leidenschaft und innerm Drange „entspringende, bald ihnen gewaltsam abgenöthigte Thätigkeit in Wan- „derungen, Kriegen u. s. f.; 3. die Reihe der geistigen Fortschritte, „welche sich gegenseitig als Ursachen und Wirkungen aneinanderket- „ten; 4. endlich die geistigen Erscheinungen, die nur in der Kraf tihre „Erklärung finden, welche sich in ihnen offenbart" (S. 24). (Siehe Kritik §. 5 Zusatz.)

Die dritte Sphäre endlich ist die des Individuums. Wie die Nationalität sowohl in Rücksicht auf Sprache als auf Geschichte eine Beschränkung der allgemeinen Entwicklung des Geistes ist, so ist die Individualität eine — und zwar die höchste — Beschränkung der Nationalität. Durch diese doppelte Negation — *determinatio est negatio* — geht also die höchste Individualität zugleich wieder mit dem allgemeinen Geist unmittelbar zusammen und wird so dessen wahrhafteste, konkreteste Realisation (S. 24 ff.), „denn das Ahnen einer „Totalität und das Streben darnach ist unmittelbar mit dem Gefühl

merkung wollen wir noch machen, dass die Kunst insofern an den wesentlichsten und charakterischsten Momenten der Sprache und Geschichte Theil hat, als sie — im allgemeinsten, aber wahrsten Sinne gefasst — die erste noch ungeschiedene Quelle ist, in welcher der menschliche Geist hervorströmt, daher auch ihr Name streng genommen nur Fähigkeit und Vermögen bezeichnet. Auf dieses dritte Moment nimmt indess der Verf. nur im Vorübergehen und andeutungsweise (S. 14) Rücksicht.

der Individualität gegeben und verstärkt sich in demselben Grade, als das letztere geschärft wird, da doch jeder Einzelne das Gesammtwesen des Menschen, nur auf einer einzelnen Entwicklungsbahn, in sich trägt" (S. 30).

19. Hier sind wir nun an einem Ziel angelangt. Nachdem der Verf. so

1. Die Postulate der vorliegenden Untersuchung dargelegt;

2. Die Bewegung und Gestaltung des Geistes in den drei Sphären des Allgemeinmenschlichen, Nationalen und Individuellen nachgewiesen hat,

so lässt er das eine Moment der Realisation des Geistes, nemlich die Geschichte, fallen, um das andre, die Sprache, in ihren besondern Erscheinungen weiter zu verfolgen.

Zweiter Abschnitt:

Ursprung und Form der Sprachschöpfung überhaupt.

(§. VI — VIII; vergl. Kritik §. 8 u. 9 mit dem Zusatze.)

20. Bei der Frage „über den Ursprung" — die hier übrigens einen ganz andern Sinn hat als jene, die der Herder'schen und andern Abhandlungen zu Grunde liegt — kommt ein doppeltes Moment in Betracht: das schaffende Subjekt und die Motive des Schaffens.

Das schaffende Subjekt, sagt der Verf. sind nur die Nationen: „Das Dasein der Sprache beweist, dass es auch geistige Schöpfungen giebt, welche ganz und gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbstthätigkeit Aller hervorgehen können. In den Sprachen also sind, da dieselben immer eine nationale Form haben, Nationen, als solche, eigentlich und unmittelbar schöpferisch" (S. 32). Dieser einseitigen Wahrheit stellt sich jedoch sogleich die andre ebenso berechtigte Seite gegenüber, nemlich: dass die Sprache eine „Selbstschöpfung des Individuums" ist, da sie, wie später gezeigt wird, nicht gelehrt, sondern nur durch Anregung der individuellen Sprachkraft selbstständig erzeugt werden kann (S. 55). Hieraus ergiebt

sich also, dass, wenn „die Sprachen Schöpfungen der Nationen sind, „sie doch Selbstschöpfungen der Individuen bleiben" (S. 34). „Die „beiden hier angeregten, einander entgegengesetzten Ansichten, dass „die Sprache der Seele fremd" (als überlieferte Nationalsprache) „und „ihr angehörend, von ihr unabhängig und abhängig ist, verbinden sich „wirklich in ihr und machen die Eigenthümlichkeit ihres We- „sens aus ..... die wahre Lösung dieses Gegensatzes liegt in der „Einheit der menschlichen Natur" (S. 62 ff.), oder vielmehr in der Individualität derselben; daher auch der Verf. mit grosser Feinheit bemerkt, dass „jede Nation, noch abgesondert von ihren äus- „sern Verhältnissen, als eine menschliche Individualität betrachtet „werden muss." (S. 30 ff). — Das schaffende Subjekt ist also weder blos in der Nation noch blos in dem Einzelnen zu suchen, sondern in Beiden und zwar in Dem, was sie beide gemeinschaftlich haben: in dem Allgemeinmenschlichen ihres Wesens. (Siehe III. Abschnitt und Kritik §. 8 Zusatz.)

21. Als die Motive und Ursachen des Schaffens giebt der Verf. Geselligkeit, Hülfsbedürftigkeit und geistige Ausbildung (S. 29) an. Später wird dies Moment jedoch tiefer gefasst. (S. 53:) „Ohne auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen „zu sehen, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des „Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Er- „scheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschäftlich „und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbar- „keit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat". Das Verständniss ist jedoch nicht blos Bedingung, sondern auch Zweck des Sprechens. (S. 42) In dieser äussern Beziehung festgehalten, erhält die Sprache die Bedeutung einer Gedankenmittheilung, und darf dann als „kein Werk *(Ergon)* sondern" nur als „eine Thätigkeit *(Energeia)*" betrachtet werden. „Ihre wahre Definition kann „daher nur eine genetische sein" — das ist einer von den wahrhaft spekulativen Gedanken Wilh. v. Humboldt's. — „Sie ist nemlich die „sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulirten Laut „zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen" (S. 41). Daher muss man „die Sprache nicht sowohl wie ein todtes Erzeugtes, „sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen, mehr von dem „abstrahiren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und Vermitt- „lung des Verständnisses wirkt, und dagegen sorgfältiger auf ihren „mit der innern Geistesthätigkeit engverwebten Ursprung und ihren

gegenseitigen Einfluss zurückgehen". (S. 39) So werden wir also unvermerkt über jene äussere Beziehung der Gedankenmittheilung hinaus zu der tiefern Ansicht geleitet, in welcher die Sprache sich als die Form der Gedankenerzeugung darstellt.

22. Die Form der Sprachschöpfung betrachtet der Verf. zunächst nur in ihrer Besonderung, indem er einerseits die Sprache im Sinne von Nationalsprache nimmt, also von der Verschiedenheit*) der Formen ausgeht, andrerseits diese Verschiedenheit an der „Idee der Sprachvollendung", an der absoluten Form, d. h. am Sprachideal (siehe Abschnitt I) abmisst. (S. 39 u. 40.) Aus diesem Gesichtspunkt definirt er die „Form der Sprache" als die systematische Darstellung des „in der Arbeit des Nationalgeistes, den „artikulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegenden" und „so vollständig wie möglich in seinem Zusammenhange aufgefassten „Beständigen und Gleichförmigen" (S. 42); wobei er sich dagegen verwahrt, dass man unter Form hier „grammatische Form" verstehen könnte. Da es ihm jedoch hier nicht um die Form der Sprache sondern nur um die „Form der Sprachen" (§. VIII) zu thun ist, so darf der dieser Form gegenüberstehende Stoff auch nicht das Denken überhaupt, sondern muss ebenfalls etwas Besonderes sein, etwa die in der Nationalität begründete, eigenthümliche Anschauungs- und Vorstellungsweise einerseits, und der gleichfalls in der Nationalität begründete eigenthümliche Lautartikulationssinn andrerseits. Allein es ist klar, dass dieser Eigenthümlichkeit der Anschauungsweise und des Lautartikulationssinns eine Allgemeinheit, und jener Verschiedenheit eine Einheit zu Grunde liegen muss, nemlich die allgemeinmenschliche Anschauungsweise und der allgemeinmenschliche Artikulationssinn. So wird denn der Verf. gleichsam wider Willen — wie er sich denn überall nur ungern von dem Gebiete der Nationalsprachen und deren Verschiedenheit in die höhere Sphäre der Sprache überhaupt und deren Einheit erhebt — über diese Grenze hinausgeführt: „Der Form steht freilich (!) ein Stoff gegenüber; um aber den Stoff der Sprachform „zu finden, muss man über die Grenzen der besondern

*) Man fühlt leicht heraus, dass hier eine Lücke ist; welche, ist jedoch mit wenig Worten schwer anzugeben. Näher wird dies in der Kritik besprochen werden. Vergl. Zusatz zu § 13, 90.

„Sprache hinausgehen“ (S. 45) und: „die Formen mehrerer „Sprachen können in einer noch allgemeinern Form zusammen-„kommen, und die Formen aller thun dies in der That, insofern man „überall blos (!) vom Allgemeinsten ausgeht: von den Verhältnissen „und Beziehungen der zur Bezeichnung der Begriffe und der zur „Redefügung nothwendigen Vorstellungen, von der Gleichheit der Laut-„organe, deren Umfang und Natur nur eine bestimmte Zahl artikulir-„ter Laute zulässt“, u. s. f. — Auf die nähere Entwicklung dieser drei Phasen lässt sich der Verf. jedoch nicht ein, sondern geht nun sogleich auf die nähere Begründung des eigentlichen Wesens der Sprache über. Doch enthält der nun folgende Abschnitt so viele tiefe wenn auch nur beiläufige Gedanken, die auch über das Verhältniss dieser dreifachen Entwicklung Aufschluss geben, dass es nur einer passenden Anordnung derselben bedarf, um zu zeigen, dass der Verf. über das wahre Verhältniss der allgemeinen, besondern und individuellen Spracherzeugung vollkommen im Klaren ist. (Vergl. Abschnitt IV, B, 1. b)

Dritter Abschnitt:

Wesen und Ziel der Sprachschöpfung überhaupt.

(§ IX — XII; vergl. Kritik § 18 ff.)

23. Dieser Abschnitt enthält in philosophischer Rücksicht den eigentlichen Kern der ganzen Entwicklung, weil der Verf. von § XIII ab, nachdem er die Betrachtung des allgemeinen Wesens der Sprache abgeschlossen hat, wieder auf den frühern Weg, nemlich: „die Spra-„chen in der Verschiedenartigkeit ihres Baues als die nothwen-„dige Grundlage der Fortbildung des menschlichen Geistes darzustel-„len“ einlenkt, indem er ausdrücklich bemerkt, dass er nur durch jenen Zweck „genöthigt worden sei, in die Natur der Sprache „überhaupt einzugehen“ und hinzufügt, dass er „im Vorigen „(§ IX — XII) das Wesen der Sprache nur in seinen allgemein-„sten Grundzügen dargelegt, und wenig mehr gethan, als ihre De-„finition ausführlicher zu entwickeln“. (S. 104) Für uns aber ist das, was der Verf. „Wenig“ nennt, nicht nur etwas sehr Bedeutendes überhaupt, sondern auch das relativ Wichtigste im ganzen Werk.

Die 4 §§, aus denen dieser Abschnitt besteht, bilden, wenn

auch nicht ihrer Ueberschriften und ihrer äussern Methode, so doch ihrem wesentlichen Inhalt nach, ein bestimmtes, in sich abgeschlossenes System, dessen Gerippe wir hier kurz darlegen wollen.

24. Der allgemeine Inhalt des ganzen Abschnitts ist, wie wir schon oben angegeben, die Entwicklung des Wesens und des Ziels der Sprachschöpfung überhaupt.

25. Der § IX enthält nun, gleichsam als Einleitung in dies System, die Aufstellung und Erörterung der zu jener Entwicklung nothwendigen Prinzipien, welche zugleich sich als Momente der Spracherzeugung selbst erweisen, nemlich des allgemeinen Stoffs und der allgemeinen Form der Sprache. „Zwei Prinzipe" sagt der Verf. (S. 49) „treten bei dem Nachdenken über die Sprache im All„gemeinen und der Zergliederung der einzelnen, sich deutlich von „einander absondernd, an das Licht: die Lautform und der von ihr „zur Bezeichnung der Gegenstände und Verknüpfung der Gedanken „gemachte Gebrauch". Allein es ist sofort einleuchtend, dass der Ausdruck „Gebrauch" nur relative Geltung haben kann, und dass es nicht sowohl auf den Zweck der Lautformung, als auf ihr Prinzip, ihren Inhalt selbst, ankommt; weshalb es auch gleich weiter heisst: „der letztere" (der Gebrauch nemlich) „gründet sich auf die Forder„ungen, welche das Denken an die Sprache bildet, woraus die „allgemeinen Gesetze dieser entspringen" und (S. 50) „die Sprache ist das bildende Organ der Gedanken". (Das Weitere siehe Kritik § 18.) Fassen wir nun den ganzen Inhalt dieses § IX in seiner organischen Gliederung zusammen, so erhalten wir Folgendes: die Sprache ist die stete Erzeugung des Gedankens, als ihres Stoffes, im Laute, als ihrer Form. Die Einheit dieser beiden Momente giebt aber nur den allgemeinsten, abstraktesten Begriff der Sprache, den wir als absolute Sprachform bezeichnen können. Da nun 1. der Stoff dieser absoluten Sprachform die allgemein-menschliche Anschauungsweise, oder im allgemeinsten Sinne das Denken ist; da 2. ferner die absolute Sprachform selber wiederum Stoff der besondern Sprachform; und 3. endlich die besondere Sprachform ihrerseits wieder Stoff der individuellen Sprachform wird: so lassen sich in der Untersuchung über „die Natur und Beschaffenheit der Sprache" nothwendig drei Fragen aufstellen:

1. Wie verhält sich in der Sprache überhaupt der Stoff zur Form, d. h. der Gedanke zum Laut?

2. Wie verhält sich in der Nationalsprache der Stoff zur

Form, d. h. die allgemeine Sprachform zur nationalen Spracherzeugung?

3. Wie verhält sich in dem individuellen Sprechen der Stoff zur Form, d. h. die besondre Sprache zum individuellen Denken?

Wir sehen in diesen drei Fragen schon die nach drei nothwendigen Momenten der Entwicklung fortschreitende Individualisirung der δύναμις zur ἐνέργεια der Sprache, indem, was in dem einen Moment Form ist, in dem folgenden wiederum zum Stoff wird, bis die letzte Stufe, die individuelle Spracherzeugung gleichsam wieder in den Anfang der ersten, als allgemeiner Erzeugung des Gedankens im Laute, zurückkehrt. (Das Weitere und Speziellere siehe Kritik § 9.)

26. Nachdem nun so der Verf. im § IX das dialektische Prinzip des ganzen systematischen Fortgangs der folgenden Erörterung dargelegt, geht er auf die spezielle Entwicklung desselben nach allen seinen Konsequenzen und Gestaltungsformen über. Die folgenden 3 §§, aus welchen der III. Abschnitt besteht, enthalten nemlich die vollständige Beantwortung der ersten Frage; Alle übrigen §§ behandeln die zweite, da diese der eigentliche Gegenstand der ganzen Abhandlung ist. Die dritte Frage wirft der Verf. mit der ersten zusammen, was von einem richtigen Takt seinerseits zeugt, insofern sie wirklich beide sich ihrem wesentlichen Inhalt nach nicht unterscheiden, da die Individualität ja das allgemeine Wesen des Menschen selbst ausmacht, und der Einzelne nur in sofern der Nation gegenübersteht, als er den allgemeinen Geist in sich trägt. (Das Nähere vergl. Kritik § 15, 96.) Es kommt nunmehr bei der ersten und nochmehr der dritten Frage hauptsächlich auf die konkreten Elemente und realen Erscheinungen der Erzeugung an.

27. In dem ganzen Abschnitt (§ X — XII) wird nun 1. die Form der Spracherzeugung oder die Lautbildung für sich, 2. der Stoff derselben oder die Ideenerzeugung, 3. das Verhältniss beider zu einander untersucht. Wir haben so abermals drei Abschnitte, die sämmtlich schon im § X zur Erörterung kommen.

Der Erste behandelt die Lautform in ihren drei Entwicklungsstufen: Artikulirter Laut — Silbe — Wort, von denen die letzte wiederum drei Stufen zeigt: Wurzel — Stamm — Sprossform. Wie das Wort erst die wahrhafte Verwirklichungsform der Artikulation, weil in ihm das Moment der Bedeutung zu seinem Recht kommt,

so ist die Sprossform die wahrhafte und zugleich individuellste Verwirklichungsform der Wurzel, weil in ihr die Beziehung zu ihrem Recht kommt. Der Gedanke, dessen nächster Ausdruck die Beziehung ist, bildet natürlich hier die Grenze; er ist das letzte Ziel der Spracherzeugung, wie ihr Prinzip. Dies leitet uns auf

28. Zweitens: die Ideenerzeugung, welche der Verf. ebenfalls noch im § X behandelt. Es kommt hier theils die Bezeichnungsweise der Vorstellungen und Begriffe durch den Laut in Betracht, in welcher der Verf. gleichfalls 3 Stufen unterscheidet, nemlich *a)* die „unmittelbar nachahmende" Bezeichnung (S. 78), *b)* die „symbolische" (79), *c)* „die analogische" (S. 80), theils der Unterschied zwischen der Bezeichnungsart der „Begriffe" und „Beziehungen", bei welcher letzteren hauptsächlich die „symbolische und analogische in Anwendung" kommt. — Schliesslich spricht der Verf. noch von „der Technik" der Sprachen, die er „wieder in die phonetische und intellektuelle" eintheilt. Ich führe dies jedoch nur der Vollständigkeit wegen an, denn auf eine nähere Begründung und Entwicklung lässt sich der Verf. bei dieser Betrachtung nicht ein. Im § XI, der die Ueberschrift „Innere Sprachform" trägt, verrückt sich der Standpunkt dieser Untersuchung theilweise, insofern darin nicht blos von der Erzeugung der Ideen die Rede ist, worunter übrigens auch nichts Anders verstanden werden kann, als was schon im § X mit der Bezeichnungsweise der Begriffe und Beziehungen gemeint, also dort schon erledigt war, sondern auch die „Sprachform" schliesslich wieder in ihrer besondern Bedeutung, als Form der Nationalsprachen, gefasst wird. Dies erschwert das Verständniss überhaupt sehr, da man auf diese Weise den leitenden Faden unvermerkt aus der Hand verliert.

29. Drittens: der § XII ist verhältnissmässig sehr kurz. Seine Ueberschrift lautet: „Verbindung des Lautes mit der innern Sprachform" und verspricht viel. Allein auch hier erfahren wir Nichts, was uns nicht schon § X in der Erörterung über die Bezeichnungsweise der Begriffe und Vorstellungen gegeben, in welcher allerdings schon jene Betrachtung der „Verbindung" mit einbegriffen ist. Statt dessen aber füllt der Verf. diesen § mit Reflexionen über die besondre Sprachgestaltung, die in diesem ganzen Abschnitt eigentlich nicht hineingehören. Ziehen wir aber auch die §§ XI u. XII von diesem ganzen Abschnitt, weil für die Entwicklung des ihm ur-

sprünglich — auch in der Absicht des Verf's, wie der Eingang des § XIII lehrt — zu Grunde liegenden Gedankens, nemlich das Wesen der Sprache überhaupt zu ergründen, unwesentlich, ab, so bleiben doch § IX und § X, übrigens auch der Ausdehnung nach fast ¼ des ganzen Abschnitts betragend, eine unschätzbare Fundgrube der tiefsten, spekulativsten Gedanken über das eigentliche Wesen der Sprache.

30. Wir stehen hier, wie schon oben angedeutet, an einem bedeutenden Abschnitt des ganzen Werks. Wie letzteres, als Ganzes, eine Einleitung in die historische Untersuchung über die Kavisprache sein sollte, so können wo die bisher betrachteten §§ I - XII wiederum als eine Einleitung in jene einleitende Abhandlung selbst betrachten. In der That stehen die ersten dreizehn §§ der Einleitung in demselben Verhältniss zu letzterer, als einem Ganzen, wie diese zum ganzen Werk und zwar wird der in diesem Verhältniss obwaltende Fortschritt am einfachsten durch allmälige Beschränkung des Standpunkts charakterisirt. Denn §§ I - XII — oder vielmehr, wenn wir § I - § IV, da in ihnen die Darlegung der Prinzipien für die ganze Untersuchung enthalten ist, als eine besondre Einleitung zu dieser allgemeinen philosophischen Einleitung (§§ I - XII), hievon abrechnen: § V - § XII, also das, was in unsern Abschnitten II u. III behandelt worden — hat es mit der Sprache als allgemeiner Manifestationsart des menschlichen Geistes überhaupt zu thun; § XIII bis zum Schluss der ganzen Abhandlung beschäftigt sich im engern Sinne mit den Sprachen als besondere Manifestationsweisen der Nationalgeister, also mit der Verschiedenheit des Sprachbaus; endlich das Werk über die Kavisprache hat es eben mit einer einzelnen Manifestationsweise einer bestimmten Volksindividualität zu thun. Was nun den subjektiven Zweck der Einleitung betrifft, so kam es, wie schon aus dem Titel und dem oben angeführten Eingang des § XIII zu ersehen ist, dem Verfasser hauptsächlich auf die Besonderung des Sprachgeistes an; und zwar in dem Grade, dass er sich der Untersuchung über das allgemeine Wesen der Sprache nur als einer unerlässlichen Bedingung für die Erreichung seines eigentlichen Zwecks, den Grund und das Wesen der Verschiedenheit der Sprachen zu erforschen, unterzog. Da es mir aber gerade um jene allgemeine philosophische Basis selbst zu thun ist und ich deshalb gezwungen bin, auf die eigentliche Entwicklung der sprachphilosophischen Gedanken des Verf. mehr Rücksicht

zu nehmen, als auf die Resultate für die historische Sprachforschung, die er aus denselben gezogen und auf deren Gewinnung er es bei jener Entwicklung allein abgesehen hatte, so rechtfertigt es sich wohl von selbst, wenn ich die §§ XIII - XXV nur ihrem allgemeinen Inhalt nach angebe und sie auch später nur insofern einer speziellen Kritik unterwerfe, als ihr Inhalt mit den in §§ I - XII ausgesprochenen philosophischen Gedanken des Verf. in naher Beziehung stehen. Wir können deswegen den übrigen Theil der Abhandlung in einen Abschnitt zusammenfassen, der jedoch wiederum in zwei Unterabtheilungen zerfällt, von denen die erste §§ XIII - XX, die zweite §§ XXI - XXV umfasst.

Vierter Abschnitt:

„Genauere Darlegung des Sprachverfahrens“.

31. Diese Ueberschrift, welche der Verf. selbst jedoch nur dem Anfang des § XIII zuertheilt, kann füglich den besondern Charakter des ganzen Abschnitts, im Gegensatz zu dem der vorhergehenden, besonders zu dem des dritten, bezeichnen, wenn wir den Ausdruck „genauere Darlegung“ im Sinne von speziellr Nachweisung und Belegung der allgemeinern Entwicklung im Gebiete der historischen Sprachforschung verstehen. Diese speziellere Nachweisung kann nun doppelter Art sein, insofern sie sich 1. auf die sogenannte philosophische Grammatik 2. auf die komparative Gammatik beziehen kann. Beide haben es zwar mit den allgemeinsten Momenten der Grammatik zu thun, aber von ganz verschiedenem Standpunkt aus und zu ganz verschiedenem Zweck. Ein scheinbar nur äusserlicher Unterschied besteht schon darin, dass die erstere sich ausschliesslich auf die Behandlung der Syntax, letztere ebenso ausschliesslich auf die Formenlehre beschränkt; ihre tiefer liegende und diesen Unterschied ebenfalls miteinbegreifende Verschiedenheit beruht aber hauptsächlich darauf, dass das, was für die Eine Ausgangspunkt und Mittel, für die Andre Ziel und Zweck ist, und umgekehrt. Allgemein gefasst stellt sich das Verhältniss so, dass die komparative Grammatik durch die Verschiedenheit der Sprachen hindurch zu ihrer Einheit durchdringen will, die philosophische dagegen von der Einheit, d. h. von den allgemeinen Kategorien der

grammatischen Construktion, ausgeht, um diese in den verschiedenen Sprachen zur prinzipiellen Anwendung zu bringen. Hieraus leuchtet auch ein, warum die erstere hauptsächlich sich nur um die Formenlehre, die letztere dagegen nur um die Syntax kümmert; weil, wenn man die Verschiedenheit als Voraussetzung und Basis annimmt, eine solche zunächst und am handgreiflichsten in der Vergleichung der Formen gefunden werden kann, während, wenn man die Einheit als Grundlage betrachtet, die algemeinen Kategorien in allen Sprachen insofern sich wiederfinden müssen, als sie dem menschlichen Denken, als solchem, selbst angehören.

Nach diesem doppelten Gesichtspunkt zerfällt auch die „genauere Darlegung des Sprachverfahrens" unsers Verf's. in zwei besondre Unterabtheilungen, indem er sich zuerst auf das Gebiet der philosophischen Grammatik versetzt, um die hauptsächlichsten Kategorien etc. der Grammatik zu untersuchen (§§ XIII - XVIII); sodann folgt in den beiden nächsten (§§ XIX - XX) eine allgemeinere Erörterung: „Ueber den Hauptunterschied der Sprachen nach der Reinheit ihres Bildungsprinzips" und „Ueber den Charakter der Sprachen", wodurch wir in die zweite Abtheilung hinübergeleitet werden, welche auf dem Gebiete der vergleichenden Grammatik die verschiedensten Sprachindividuen nach den in der ersten Abtheilung behandelten Kategorien und ihrem graduellen Verhältniss zur Idee der Sprachvollendung betrachtet. Zu bemerken ist hier nur noch, dass in jenen beiden, den Uebergang von der ersten zur zweiten Abtheilung bildenden §§ XIX - XX, deren Titel wir eben angegeben, zugleich wieder so viel Anklänge an den reinphilosophischen dritten Abschnitt der Abhandlung enthalten sind, und theilweise sogar einige in letzterem nur andeutungsweise berührte Gedanken so trefflich und vollständig ausgeführt und entwickelt sind, dass diese beiden Paragraphen füglich zu jenem Abschnitt selbst gerechnet werden konnten, wie sie denn auch in der Kritik desselben hinlänglich ausgebeutet werden sollen. Uebrigens wird hier (in der Einleitung) der Inhalt dieses 4. Abschnitts um so vollständiger angegeben werden müssen, als die Kritik (mit Ausschluss der beiden genannten und des XIII. Paragraphen, der ebenfalls noch viel reinphilosophische Gedanken enthält) darauf keine Rücksicht nehmen kann, weil sonst die vorliegende Arbeit aus einer schlichten Abhandlung leicht zu einem mehrbändigen Werke anwachsen möchte.

A. Erste Abtheilung.

Gedanken über die allgemeinen Spracherscheinungen aus dem Standpunkt der philosophischen Grammatik. (§§ XIII — XVIII.)

32. Im Anfange des § XIII, der seinerseits wiederum eine Art Einleitung oder vielmehr Hinüberleitung zu dieser Abtheilung bildet, fasst der Verf. die bisherige Entwicklung in eine kurze Uebersicht zusammen — ein Beweis, dass er hier selbst eines Ruhepunktes bedarf — um sodann zu einer neuen Phase seiner Entwicklung fortzugehen. Wir geben deswegen den für das Verständniss des ganzen Werks sehr wichtigen Anfang des erwähnten §, aus dem wir schon hin und wieder einige Gedanken angeführt, in seinem Zusammenhange wieder: „Der Zweck der Einleitung, die Sprachen, in „der Verschiedenartigkeit ihres Baues, als die nothwendige „Grundlage der Fortbildung des menschlichen Geschlechts „darzustellen und den wechselseitigen Einfluss des Einen auf das „Andre zu erörtern, hat mich genöthigt, in die Natur der Sprache „überhaupt einzugehen. Jenen Standpunkt genau festhaltend, muss „ich diesen Weg weiter verfolgen. Ich habe im Vorigen das Wesen „der Sprache nur in seinen allgemeinsten Grundzügen dargelegt, und „wenig mehr gethan als ihre Definition ausführlicher zu entwickeln. „Wenn man ihr Wesen in der Laut- und Ideenform und der richtigen „und energischen Durchdringung beider sucht, so bleibt dabei „eine zahllose Menge die Anwendung verwirrender Einzelheiten „zu bestimmen übrig. Um daher, wie es hier meine Absicht ist, „der individuell historischen Sprachforschung durch vorbereitende Be„merkungen den Weg zu bahnen, ist es zugleich nöthig, das Allge„meine mehr auseinanderzulegen und das dann hervortretende Be„sondre dennoch mehr in eine Einheit zusammenzuziehen".

33. Ueber die Behandlung des letztern Gegenstandes, womit der Verf. die vom Standpunkt der Sprachverschiedenheit angestellte Betrachtung über die sogenannten Theile der Grammatik, (wie er selbst bald darauf bemerkt) über das „Lautsystem, Nomen, Pronomen u. s. f." meint, spricht er sich nun bestimmter dahin aus, dass er nicht sowohl eine „zergliedernde Beschreibung dieser einzelnen „Theile" beabsichtige, als dass es ihm, da er die Sprache in „unmit„telbarem Zusammenhange mit der Geisteskraft" und daher als einen „vollständig durchgeführten Organismus" betrachte, vielmehr um den

Nachweis der „durch alle diese einzelnen Theile durchgehenden und „sie selbst näher bestimmenden Eigenthümlichkeiten der Sprachen" zu thun sei. So verleugnet sich also auch hier das Bestreben des Verf. keinen Augenblick, trotz aller ihn umdrängenden Einzelheiten, worin das erscheinende Wesen des Sprachgeistes sich ausbreitet, sich doch stets in dem lebendigen Mittelpunkt des letztern zu erhalten. Wo Andre nur Formen suchen würden, sucht er Inhalt; wo Andre nur Verschiedenheit sehen, sieht er überall die Einheit; ja er sucht die Verschiedenheit gradezu auf, um in ihr die Einheit zu finden. „Wenn das oben angedeutete Ziel erreicht werden soll, muss „die Untersuchung hier grade vorzugsweise eine solche Verschie- „denheit des Sprachbaues im Auge behalten, welche sich nicht „auf Einerleiheit eines Sprachstammes zurückführen lässt". (S. 105.)

34. Das erste ist natürlich auch hier wieder die „Bezeichnung „der Begriffe", sodann die „Verknüpfung der Gedanken im Satze", wozu noch in Rücksicht auf den ausgesprochenen Zweck, „die Eigenthümlichkeiten der Sprachen" nachzuweisen, ein drittes Moment hiezukommt, nemlich das sich in den Sprachen „ausbildende „künstlerisch schaffende Prinzip", da die „Schönheit der Sprache „nicht ein zufälliger Schmuck", sondern „eine in sich nothwendige „Folge ihres übrigens Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer innern „und äussern Vollendung" ist. Dies „künstlerische Prinzip" behandelt der Verf. jedoch nicht abgesondert, sondern berührt es nur, wenn sich eine passende Gelegenheit dazu darbietet. Anders verhält es sich dagegen mit den ersten beiden Momenten. Die „Be- „zeichnung der Begriffe", diesen Ausdruck im weitesten Sinne des Worts gefasst, wird im § XIII und in den drei folgenden §§ XIV - XVI erörtert; sodann folgt § XVII: die „Gliederung des Satzes"; endlich im § XVIII: der Nachweis, dass beide durch und in einander ihre letzte Erklärung finden, was der Verf. durch die Ueberschrift andeutet: „Congruenz der Lautformen der Sprachen mit „den grammatischen Forderungen". Hiemit schliesst diese Abtheilung.

1. Bezeichnung der Begriffe oder Wortschöpfung, d. h. a Worterfindung und b Wortformung. (§§ XIII - XVI.)

35. Da das Prinzip der Sprachschöpfung nicht sowohl darauf hinwirkt, dass „einzelne Erscheinungen zu Stande kommen", sondern

dass „eine Möglichkeit eröffnet" werde, „eine unbestimmbare Menge „solcher Erscheinungen, und unter allen ihr von dem Gedanken „gestellten Bedingungen hervorzubringen", weil die Sprache „ganz „eigentlich einem unendlichen und wahrhaft grenzenlosen Gebiete, „dem Inbegriff alles Denkbaren, gegenübersteht", so „muss sie von „endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen", was sie nur „durch die Identität der Gedanke und Sprache erzeugenden Kraft „vermag". (S. 106.)

a Worterfindung. (§ XIII — fin.)

Hier können wir nur die leitenden Gedanken des Verf's. anführen. Das Nähere siehe in der Kritik § 22. 112 Zusatz.

36. „Die Worterfindung besteht im Allgemeinen nur darin, „analogen Begriffe analoge Laute zu wählen, und die letztern in eine „mehr oder weniger bestimmte Form zu giessen. Es kommen hier „also zwei Dinge in Betracht, die Wortform und die Wortver-„wandtschaft". Unter „Wortverwandtschaft" versteht der Verf. nicht blos die Verwandtschaft zwischen Wörtern, sondern „sie „ist eine dreifache, nämlich die der Laute" (untereinander?), „die lo-„gische der Begriffe" (untereinander?) „und die aus der Rückwir-„kung der Wörter auf das Gemüth entstehende" (?). Dies ist sehr dunkel, da bei den ersteren beiden nur das eine Glied der Verwandtschaft, bei der letzten sogar keines angegeben ist. (Vergl. Zusatz zur Kritik § 22, 112) —. „Die Bezeichnung des Begriffs durch den „Laut ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft „niemals vereinigen kann, da das Wort eine Schranke des innern, „immer mehr enthaltenden Empfindens der Seele ist", wodurch die Nothwendigkeit gegeben ist, das Wort in einem steten Prozess des Sich - Bilden - Lassens, oder objektiv gefasst: der Erzeugung zu erhalten, und zwar sowohl in lautlicher als in begrifflicher Beziehung; darin besteht die allmälige „Verfeinerung der Sprachen" (S. 108). Diese Nothwendigkeit ist subjektiver Art, denn sie wirkt nur aus dem worterzeugenden Subjekt. Damit sie aber wirken könne, muss sie ein objektives Element ausser sich haben, was „die Vermitt-„lung der verschiedenartigen Natur des Begriffs und des Lauts", als ein Drittes, möglich macht. Dies Dritte ist „immer sinnlicher Na-„tur", es ist die Analogie des objektiven Inhalts der sinnlichen Vorstellung mit der Empfindung, als ihrer subjektiven Form; eine Analogie, die durch Abstraktion von ihren speziellen Beschaffenheiten

stets auf die Beziehung der „allgemeinen Sphären des Raums und „der Zeit" und auf die allgemeine „Sphäre der Empfindung" reducirt werden kann.

37. Dieser Vermittlungsprozess, welcher den Charakter der „Worterfindung" ausmacht, erlaubt es nicht (S. 109), „den Wortvor„rath einer Sprache als eine fertig daliegende Masse anzusehen"; „Sprache und Leben sind unzertrennliche Begriffe, und die Erlernung", selbst von todten Sprachen, „ist in diesem Gebiet immer „nur Wiedererzeugung (S. 110)". Ferner sind darin zwei Momente oder Seiten zu unterscheiden, insofern sich „zum Akte der Bezeich„nung des Begriffes selbst noch eine eigne, ihn in eine bestimmte „Kategorie des Denkens .... versetzende Arbeit des Geistes gesellt", durch welchen „neuen Akt das individuelle Wort auf die Gesammt„heit der möglichen Fälle in der Sprache bezogen wird", (S. 120) m. a. W. es kann kein Wort als nakte Wurzel erzeugt werden, sondern befindet sich unmittelbar nach seiner Erzeugung, welche, da sie allein in der Zeit der wahrhaft organischen Wortschöpfung einer Sprache (S. 115) möglich ist, nur innerhalb der gesprochenen Rede vor sich geht, stets in einer bestimmten Beziehungsform. In diesem Sinne fällt also „Worterfindung" und „Wortformung" zusammen; und in der That ist es so. Nimmt man aber nur auf die Congruenz der in einem Wort zur lebendigen Einheit gelangten Begriffs- und Lautelemente Rücksicht, so lässt sich jene Unterscheidung allerdings rechtfertigen, und sagen, dass die Worterfindung es nur mit der Hervorbringung der Wurzeln zu thun habe.

38. Diese Wurzeln lassen sich aber in Betracht ihrer Aufweisung in zwei Klassen theilen, in „objektive" und „subjektive" (eine Bezeichnung, die, wie der Verf. selbst erkennt, „nicht erschöpfend" ist). „Die objektiven tragen das Ansehen der Entstehung durch „Analyse" (oder vielmehr Abstraktion und zwar sowohl in begrifflicher als lautlicher Beziehung) „an sich; die subjektiven „hat sichtbar die Sprache selbst geprägt". Sie tragen ebenfalls sowohl in begrifflicher als lautlicher Beziehung den Stempel „schar„fer Individualität", und „deuten daher auf einen primitiven Zustand „der Sprachen hin, was ohne bestimmte historische Beweise von der „objektiven Wurzel nur mit grosser Behutsamkeit augenommen wer„den kann". Zu den subjektiven Wurzeln gehören z. B. die Personalpronomina, Interjektionen und nicht-abgeleiteten Präpositionen (S. 112 - 114). Die Sprache hat übrigens eigne Mittel,

um die Wurzellaute eines Begriffs zu „immer grösserer Klarheit“ zu vereinfachen. Dies zeigt sich besonders am Verbum, „denn bei der „Flüchtigkeit und Beweglichkeit dieses, gleichsam nie ruhenden Rede-„theils zeigt sich nothwendig dieselbe Wurzelsilbe mit immer wech-„selnden Nebensilben“; weshalb es auch von dem richtigen Takt der indischen Gramatiker zeugt, „dass sie alle Wurzeln als Verbal-„wurzeln behandelten“ (S. 116). Zu diesen „theils hemmenden theils „wirksamen“ Mitteln der Sprachen gehören „die Isolirung der Wörter, „die Flexion und Aglutination“. Dies führt uns auf die

b. Wortformung (XIV - XVI).

39. Wenn wir oben bei der organischen Einheit der Worterfindung und Wortformung, zur Erläuterung der erstern, nur auf die Congruenz des Begriffs- und Lautelements Rücksicht nahmen, und von der andern Seite ganz abstrahirten, so müssen wir jetzt umgekehrt von dieser Congruenz abstrahiren und nur auf diese andre Seite Rücksicht nehmen, nemlich auf die durch die Einheit der Rede bedingte Gestaltung des Worts nach seiner Beziehungsdifferenz. „Diese beiden Elemente aber liegen“ (auch für die Sprachforschung) „in ganz verschiedenen Sphären“. Denn „die Beziehung des Be-„griffs gehört dem immer mehr objektiven Verfahren des Sprachsinns „an“, während „die Versetzung desselben in eine bestimmte Kate-„gorie des Denkens eine der Sprache selbst einverleibte Operation „ist“, durch welche sich in ihr „ihre selbstständige, aus dem Denken „entspringende, und ihre mehr den äussern Eindrücken in reiner „Empfänglichkeit folgende Thätigkeit verbindet“. Die verschiedene „Reinheit und Tiefe“ dieser Operation lassen aber nun „Grade“ oder „Stufen“ zu. (S. 120 - 121.)

40. Jene Doppelseitigkeit der Wortschöpfung entwickelt sich nun nach der einen, hier nur in Betracht kommenden Richtung hin als „Flexion“, die „von innen hervor in den Sprachen entstand“ (S. 122). Sie ist der Ausdruck der „Kategorie“ (Beziehung) im Gegensatz zur „Bezeichnung des Begriffs“. Neben dieser „innern Veränderung“, welche das Wesen der Flexion ausmacht, hat die Sprache noch ein andres Mittel zur Bezeichnung der Beziehung, nemlich den „äussern „Zuwachs“ (S. 123), worunter allerdings „Zusammensetzung“ aber „im weitern Sinn“ zu verstehen ist, insofern nicht durch die „Ver-„bindung zweier Begriffe zu einem dritten der Einfachheit des „Wortes Eintrag geschehen“, sondern ebenfalls nur „Ein Begriff in

„einer bestimmten Beziehung gedacht werden" soll. Doch geschieht es durch den langen Gebrauch, dass die Selbstständigkeit des Zuwachses auch in begrifflicher Beziehung so aufgegeben wird, dass er seine ursprüngliche Bedeutung ganz einbüsst, oder dass sie wenigstens nicht mehr erkennbar ist, wodurch er annäherungsweise der Flexion gleichkommt. Dies ist die „Anbildung", welche das „wahre „Wesen des Suffixes" ausmacht und ihren Ursprung der „fortgesetz- „ten Wirksamkeit des Geistes auf den Laut" verdankt, der überall die Gegensätze zur Versöhnung und zur organischen Verschmelzung zu bringen sucht. „Durch die unerforschliche Selbstthätigkeit „der Sprache brechen die Suffixa aus der Wurzel hervor".

Zu unterscheiden hievon ist die „Anfügung"; sie ist ein Zuwachs, der nicht mit dem Wort zu einer organischen Einheit verschmilzt. Dies geschieht vorzüglich bei den vorn an das Wort herantretenden Silben, daher auch die Affixen von den Suffixen nicht blos diesen äusserlichen Unterschied der Anfangs- und Endsilben, sondern den tiefern der Anfügung und Anbildung aufweisen (S. 126). Wie sich nun aber die Anfügung des Affixes zu der Anbildung des Suffixes verhält, so die letztere zur innern Veränderung durch Flexion. „Der wichtige Unterschied ist hier „der, dass der Flexion ursprünglich keine andre Bedeutung zum Grunde „gelegen haben kann, die zuwachsende Silbe dagegen wohl meisten- „theils eine solche gehabt hat" (S. Kritik a. u. a. O.). Dies von-Innen-Herauswachsen der Flexion fasst aber der Verf. nicht in dem derben Sinne Beckers, der darin ein wirkliches (materielles) Hervorsprossen aus dem (sowohl Laut- als Begriffs-) Stoff der Wurzel erblickt*); vielmehr waltet seiner Ansicht nach darin ein von dem Wurzelstoff unabhängiges Bildungsgesetz ob, das er als „symbolisch" bezeichnet und dessen allgemeinstes Prinzip er in dem absoluten Gegensatz der Subjektivität der Empfindung und der Objektivität der äussern Eindrücke findet. Daher hält er auch die „ursprünglich „selbständige Bedeutsamkeit der Suffixe für kein nothwen- „diges Hinderniss der Reinheit ächter Flexion", was eben nur aus

---

*) Besonders in der ersten Ausgabe seines „Organism"; in der zweiten drückt er sich schon mit weit grösserer Vorsicht und Zurückhaltung über die Frage der „Ursprünglichkeit" der Endungen aus. (Vergl. übrigens die Kritik § 24 Zusatz 116 - 118.)

jener symbolischen Auffassungsweise des von-Innen-Herauswachsens derselben zu erklären ist. Denn, sobald das Suffix seine (Laut- und Begriffs-) Selbstständigkeit eingebüsst, und sich dem Worte als ein blosses Moment einverleibt hat, so hört es nicht blos auf, nach einem eignen Lebensprinzip zu existiren, sondern muss auch, da nirgends ein wirklich todter Stoff in der Sprache existiren kann, ein anderes Lebensprinzip zu gewinnen trachten, das nunmehr nur ein solches sein kann, auf welches die Wurzel selbst, mit der es jetzt zu einer Einheit verschmolzen ist, durch den Prozess ihrer Beziehung unmittelbar einwirkt, nemlich gleichfalls das symbolische. Der Unterschied zwischen der Flexion und dem (bedeutungslos gewordnen) Suffix läuft also in diesem Punkte nur darauf hinaus, dass die symbolische Erzeugung in jener eine wirkliche Schöpfung, in dieser nur eine Art von Transsubstantiation ist, die allerdings nicht plötzlich, sondern allmälig vor sich gehen kann, besonders in phonetischer Rücksicht, (S. 129) je nach der Stärke des Artikulationssinns. „Die Schärfe „des Artikulationssinns und die Reinheit des Flexionssinnes „stehen daher in einem sich wechselseitig verstärkenden Zusammen-„hange" (S. 130).

41. Die Kategorien werden also am reinsten durch wahre Flexion (innere Veränderung), im geringeren Grade durch Suffigirung (Anbildung), am schwächsten aber durch Agglutination (Anfügung) ausgedrückt, in welcher die ursprüngliche Bedeutsamkeit des äussern Zuwachses nie verloren geht. Die „sogenannten agglutini-„renden Sprachen unterscheiden sich" also zwar „von den flektirenden „nicht der Gattung nach", beweisen aber hierin „eine Schwäche des „innerlich organisirenden Sprachsinns", obwohl sie immer noch „ein „Bestreben" zeigen, „sowohl den Kategorien der Begriffe auch phone-„tische Geltung zu verschaffen, als dieselben in diesem Verfahren „nicht durchaus gleich mit der wirklichen Bezeichnung der Begriffe „zu behandeln". Uebrigens kann der Flexionssinn in einer Sprache nie ganz aussterben, daher es auch eigentlich keine rein agglutinirenden Sprache giebt. (S. 132.)

42. Der Zweck der Flexion ist „Worteinheit". Diese aber hat wiederum eine doppelte Seite, wie jede Begrenzung, eine positive und eine negative. Ihre positive Bestimmung beruht darin, das Wort als ein individuelles Ganzes in Rücksicht auf seine eigenen Elemente darzustellen, ihre negative darin, es gegen andre Wörter im Satz abzuscheiden. Diese doppelte Funktion ist aber wahrhaft

nur eine, da durch die Flexion zwar die Wörter getrennt, die Worte aber verbunden werden. Sofern man also das Wort als organisches Glied des Satzes betrachtet, bewirkt die Flexion ebenso sehr die individuelle Selbstständigkeit des einzelnen Worts als die organische Gliederung des Satzes. Der Grund hievon liegt in dem metaphysischen Begriff der Beziehung, die ebenso sehr Identität als Differenz ist, und zwar nur insofern das Eine als zugleich auch das Andre; es ist die Identität in der Differenz und umgekehrt. „Flexion, Worteinheit und angemessene Gliederung des „Satzes sollten daher in der Betrachtung nie getrennt werden", wie denn die Beziehung eben so wenig abgesondert von ihrem Begriff, als beide ausserhalb des Gedankens konkret vorgestellt werden können. Je mehr oder weniger nun aber die Beziehung organisch (durch Flexion, Anbildung, Agglutination) ausgedrückt wird, desto „engere oder weitere Bedeutung hat die Worteinheit" (S. 134), und zwar nicht nur in phonetischer (als „Lauteinheit"), sondern auch in begrifflicher Rücksicht, (als „Begriffseinheit") (S. 135.). —

43. „Die Bezeichnungsmittel der Worteinheit in der Rede „sind Pause, Buchstabenveränderung und Accent". — „Die „Pause kann nur zur Andeutung der äussern Worteinheit die„nen"; sie ist also in rein negativem Sinne begrenzend, nicht centralisirend, wie der Accent, der in dem Verhältniss des Hauptaccents zu den Nebenaccenten zugleich das Wort von einem Centrum aus organisch gliedert (S. 159); die Enklination hat in dieser Rücksicht nur die Bedeutung einer Anfügung (S. 161). Wenn die Pause ein rein negatives, der Accent ein rein positives Bezeichnungsmittel der Worteinheit ist, so findet sich diese Differenz in der Buchstabenveränderung ausgeglichen, indem sie eben so wohl ein Verbindungs- als Trennungsmittel der Wörter im Satze ist. Damit aber die Einheit des Worts nicht gefährdet werde, so darf sich diese Buchstabenveränderung nicht auf die Wurzel selbst, sondern nur auf die sie umkleidenden Nebenlaute beziehen (S. 138). Daher sind die Gesetze dieser Art von Buchstabenveränderung (Wohllautsgesetze) von denen, welche die Modifikation des Wurzelstoffs selbst betreffen, wesentlich verschieden (ein Umstand der besonders beim Sanscrit sehr auffallend in die Augen springt (S. 136)); wodurch verhindert wird, dass „die Worteinheit nicht zu Gunsten der Gedankeneinheit zerstört" wird (S. 137). *Guna* und *Wriddhi* gehören z. B. zu jener so zu sagen qualitativen Art der Buchstabenveränderung, die nicht sowohl,

wie unser Verf. anfangs behauptet, (S. 144) blos den Zweck hat, „einer Silbe eines Worts in der Aussprache ein das ganze Wort be- „herrschendes Uebergewicht zu geben", als vielmehr die innere Modifikation des Wurzelbegriffs auch äusserlich und zwar in gradueller Weise zu bezeichnen. Letztere Bedeutung ist besonders einleuchtend bei der Conjugation, wo durch die mannigfache Anwendung des Guna und Wriddhi die Verbalkategorien, wie Modus, Tempus, selbst Numerus, symbolisch unterschieden werden (S. 149.), weshalb sich dieselbe oder doch ähnliche Erscheinungen in grösserer oder geringerer Ausdehnung in allen Schwestersprachen des Sanscrit wiederfinden. Eine ähnliche symbolische Bedeutung hat die Reduplikation (S. 152) und das Augment überhaupt (S. 154).

Ausser den erwähnten „besitzen tonreiche Sprachen noch eine „Reihe andrer Mittel, die alle das Gefühl des Bedürfnisses ausdrücken, „dem Worte einen, innere Fülle und Wohllaut vereinenden, organi- „schen Bau zu geben. Man kann im Sanscrit dahin die Vokalver- „längerung, den Vokalwechsel, die Verwandlung des Vokals in einen „Halbvokal, die Erweiterung desselben zur Silbe durch nachfolgenden „Halbvokal und gewissermassen die Einschiebung eines Nasals rech- „nen, ohne der Veränderungen zu gedenken, welche die allgemeinen „Gesetze der Sprache in den sich in der Wortmitte berüh- „renden Buchstaben hervorbringen". Allein diese Veränderungen haben meistentheils doch nicht den Zweck, das Wort in seiner Einheit zu erhalten, ohne seine Bedeutung zu modifiziren; ein Umstand, der hier als sehr wesentlich zu berücksichtigen wäre. Dagegen hat das „Compensationsgesetz, nach welchem eine in einem Theil „des Worts vorgefallene Verstärkung oder Schwächung, zur Herstellung „des Gleichgewichts, eine entgegengesetzte Veränderung in einem „andern Theile desselben nach sich zieht", nur diese Bestimmung (S. 155. 156).

2. Gliederung des Satzes. (§ XVII.)

44. Durch die Wortformung, die als organische Gestaltung des Wortes nach seinen wesentlichen Elementen, in lautlicher Beziehung: Stamm und Endung, in begrifflicher: Begriff und Beziehung gefasst werden kann, am meisten aber durch das ihr eigenthümliche Element der Flexion, als der organischen Einheit der Endung und Beziehung, wurden wir auf „eine höhere Einheit" hingewiesen, auf die Einheit nicht des einzelnen Worts, auch nicht auf die blos in

äusserlicher Weise mögliche einzelner Wörter, sondern auf die gleichfalls und hier in noch realerem Sinne organische der Worte, oder wenn wir statt der Glieder das lebendige Ganze selbst setzen wollen: des Satzes. Denn die Beziehung und ihr Ausdruck, die Flexion, ist für das Wort, als isolirte Form einer ebenso isolirten Vorstellung, so lange nicht nur etwas ganz Aeusserliches, sondern auch rein Zufälliges und Gleichgültiges, ja Unmögliches, wenn nicht die Vorstellung, also auch das Wort selbst, aus der Isolirtheit heraus —, und damit ein bestimmtes Verhältniss zu andern Vorstellungen und andern Wörtern eingeht. Die Flexion selbst ist, als Ausdruck dieses Verhältnisses, also nur erst durch den Satz, als organische Einheit aller Vorstellungen eines Gedankens, möglich. „Das gramma„tisch gebildete Wort, wie wir es bisher in der Zusammenfügung „seiner Elemente und in seiner Einheit, als ein Ganzes, betrachtet „haben, ist bestimmt, wieder als Element in den Satz einzutreten". Diese Ausdrucksweise unsers Verf's ist nicht misszuverstehen; er ist sehr fern davon, an eine Construktion des Satzes aus Wörtern zu denken, da er sich oft genug dahin ausspricht, der Satz sei vielmehr das Erste, mit dessen Erzeugung die Sprache beginne; und er wohl weiss, dass das Wort streng genommen eine ebensolche Abstraktion des Satzes ist, wie die Wurzel eine Abstraktion des Worts, und wie die Vokale und Consonanten Abstraktionen der lebendigen Silbe sind. Daher er auch für die Betrachtung des Satzes den Grundsatz aufstellt, „ihn mit allen seinen nothwendigen Theilen nicht wie „ein aus Worten zusammengesetztes Ganzes, sondern wirklich als ein „einzelnes Wort zu behandeln", wodurch er eben die Individualität, den innern lebendigen Zusammenhalt, kurz den Organismus des Satzes bezeichnen will (S. 163).

45. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ergiebt sich die Natur des Satzes als eine durch die Natur der Flexion bedingte; d. h. je organischer Sprachen in ihrer Wortformung zu Werke gehen, je mehr z. B. die Anbildung über die Anfügung überwiegt, desto organischer werden sie in ihrer Satzbildung verfahren. Im Grunde ist, wie aus dem Obigen einleuchtet, Beides nicht einmal in einem Wechselwirkungsverhältniss, sondern ganz und gar Dasselbe, nur in verschiedener Beziehung gefasst. (S. 164.) Nach der dreifachen Art der Bezeichnung der Beziehung (siehe oben: Wortformung) lassen sich daher auch die Sprachen in Flexionssprachen, Anfügungssprachen und Flexionslose Sprachen (Flexion hier im weitesten Sinne genom-

men) eintheilen, je nachdem die Flexion, die Anfügung oder der Mangel beider überwiegt; denn ob eine dieser drei Erscheinungen je in vollkommener, ausschliesslicher Reinheit möglich sei, ist zu bezweifeln. „Als Beispiele des stärksten Vorwaltens jeder derselben „lassen sich das Sanscrit, die Mexikanische und Chinesische „Sprache aufstellen". In der speziellen Begründung dieser Beispiele können wir hier dem Verf. nicht folgen.

3. Kongruenz der Lautformen der Sprachen mit den grammatischen Forderungen. (§. XVIII.)

46. Wie die Wortformung nicht ausserhalb der organischen Gliederung des Satzes möglich ist, so kann auch diese organische Gliederung des Satzes selbst nicht ohne die Wortformung gedacht werden; aus dem schon oben erwähnten einfachen Grunde, weil beide Prozesse nur ein Prozess, aher nach doppelter Seite hin betrachtet, sind. Fassen wir nun diesen doppelseitigen Prozess in der Einheit seiner Bewegung auf, so erhalten wir den Begriff von dem, was der Verf. unter „Kongruenz der Lautformen mit den grammatischen Forderungen" versteht. Daher sagt er (S. 180:) „die grammatische „Formung entspringt aus den Gesetzen des Denkens durch „Sprache, und beruht auf der Kongruenz der Lautformen mit „derselben", welche „in jeder Sprache auf irgend eine Weise vorhanden" und nur dem „Grade nach" verschieden ist. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, erhält das Wort die Bedeutung eines „Redetheils". — Hier, wo man erwartet, dass der Verf. die genetisch-qualitativen Unterschiede der Redetheile — ein wesentliches Moment der philosophischen Grammatik — entwickeln und begründen werde, lässt er sich plötzlich von dem bisher so sicher betretenen Wege ablenken, indem er zwar selbst an sich die Frage stellt, „auf „welche Weise der einfachste Theil der vollendeten Sprachbildung, „die Ausprägung eines Worts zum Redetheil durch Flexion, in dem „Geiste eines Volks vor sich gehend gedacht werden kann?", allein in der nun folgenden kurzen Betrachtung nicht auf den objektiven Gehalt und qualitativen Unterschied der Redetheile selbst, sondern auf die subjektive Form jener Entstehungsweise mit stillschweigender Voraussetzung ihrer Unterschiedslosigkeit, eingeht. In dieser Rücksicht sagt er: „die Gegenstände der äussern Anschauung, so „wie der innern Empfindung, stellen sich in zwiefacher Beziehung

„dar, in ihrer besondern qualitativen Beschaffenheit, welche sie „individuell unterscheidet, und in ihrem allgemeinen, sich für die „gehörig regsame Anschauung immer auch durch etwas (?) in der „Empfindung und dem Gefühl offenbarenden Gattungsbegriff“. So erscheine der Anschauung z. B. der „Flug eines Vogels“ nicht nur als „diese bestimmte“, sondern auch als allgemeine Bewegung. Wie nun aber „aus diesem Erkennen jener doppelten Beziehung der „Gegenstände, dem Gefühl ihres richtigen Verhältnisses, und der Le„bendigkeit des von jeder einzelnen hervorgebrachten Eindrucks, wie „von selbst, die Flexion, als der sprachliche Ausdruck des Ange„schauten und Gefühlten, entspringen“ soll, kann man nicht begreifen. Die Flexion weis't in ihrem allgemeinsten Unterschiede, als Deklination und Conjugation, schon darauf hin, dass nicht die in einer Thätigkeit oder einem Gegenstande vereinigten Kategorien der Gattung und des Individuums, sondern vielmehr allein der Gegensatz zwischen der Thätigkeit u. dem Gegenstande, der sich in derselben befindet und also gleichfalls eine Einheit mit ihr bildet, das Prinzip der Flexion sein kann. Flexion ist im Grunde nichts als Ausdruck der wechselseitigen Beziehung zwischen den in einem angeschauten Gegenstande vereinigten und zugleich unterschiedenen Elementen seiner Existenz, nemlich dem Sein und der Thätigkeit (resp. Beschaffenheit) desselben; daher der Satz, als aus Subjekt und Prädikat bestehend, in der Differenz der verschiedenen Flexion, Deklination und Conjugation, doch zugleich die Einheit des Gedankens in diesem beide auf einander beziehenden Wechselverhältniss hervorbringt. —

47. Dies meint auch der Verf. offenbar selbst, wenn er von jenem Verhältniss spricht, das er §. XII und später §. XXI als „Synthesis der Sprache“ bezeichnet. — S. 102 heisst es in diesem Sinne: „Von dem ersten Element an ist die Erzeugung der Sprache „ein synthetisches Verfahren, und zwar ein solches im ächtesten „Sinne des Worts, wo die Synthesis etwas schafft, was in keinem „der verbundenen Theile für sich liegt.“ Dies ist also, nur in andern Worten ausgedrückt, das Nemliche, was ich oben von der Flexion gesagt habe, insofern sie, als der Ausdruck der Identität in der Differenz zwischen Sein und Thätigkeit, nicht blos eins dieser beiden Momente, sondern die Einheit beider, d. h. ihre wechselseitige Beziehung, die aber nicht blos in dem einen oder andern Theile liegt, bezeichnet. Deklination setzt deswegen Conjugation und umge-

kehrt voraus, da sie nur verschiedene Seiten desselben „Verfahrens", nicht verschiedene Verfahrungsweisen selbst ausdrücken. —

48. So ist es also zuerst der Gegensatz zwischen Conjugation und Deklination, in welchem sich die Synthesis wirksam zeigt. Hier stehen wir an der Grenze des einfachen Satzes. Das Weitere ist, dass, wie hier einfache Vorstellungen (Thätigkeit und Sein) in Beziehung gesetzt werden, um einen Gedanken zu bilden, ebenso auch ganze Gedanken in Beziehung gesetzt werden müssen, um eine Gedankenkette, die Rede, hervorzubringen; worin der einzelne Gedanke ebenso zu einem Beziehungsmoment herabgesetzt wird, wie im einfachen Satze solches mit der einzelnen Vorstellung geschah. So erhalten wir den Begriff des zusammengesetzten Satzes, weiterhin den der Periode. Die Stelle der Flexion im Verbum nimmt nun hier die Conjunction, die der Flexion im Substantiv das Relativum ein. Dies ist ungefähr die genetische Begründung des (scheinbar willkürlichen) Satzes, den der Verf. (S. 251) aufstellt, dass die „Hauptpunkte „des synthetischen Aktes im Sprachbau" vorzugsweise drei seien, „das Verbum, die Conjunction und das Pronomen Relati-„vum".

49. Das Verbum knüpft „durch einen und denselben synthe-„tischen Akt das Prädikat durch das Sein mit dem Subjekt zu-„sammen". Dass aber deswegen „zwischen ihm und den übrigen „Wörtern des einfachen Satzes ein" solcher „Unterschied liegt, der „verbietet, diese mit ihm zu gleicher Gattung (?) zu zählen", wie der Verf. behauptet, ist nicht einleuchtend. Denn das deklinirte Nomen hat als Subjekt nur deswegen den Charakter grösserer oder absoluter Unbeweglichkeit, weil es in jenem Beziehungsverhältniss das Sein repräsentirt, das Prädikat dagegen die Thätigkeit; was jedoch nicht hindert, die beiden Momente der Beziehung, in Rücksicht auf diese selbst, als koordinirt zu betrachten. Deshalb ist es jedenfalls ein zu starker und hier am allerwenigsten richtiger Ausdruck, wenn der Verf. sagt, dass „das Verbum sich vom Nomen „und von den andern, möglicherweise im einfachen Satz vorkom-„menden Redetheilen mit schneidender Bestimmtheit dadurch unter-„scheidet, dass ihm allein der Akt des synthetischen Setzens „als grammatische Funktion beigegeben ist"; oder wenn er bald darauf die Ansicht ausspricht, „alle übrigen Wörter des Satzes" seien „gleichsam todt daliegender, zu verbindender Stoff, das Verbum al-„lein" sei „der Leben enthaltende und Leben verbreitende Mittel-

„punkt“. (S. 251) Der Verf. hat sich in diese Vorstellung so hineingelebt, dass er den Gegensatz der Lebendigkeit und todten Trägheit, welchen er in der Natur des Verbs und des Substantivs findet, selbst auf die an diesen beiden Wortsklassen ausgedrückten Beziehungen überträgt. „Das Nomen ist eine Sache, und kann, als solche, „Beziehungen eingehen, und die Zeichen derselben annehmen. Das „Verbum ist, als augenblicklich verfliegende Handlung“ (doch nur in gewissen Zeiten, nicht als Begriff der Thätigkeit selbst), „nichts als ein „Innbegriff von Beziehungen“, (dem widerspricht, dass die Thätigkeit etwas durchaus Reales, weil Qualitatives, ist); „und so stellt es die „Sprache in der That dar“ (?) (S. 254). Dass „das Nomen in seiner „Abwandlung niemals einen Stammvokal, wie das Verb so häufig, „durch Gunirung steigert“, ist kein Beleg dafür, dass „die Sprache „hier eine Absonderung des Stammes von dem Suffix, die sie im „Verbum gänzlich verlöscht, im Nomen noch allenfalls dulden zu „wollen scheint“; vielmehr liegt der Grund dieser und anderer Erscheinungen darin, dass der Begriff der Thätigkeit einer Steigerung seiner Intensität oder Extensität fähig ist, was beim Begriff des Seins nicht Statt haben kann. Auch zeigt die Verbalflexion Erscheinungen, die der vom Verf. aufgestellten Ansicht gradezu widersprechen, z. B. die Anhängung der „Pronominal-Suffixa in den Personenendungen“, was der Verf. selber anführt (S. 255), ferner „die symbolischen Bezeich„nungen durch Augment und Reduplikation“ u. s. f. (S. 256).

50. „Die Conjunction, im eigentlichsten Sinne des Ausdrucks „genommen, zeigt die Beziehung zweier Sätze auf einander an; „und es liegt ein doppeltes Zusammenfassen, eine verwickeltere Syn„thesis in ihr“ (S. 276.) Das Letztere ist wohl nur scheinbar, denn wenn auch jeder Satz für sich schon Beziehungen enthalten möge, so gilt er doch für den andern Satz und umgekehrt nicht nach den in ihm enthaltenen Beziehungen, sondern seiner Einheit nach, d. h. als ein einfaches Moment des Gedankens. Sagt doch der Verf. selbst irgendwo einmal, man „müsse den Satz“, wenn man ihn seiner innern Gliederung nach begreifen wolle, „als *ein* Wort betrachten“, womit er doch wohl nur auf seine organische Einheit hinweisen wollte. Tritt er nun also als blosses Moment eines weitern Gedankens mit einem andern Gedankenmoment (Satz) in Beziehung, so muss offenbar die Vorstellung des Einfachen, der Einheit, über die in jedem der beiden Momente enthaltenen Differenzen (Beziehungen) durchaus vorwalten. Wird ferner dies Zusammenfassen in die Einheit

und in Beziehung-Setzen zu einer neuen Gedankeneinheit fortgesetzt, so entsteht die Periode. „Jeder Satz muss als Eins genommen wer„den“ (also!), „diese Einheiten müssen aber wieder in eine grössere „Einheit verknüpft und der vorhergehende Satz so lange schwebend „vor der Seele erhalten werden, bis der nachfolgende der ganzen „Aussage die vollendete Bestimmung giebt“. Näher geht nun aber der Verf. in den Organismus des zusammengesetzten Satzes nicht ein; nur erwähnt er noch — ohne jedoch diese Unterschiede zu entwickeln —, dass „die Conjunctionen sich in die leichteren, die nur Sätze „verbinden oder trennen, und in die schwierigeren, welche einen „Satz von einem andern abhängig machen, theilen“. (S. 276.)

51. „Am schwierigsten für die grammatische Auffassung ist das „in dem Pronomen ralativum vorgehende synthetische Setzen. „Zwei Sätze sollen dergestalt verbunden werden, dass der eine einen „blossen Beschaffenheitsausdruck eines Nomens des andern „ausmacht. Das Wort, durch welches dies geschieht, muss daher zu„gleich Pronomen und Conjunction sein, das Nomen durch Stell„vertretung darstellen und einen Satz regieren“. (S. 277.) Es ist diese Natur des Relativpronomens wiederum ein Beleg dafür, dass das Nomen in Rücksicht auf die Beziehung im Satze mit dem Verbum durchaus koordinirte Bedeutung habe, da es sonst unmöglich wäre, dass zwei Sätze durch ein Relativum in Beziehung auf einander gesetzt würden, weil das Relativum, als sich zunächst auf das Nomen beziehend, dies zum Mittelpunkt des einen Satzes macht, während der Verf. behauptete, dass das Verbum stets das eigentliche Satz- und Gedankencentrum sei. Das Relativpronomen wird daher erst Conjunktion (was übrigens auch überall etymologisch nachgewiesen werden kann), wenn der Relativ-Satz nicht eine Bestimmung für eine einzelne Vorstellung im Hauptsatze, sondern für den ganzen Hauptsatz selbst enthält, der dann noch mehr als sonst zu einem blossen Moment herabsinkt, in welchem für die Beziehung selbst alle Differenzen verschwinden. — Vergleiche Kritik, Zusätze zu § 25.

52. Nachdem wir so diese allerdings den Organismus des Satzes nur in seinen allgemeinsten Grundsätzen berührenden Gedanken des Verf's aus einem späteren Abschnitt seines Werks an die obige Betrachtung „über die Congruenz der Lautformen mit den gramma„tischen Forderungen“ angeknüpft haben, kommen wir auf die am Anfang dieser scheinbaren Abschweifung aufgestellte Frage zurück,

wie er sich das Verhältniss der Flexion zu dem Unterschiede des Individuellen und Allgemeinen in der Wahrnehmung vorgestellt habe. Zwar ist auch hier, wie wir oben vermutheten, eine Synthesis enthalten, die jedoch mit der Wortformung und Satzbildung nichts zu thun hat. Höchstens könnte darin das Prinzip gewisser Arten von Zusammensetzung gefunden werden, z. B. wenn statt Eiche gesagt wird Eichbaum, in welcher Bildung dann aber der allgemeine Gattungsbegriff der spezifischen Individualität des Gegenstandes gleichsam erklärend beigefügt wird. Wenn also in jener Erörterung (S. 181 - 183) keine Abweichung vom eingeschlagenen Wege und keine Lücke in der Gedankenreihe des Verf.'s sein sollte, so muss ich eingestehen, dass dies ein Punkt ist, den ich nicht verstanden habe. Uebrigens hatte die Anführung der Ansichten des Verf's über den Organismus des einfachen und zusammengesetzten Satzes hauptsächlich den Zweck, die Gedankenreihe des Verf's selbst zu vervollständigen, da er doch durch die Betrachtung des Wesens der Flexion nothwendigerweise auf diese Erörterung hätte geführt werden müssen.

Hiemit schliesst die erste Abtheilung, welche die philosophische Grammatik enthält; und es beginnt nun die Betrachtung der Sprachen aus dem Standpunkt der komparativen Grammatik; jedoch so, dass für dieselbe nicht wie gewöhnlich nur die Formenlehre das Feld der Vergleichung abgiebt, sondern vielmehr die Gesammtbildung und Individualität der verschiedenen Sprachen nach dem Kriterium „der „Idee der Sprachvollendung" untersucht wird.

B. Zweite Abtheilung.

Gedanken über die allgemeinen Spracherscheinungen vom Standpunkt der höhern Comparativen Grammatik (§§ XIX - fin.).

53. Im weitern Sinn genommen, ist dieser Standpunkt der des Verf's überhaupt, auf den er überall zurückblickt, wenn er sich zuweilen genöthigt sieht, ihn zu verlassen, um — sei es in begrifflicher oder formal logischer Beziehung — Stoff für die Untersuchung zu sammeln, den er dann nach der Rückkehr auf jenen Standpunkt selbst verarbeitet. Wenn sich daher, abgesehen von den frühern Abschnitten, in denen diese Tendenz nur seltner aber dann auch

desto bestimmter hervortrat, [vergl. S. 81, 82, 85,] in der ersten Abtheilung des vierten Abschnitts sehr häufig rein komparative Untersuchungen vorfinden [vergl. S. 111, 115, 117, 140 ff. 144 - 151 (wo nur über die Bedeutung des *Gûna* und *Wriddhi* gehandelt wird,) 156; 164 - 170: über den Satzbau der mexikanischen Sprachen, 172-174: über den der malayischen, nordamerikanischen und vaskischen u. s. f. 179]: so musste doch in der Entwicklung des allgemeinsprachlichen Inhalts von den in dieser Rücksicht nur als Abschweifungen oder doch als weitausgedehnte Belege geltenden Bemerkungen aus dem Gesichtspunkt der formalen komparativen Grammatik abgesehen werden, da dieser Gesichtspunkt weder für den Verf. noch für uns in jener Entwicklung spezieller Zweck war. Letzteres ist nun aber in der folgenden zweiten Abtheilung der Fall, wobei nur noch zu berücksichtigen ist, was schon am Schluss der vorigen Abtheilung angedeutet ist, nemlich dass der Ausdruck: „komparative Grammatik“ hier in höherem, sozusagen geistigerem Sinne (weil sich die Vergleichung hauptsächlich auf die geistige Verschiedenheit oder Aehnlichkeit der Sprachen bezieht) zu nehmen ist. Vorzugsweise hat die letztere Bedeutung auf die ersten beiden Paragraphen dieser Abtheilung Anwendung, in denen der Verf. eine Totalanschauung dieser geistigen Verschiedenheit zu geben sich vorgesetzt, und die wir deshalb als Einleitung zu der weitern, mehr praktischen Untersuchung betrachten können.

1. Einleitende Bemerkungen zur komparativen Grammatik. (§§ XIX - XX.)

a Hauptunterschied der Sprachen nach der Reinheit ihres Entwicklungsprinzips. (§ XIX.)

54. Da die Sprache eine Erzeugung ist und daher einen bestimmten Entwicklungsgang hat, so müssen in dem letztern bestimmte Perioden unterschieden werden können. Deren giebt es hauptsächlich zwei: „die eine, wo der lautschaffende Trieb der Sprache „noch im Wachsthum ist, die andre, wo, nach vollendeter Gestaltung wenigstens der äussern Sprachform, ein scheinbarer Still„stand eintritt und dann eine sichtbare Abnahme jenes schöpferi„schen Triebes folgt.“ Der Gegensatz, in welchem diese beiden Perioden der Sprachentwicklung stehen, setzt zwei einander entgegen-

gesetzte „Ursachen" in derselben voraus, von denen zuerst die eine und sodann die andere vorzugsweise wirksam ist. Diese sind „das „ursprünglich die Richtung bestimmende Prinzip und der Einfluss „des schon hervorgebrachten Stoffes, dessen Gewalt immer in um- „gekehrtem Verhältniss mit der Kraft des Prinzips steht. Dies Prinzip „kann nun aber mehr oder weniger rein sein, insofern es sich ent- „weder mehr dem allgemeinen sprachbildenden Prinzip im Menschen „nähert und die Sprache in voller und ungeschwächter Kraft durch- „dringt", oder aber sich ihm „etwas in der Nothwendigkeit der „Sprachformen nicht Gegründetes beimischt" (S. 184. 185). Hienach zerfallen auch die Sprachen in zwei Klassen, in diejenigen, welche ein reines Prinzip haben, und in diejenigen, welche nicht ein solches besitzen; zu den erstern gehören die „Flexionssprachen", die wiederum dem Grade nach verschieden sein können, wie z. B. die sanskritischen und semitischen Sprachen (S. 188); zu denen der zweiten Art die „einverleibenden" und „agglutinirenden „Sprachen", wie z. B. das Chinesische, Malayische, Vaskische, das Delavare und andre Amerikanische Sprachen.

55. Dieser Unterschied der Sprachen nach der Reinheit ihres Entwicklungsprinzips erschöpft jedoch keineswegs die in ihrem ganzen innern Wesen liegende Verschiedenheit; „ihr eigentlicher und „wahrer Charakter beruht noch in etwas viel Feinerem und der „Zergliederung weniger Zugänglichem". Die Kriterien dieses Charakters sind also zu bestimmen.

b. Charakter der Sprachen. (§ XX.)

56. Dieser ist theils ein äusserer, theils ein innerer. Der äussere Charakter liegt in dem ganzen „grammatischen und lexika- „lischen Bau", also hauptsächlich in dem, was wir als das Material einer Sprache zu bezeichnen pflegen; der innere Charakter ist nun die diesem Stoff adäquate, also in den Grenzen der Nationalität zwar bleibende, allein doch nur durch das Individuum momentan erzeugte Form (Siehe Abschnitt III). Dadurch, dass die Gewalt der (allgemeinen) Individualität den Stoff durch stete Reproduktion desselben lebendig macht, erhält die Sprache selbst einen individuellen Charakter; und es tritt hier abermals der schon oben (cf. Abschnitt II fin.) erläuterte scheinbare Widerspruch zwischen den Momenten der Einzelheit und Allgemeinheit in dem Begriff der Individualität auf. (S.

195. 196) „Die Möglichkeit, vielen Individualitäten“ (innerhalb der Nation) „zum Ausdruck zu dienen, scheint eher eine vollkommene „Charakterlosigkeit in der Sprache vorauszusetzen, die sie doch aber „sich auf keine Weise zu Schulden kommen lässt. Sie umfasst in „der That beide entgegengesetzte Eigenschaften, sich als Eine Sprache „in derselben Nation in unendlich viele zu theilen, und, als diese „vielen, gegen die Sprachen andrer Nationen mit bestimmtem Cha„rakter, als Eine, zu vereinigen“ (S. 196). Die Verschiedenheit des äussern und innern Charakters innerhalb des Nationalcharakters heisst in der Literatur zunächst Dialekt, enger noch: Mundart, am engsten Stil (beim einzelnen Individuum). Die Einheit des Nationalcharakters der Sprachen hängt besonders auch mit der Abstammung zusammen (S. 198), die eine „gleiche Naturanlage“ voraussetzt. Die Verwandtschaft der Sprachen lässt auf eine ursprüngliche Gleichheit dieser Naturanlage schliessen, die sich später erst faktisch zerlegt und modificirt hat (S. 199.). Es geht aus diesen, wie schon aus frühern Bemerkungen hervor, dass Nationalität und Sprache in genauer Wechselwirkung stehen. Doch „wirkt auf die Sprache „nicht blos die ursprüngliche Anlage der Nationaleigenthümlich„keiten ein, sondern jede durch die Zeit herbeigeführte Abände„rung der innern Richtung, vor allem aber der Impuls ausge„zeichneter Köpfe“. Uebrigens beruht der „Charakterunter„schied“ der Sprachen keineswegs blos in „absoluten Vorzügen „der einen vor der andern“ (vergl. Abschnitt I, 2 Anm. 1.); er ist nicht blos gradueller Art, wie der Verf. früher behauptete, sondern spezifisch-qualitativer Natur. Hierher gehört z. B. der Unterschied der Sprachen, welche entweder blos zu „Alltagsbedürfnissen“ gebraucht, oder hauptsächlich für „wissenschaftliche“ Zwecke angewendet werden, überhaupt wenn eine Sprache „mit verein„zelter Seelenthätigkeit zu einem abgeschlossenen Zwecke ge„braucht wird“. (S. 205.) Dies ist immer eine Einseitigkeit, die dem absoluten Wesen der Sprache, welche „auf ein inneres Ganzes des „Gedankenzusammenhanges und der Empfindung bezogen werden“ soll, widerspricht. Der Charakter der Sprache ist wesentlich Individualität. Wie die Einzelnen innerhalb der Nation die Nationalsprache in bestimmte individuelle Formen giessen, gegen die sich die Nationalsprache selbst nur als Stoff verhält, so sind die Nationalsprachen ihrerseits wiederum die individuellen Formen der absoluten Sprachform. Im Begriff der Individualität zeigt sich also auch hier ein dop-

durch der Sprache selbst ein „Charakter höhern Ernstes und einer „die Begriffe zur höchsten Klarheit bringenden Stärke, auf der „andern Seite aber auch Kälte und Nüchternheit“ verliehen wird (S. 233). Vorzugsweise geschieht hier des Aristoteles Erwähnung, aus dessen „zugleich tiefstrebendem und weitumfassendem, gleich „streng auf Materie und Form der Erkenntniss gerichtetem Verfahren, in welchem die Erforschung der Wahrheit sich vor„züglich durch *scharfe Absonderung alles verführerischen „Scheins* auszeichnete, eine Sprache entstehen musste, die einen „auffallenden Gegensatz mit der seines unmittelbaren Vorgängers und „Zeitgenossen, des Plato, bildet“ (S. 234). — — In ähnlich anerkennender Weise spricht der Verf. auch von Fichte, Schelling und Kant, in deren Schriften sich „eine Gestaltung des philosophi„schen Stils von ganz eigenthümlicher Schönheit“ findet, so wie endlich auch von den Werken seines Bruders (S. 236). — Nach diesen Betrachtungen wirft er einen kurzen Blick auf die Griechische (S. 237), Sanskritische (S. 239) und Römische Literatur (S. 240), woran sich zuletzt noch einige spezielle Bemerkungen über einzelne in die Poesie und in die Prosa schlagende Punkte anknüpfen, unter Anderm über die innere Scheidung der Poesie und Prosa durch den Gebrauch der Schrift (S. 244).

2. Allgemeine Vergleichung der Sprachen nach dem Grade der Vollendung ihres Baues.

58. Diese rein auf dem Standpunkt der höhern komparativen Grammatik fussende Untersuchung zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste: die Sanskritischen oder die am vollkommensten entwickelten „Flexionssprachen“ (§ XXI); der zweite: die „von der gesetzmässigen Form abweichenden „Sprachen“, oder die Sprachen „mit weniger vollkommnem „Sprachbau“, die Semitischen, die Delavare, Chinesische und die Barmanische Sprache, bei welcher letzteren der Verf. sich am längsten aufhält (§ § XXII - XXIV); endlich der dritte: die Frage „ob der mehrsilbige Sprachbau aus dem einsil„bigen hervorgegangen sei“, behandelt (§ XXV). Hiemit schliesst das Werk.

a. Die Sanskritischen Sprachen oder der vollkommne Sprachbau (§ XXI).

59. „Es ist bewundrungswürdig zu sehen, welche lange Reihe „von Sprachen gleich glücklichen Baus und gleich anregender Wir-„kung auf den Geist" durch „diejenige hervorgebracht" worden ist, „die wir an die Spitze des Sanskritischen Stammes stellen „müssen, wenn wir einmal überhaupt in jedem Stamme Eine Ur-„oder Muttersprache voraussetzen. Um nur die uns am meisten nahe „liegenden Momente hier aufzuzählen, so finden wir zuerst das Zend „und das Sanskrit in enger Verwandtschaft, aber auch in merk-„würdiger Verschiedenheit, das eine und das andre vom lebendig-„sten Prinzipe der Fruchtbarkeit und Gesetzmässigkeit in Wort- und „Formenbildung durchdrungen. Dann gingen aus diesem Stamm die „beiden Sprachen unsrer klassischen Gelehrsamkeit hervor, und, „wenn auch in späterer wissenschaftlicher Entwicklung, der ganze „germanische Sprachzweig. Endlich als die Römische Sprache „durch Verderbniss und Verstümmelung entartete, blühten, wie mit „erneuerter Lebenskraft, aus derselben die Romanischen Sprachen „auf, welchen unsre heutige Bildung so unendlich viel verdankt. „Jene Ursprache bewahrte also ein Lebensprinzip in sich, an welchem „sich wenigstens drei Jahrtausende hindurch der Faden der geistigen „Entwicklung des Menschengeschlechts fortspinnen konnte und das „selbst aus dem Verfallnen und Zersprengten neue Sprachbildungen „zu regeneriren Kraft besass". (S. 246.)

60. Es ist zunächst zu fragen, worin der Vorzug des Baues der sanskritischen Sprachen liegt; worauf im Allgemeinen zu antworten ist, dass „die Sprache, deren Bau dem Geiste am meisten zusagt „und seine Thätigkeit am meisten anregt, auch die dauerndste Kraft, „neue Gestaltungen hervorzubringen, und ein stärker und man-„nigfaltiger aus sich heraus erzeugendes Lebensprinzip besitzen „muss". Fragt man nun weiter, woran denn die Stärke dieses Lebensprinzips zu erkennen ist, so ist die Antwort: an der „Stärke der „Synthesis" in der Sprache (S. 249). Denn da „die Sprache eine „wahrhaft schöpferische Handlung des Geistes ist, die sich in „jeder Sprache verschieden gestaltet", und durch welche „Begriff „und Laut auf eine ihrem wahren Wesen gemässe Weise verbun-„den, als Wort und als Rede hinausgestellt" werden, so dass nun „zwischen der Aussenwelt und dem Geiste etwas von beiden

„Unterschiednes geschaffen" wird, so ist einleuchtend, dass „von der „Stärke und Gesetzmässigkeit dieses Akts die Vollendung „der Sprache in allen ihren einzelnen Vorzügen abhängt", und darauf „also auch das in ihr lebende, weitererzeugende Prinzip beruht". Diesen „Akt" nennt der Verf. einen „synthetischen", dessen innere Bedeutung und Beschaffenheit er nunmehr ausführlich betrachtet. Es folgt nemlich nun die ganze Entwicklung über die Flexion und Satzbildung (S. 250 - 279), welche wir schon oben, als eigentlich in das Gebiet der philosophischen Grammatik gehörend, wiedergegeben haben, (Vergl. oben A. 3. bis zu Ende), und desshalb hier übergehen können. Der Verf. schliesst seine Erörterung mit dem Resultat, „dass der wahre Ausdruck der satzbildenden Synthesis nur ächten „Flexionssprachen und unter denselben immer nur denen, die „es in höherm Grade sind, eigen sein kann", indem er hier „eine „sich in allen Theilen gleich bleibende glückliche Anordnung ihres „Organismus..., in der Seele aber das vollendete Uebereinstimmen des fortschreitenden Gedankens mit der ihn begleiten-„Sprache" hervorbringt. (S. 279.)

60. „Der Einklang der Sprachbildung mit der gesammten „Gedankenentwicklung" ist, weil sein Wesen in der Wechselwirkung beider besteht (vergl. S. 63.), in zwiefacher Beziehung aufzufassen. „Wenn wir nun den gelungenen Sprachbau blos als „rückwirkend betrachten, und augenblicklich vergessen, dass, was „er dem Geiste ertheilt, er erst selber von ihm empfing, so gewährt er „Kraft der Intellektualität, Klarheit der logischen Anordnung, Gefühl „von etwas Tieferem, als sich durch blosse Gedankenzergliederung „erreichen lässt, und Begierde es zu ergründen, Ahnung einer Wech-„selbeziehung des Geistigen und Sinnlichen, und endlich rhythmisch „melodische, auf allgemein künstlerische Auffassung bezognen Be-„handlung der Töne .... So ruft auch ein lebendig empfundener, „glücklicher Sprachbau durch seine eigne Natur Philosophie und „Dichtung hervor". Diese Consequenzen sind jedoch, wie man leicht erkennt, sehr relativer Natur. Jenes „Wenn", mit welchem der Verf. den Vordersatz dieses Folgesatzes beginnt, ist seiner innern Wahrheit nach durchaus ungerechtfertigt. Man kann eben den gelungenen Sprachbau nicht „blos als rückwirkend betrachten", noch weniger kann man davon abstrahiren, „dass, was er dem Geiste ertheilt, er „erst selber von ihm empfing", weil dadurch das wahre Verhältniss zwischen beiden verschoben wird.

61. Weiter kommt nun der Grund in Betracht, aus welchem in der spätern Periode der Flexionssprachen die Flexionen selbst allmälig abgeschliffen werden. Der Verf. findet ihn in der „steigenden „Zuversicht des Geistes auf die Festigkeit seiner innern Ansicht (?), „zu sorgfältige Modifizirung der Laute für überflüssig zu erachten". Wenn dies aber so ist — und die Thatsache selbst lässt sich nicht läugnen —, so widerspricht solche Divergenz zwischen dem Wachsthum der Kraft des Geistes einerseits und der Abnahme der Kraft der Sprache andrerseits doch offenbar jener vom Verf. selbst aufgestellten Ansicht von der Wechselwirkung beider auf einander, resp. Rückwirkung der Sprache auf den Geist; ein Widerspruch, den er durch die Erklärung zu heben sucht, dass „die Beziehung „des Volksgeistes auf die Sprache durchaus eine andre sein" müsse, „so lange sich diese noch in der Gährung ihrer ersten „Formation befindet, und wenn die schon geformte nur zum Ge„brauch des Lebens dient" ..., wo dann „mehr der Zweck des „Verständnisses vorwalte" (S. 284). Erinnern wir uns aber, dass früher die Sprache als eine „fortwährende Erzeugung", nicht als eine schon „erzeugte Masse" betrachtet werden sollte, (vergl. S. 39) da sie „kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia) sei" (S. 41), und „die einmal fest geformten Elemente zwar eine gewis„sermassen (!) todte Masse bilden, die aber den lebendigen Keim nie „endender Bestimmbarkeit in sich tragen" (S. 61): so muss man erkennen, dass jene Erklärung selber wieder mit andern Erklärungen in Konflikt geräth. Dies fühlt auch der Verf. recht wohl, aber statt die Lösung desselben zu versuchen, durchschneidet er diesen gordischen Knoten mit den Worten: „Welches nun immer „die Ursache sein mag*), so ist es sicher, dass auf diese Weise

*) Der Grund, warum der Verf. in jene Widersprüche gerathen ist, liegt meiner Ansicht nach darin, dass er theils den Begriff der Erzeugung der der Sprache zu bestimmt als eine von einem Subjekt (dem Geiste) ausgehende Thätigkeit fasst, theils darin die nothwendigen Entwicklungsphasen nicht absondert. Der Geist erzeugt nicht die Sprache, sondern erzeugt sich in der Sprache. Die Sprache ist das Produkt eines rein begrifflichen und eines rein natürlichen Elements (des Lauts), die beide nothwendiger Weise eine verschiedene Stellung zu einander haben können. Denn da der Geist in der Natur nur sich selbst wiederfinden will, so ist er auch das letzte Ziel seiner Inkarnation in den Laut. Mit letzterem aber beginnt die

„ächte Flexionssprachen ärmer an Formen werden, und sich so im „Einzelnen denjenigen Sprachen nähern können, die sich von ihrem „Stamme durch ein ganz verschiedenes und unvollkommneres Prinzip „unterscheiden". Die Belege hiezu nimmt nun der Verf. hauptsächlich aus den „aus dem Lateinischen hervorgegangenen Sprachen", über deren historischen und ideellen Ursprung er bis zum Schluss des § handelt, welcher sich noch kurz mit der Frage beschäftigt, ob der Unterschied zwischen der relativen Reinheit der Töchtersprachen, wie des Neugriechischen, und der Gemischtheit derselben, wie der Romanischen, auch „Einfluss auf den Charakter und den Geist „der Nation" ausübt; eine Frage, die unter gewissen Beschränkungen bejaht wird. (S. 276.)

b. Der weniger vollkommne Sprachbau. (§ XXII - § XXIV.)

62. Bevor der Verf. auf die Betrachtung der „von der rein ge„setzmässigen Form abweichenden Sprachen" übergeht, glaubt er zuerst eine Uebersicht über den Verlauf der ganzen bisherigen Untersuchung geben zu müssen, indem er die aus derselben gewonnenen Resultate zusammenstellt und dadurch den Ueberblick über den Gesammtinhalt des bisher Erörterten bedeutend erleichtert. Wir haben hier in Bezug auf diese Rekapitulation, da sie eben Nichts enthalten kann, was nicht bereits aus gegenwärtigem Versuch einer planmässigen Darlegung jenes Inhalts bekannt wäre, nur Folgendes zu bemerken. Es kann nemlich auffallen, dass gerade hier eine solche Uebersicht für nöthig erachtet wird, da einerseits in der vorangehenden Untersuchung Punkte vorhanden sind, die für einen solchen Rückblick auf den zurückgelegten Weg weit geeigneter scheinen könnten, (wie

---

Schöpfung und so muss in der ersten Periode zuerst das sinnliche Element, die Natur überwiegen, wie bei Kindern die materiellen Bedürfnisse vorwalten. Dann tritt ein Gleichgewicht zwischen beiden ein; dies ist die zweite Periode, wie sie sich in den sogenannten klassischen Epochen der Sprachen zeigt. Das Dritte und Letzte ist dann, dass der Geist sich über das natürliche Element, der Gedanke über den Laut, erhebt, sich endlich selbst als den letzten Zweck erkennt, und nun die Spracherzeugung als solche vernachlässigt, vielmehr die vorhandenen Sprachstoffe als blosse Mittel seiner Selbsterzeugung betrachtet. Hier beginnt denn die Desorganisation der Sprache, als Materie.

z. B. nach § XII, wo der allgemeine philosophische Standpunkt aufgegeben wird —, weshalb denn auch in der That der Anfang des § XIII einen solchen, jedoch verhältnissmässig sehr kurzen Rückblick enthält — oder nach § XX, in welchem der Standpunkt der philosophischen Grammatik verlassen und der dritte, nemlich der der komparativen Grammatik, eingenommen wird,) andrerseits hier überhaupt ein wesentlicher Ruhepunkt gar nicht gefunden werden dürfte, weil der Uebergang von der Betrachtung der reinen Flexionssprachen zu der des weniger vollkommnen Sprachbaus genugsam durch die allgemeine Begründung dieses Unterschieds im § XIX, welcher sich ja speziell mit dem „Hauptunterschiede der Sprachen nach „der Reinheit ihres Bildungsprinzips" beschäftigt, vorbereitet und also gerechtfertigt ist. Auf diesen, wie man nicht läugnen kann, gegründeten Einwurf gegen die Einheit des Plans ist nur zu erwiedern, dass sich die Verfahrungsweise des Verf's, wenn auch nicht mit dem Plan dieser (einleitenden) Untersuchung, so doch mit dem des ganzen Werks („Ueber die Kavisprache"), zu welchem seine gegenwärtige Abhandlung sich eben als Einleitung verhalten sollte, durchaus in Einklang bringen, also historisch begründen lässt. Berücksichtigen wir nemlich, dass es dem Verf. in einem Werke über die Kavisprache, bekanntlich einer aus malayischen und indischen Sprachelementen entstandenen Mischsprache, zuförderst darum zu thun sein musste, dieser Sprache in dem grossen Organismus der Sprachindividualitäten die ihr gehörige Stelle anzuweisen, so geht hieraus hervor, dass, sobald er die Untersuchung bis hieher geführt hatte, er einen „der Endpunkte" derselben erreicht haben musste. Deshalb ging er zuerst in die Natur der Sprache überhaupt ein (§ I - § XII), dann zur Betrachtung des Unterschiedes der Sprachen theils in philosophischer (§ XIII - § XVII) theils in historischer (§ XVIII - § XXI) Beziehung und zwar mit besonderer Rücksicht „auf die „Reinheit ihres Bildungsprinzigs" über, setzte diesen Unterschied, wie oben gezeigt, fest und absolvirte schliesslich die eine Seite desselben, nemlich die Sprachen des vollkommneren Sprachbaus, die er sogar bis in ihre Sprösslinge (die aus dem Lateinischen hervorgegangenen Sprachen) verfolgte. Hier, wo er nun an der Schwelle seiner eigentlichen Erörterung, nemlich des weniger vollkommnen Sprachbaus, zu welcher Klasse auch die Kavisprache gehört, angelangt war, musste er nothwendig Athem schöpfen, um zu sehen, auf welchem Wege er bis zu diesem ersten

praktischen Ziel seiner Untersuchung gekommen war. — Diese Erklärung beruht also auf der ursprünglich auch gerechtfertigten Voraussetzung, dass diese ganze Abhandlung „Ueber die Verschiedenheit „des menschlichen Sprachbaus" nur als eine Einleitung in die Untersuchung über die Kavisprache gelten sollte, und gründet sich folglich auf den Plan des ganzen Werks. Wenn ich daher, dem es im Gegentheil um den Plan dieser Einleitung selbst, als eines für sich bestehenden Ganzen, zu thun war, hier keinen Ruhepunkt anerkennen und desshalb auch keinen Hauptabschnitt machen konnte, so glaube ich durch diese Erklärung und historische Rechtfertigung der Verfahrungsweise des Verf's zugleich auch die meinige erklärt und gerechtfertigt zu haben.

63. Wir nehmen also den abgerissenen Faden da wieder auf, wo der Verf. von seiner Rekapitulation auf die Betrachtung der „von „der rein gesetzmässigen Form abweichenden Sprachen" übergeht. „In der Betrachtung der Sprache muss sich eine Form offenbaren, „die unter allen denkbaren am meisten mit den Zwecken der „Sprache übereinstimmt" (Vergl. I. Abschnitt. 1.). „die Sanskritischen Sprachen aber nähern sich dieser Form am meisten.... Wir können sie mithin als einen festen Vergleichungspunkt für alle übrigen betrachten". Eine solche Vergleichung ist jedoch mit Schwierigkeiten verknüpft, weil die unvollkommneren Sprachen „in ihrem Baue keine so klar hervorleuchtende Consequenz" zeigen. In Rücksicht auf Satzbildung lassen sich zwar für dieselben „ausser der, aller grammatischen Formen entrathenden, Chinesischen Sprache, drei mögliche Formen der Sprachen" aufstellen, „die flektirende, agglutinirende und einverleibende" (S. 301), je nachdem das erste oder zweite oder dritte Element vorherrscht. (Vergl. IV. Abschnitt B. 2. fin.) Aber nicht blos in der Satzbildung, sondern „in jedem Elemente und in jeder „Fügung" ist dieser Unterschied „gewiss gleich lebendig enthalten", nur lässt sich derselbe grade in jener am leichtesten erkennen und nachweisen (S. 305. 306). Wenn sich daher auch die von der reinen Form „abweichenden Sprachen", da diese Abweichung dem Grade und der Art nach unendlich mannigfaltig sein kann, nicht „aus Prinzipien erschöpfen und klassificiren lassen, so müssen doch „alle, wenn es anders richtig ist, dass der naturgemässe Bau auf der „einen Seite von fester Worteinheit, auf der andern von gehöriger „Trennung der den Satz bildenden Glieder abhängt, entweder die

„Worteinheit oder die Freiheit der Gedankenverbindung „schmälern, oder endlich diese beiden Nachtheile in sich vereinigen" Am schwierigsten ist „die Aufsuchung der Gründe solcher Abwei-„chungen" in der Individualität der Nation selbst. (S. 307.)

64. Es folgt nun eine im höchsten Grade geistvolle Untersuchung über die Semitischen (S. 307-316), die Delavare und Chinesische (S. 322-326) Sprachen, die im Auszuge mitzutheilen unmöglich ist, da jede einzelne Bemerkung darin ihre eigenthümliche Wichtigkeit hat. Als Resultat stellt sich heraus, dass das Sanskrit und das Chinesische zwei einander entgegengesetzte „feste Endpunkte „bilden", die Semitischen aber nicht zwischen sie, sondern neben die Sanskritischen Sprachen gestellt werden müssen; wogegen man alle übrigen „als in der Mitte jener beiden Endpunkte befind-„lich betrachten muss, da alle sich entweder der chinesischen Ent-„blössung der Wörter von den grammatischen Beziehungen, oder der „festen Anschliessung der dieselben bezeichnenden Laute nähern „müssen". Indess können dieselben doch „nur auf ganz unbestimmte „Weise in eine Klasse geworfen werden", weil sie „Nichts weiter „gemein haben, als diese negative Eigenschaft, nicht aller grammati-„schen Bezeichnung zu entbehren und keine Flexion zu besitzen".

65. Die hier nahe ligende Frage, „ob es nicht in der Sprach-„bildung (überhaupt) stufenartige Erhebungen zu immer voll-„kommnerer geben sollte"? in dem Sinne, als ob es „in verschie-„denen Epochen des Menschengeschlechts nur successive Sprachbil-„dungen verschiedener, einander in ihrer Entstehung voraussetzender „und bedingender Grade gegeben" habe, „lässt sich historisch nicht „entscheiden". Man könnte hier eine Unterscheidung in der „konkreten Form" einer Sprache machen, insofern zwar einerseits alle Sprachen in Rücksicht auf ihren letzten Zweck, den Gedanken auszudrücken, gleich, andrerseits aber in Rücksicht auf die für diesen Zweck angewandten Mittel, theils der Art theils auch dem Grade nach, verschieden sein können. Die letztere negative, die Schranke des Schaffens bezeichnende Seite der Sprache „liesse nun wohl eine „stufenartige Erhebung nach dem Grade, in welchem ihre schö-„pferische Kraft ausgereicht hätte, denken." Die erstere, „positive" Seite aber, „in welcher der oft sehr kunstvolle individuelle Bau auch „der unvollkommneren Sprachen liegt, erlaubt bei weitem nicht im-„mer so einfache Bestimmungen"; schon deswegen, weil „Mangel an „wahrer innerer Konsequenz ein gemeinsamer Charakter aller die-

„ser Sprachen ist". (S. 329-330.) Eine Klassifikation dieser Sprachen ist daher, insofern sie „ihren Charakter erschöpfen" soll und „nicht blos zu bestimmten praktischen Zwecken" versucht wird, unmöglich. Am erspriesslichsten ist der Versuch einer solchen Klassifikation, wenn man als letzten Eintheilungsgrund die Behandlungsweise des Verbums annimmt, weil sich in diesem die gesammte Wort- und Satzbildung einer Sprache gewissermaassen konzentrirt, oder doch ihren wesentlichsten Momenten nach abspiegelt. Auf der niedrigsten Stufe stehen nun die „Partikelsprachen", welche zwar „die grammatischen Beziehungen durch Silben oder Wörter bezeich-„nen", aber ohne diese in ein organisches Verhältniss zu den Begriffen zu setzen, auch „keinen ursprünglichen Unterschied zwischen „Nomen und Verbum feststellen". (S. 331). Einige unter diesen Sprachen bezeichnen das Verbum wenigstens dadurch, dass sie ihm „Pronomina in Umänderungen oder Abkürzungen" anfügen, wie z. B. „die Mexikanische, die Delavare-sprache und andre Amerika-„nische", während „die Barmanische, die Siamesische, die „Mandschuische und Mongolische, die Sprachen der Südsee-„Inseln und grösstentheils auch die übrigen Malayischen des west-„lichen Archipel das Verbum mit gar keinem, seine eigenthümliche „Funktion der Satzverknüpfung charakterisirenden Ausdruck ausstat-„ten" (S. 332).

66. Nach dieser vorläufigen allgemeinen Vergleichung der verschiednen Sprachklassen nach dem Grade der Vollendung ihres Baues geht nun der Verf. auf eine spezielle Betrachtung derselben ein, indem er die auf der niedrigsten Stufe (rücksichtlich des Verbalorganismus) stehende Barmanische Sprache, vorzugsweise in Beziehung auf jene durch das Sanskrit und das Chinesische repräsentirten Extreme, genau erörtert. (S. 333-373).

c. Der genetische Unterschied zwischen dem ein- und mehrsilbigen Sprachbau. (§ XXV.)

67. Die Frage: „ob der Unterschied zwischen ein- und mehr-„silbigen Sprachen ein absoluter, oder nur ein, dem Grade nach, „relativer ist", liegt den obigen Betrachtungen sehr nahe. Enger gefasst würde sie lauten: „Bildet diese Form der Wörter wesentlich „den Charakter der Sprachen, oder ist die Einsilbigkeit nur ein „Uebergangszustand, aus welchem sich die mehrsilbigen Spra-

„chen nach und nach herausgebildet haben"? — Diese Frage ist es, welche den Verf. bis zum Schlusse beschäftigt. Er geht hier gleich sehr gründlich auf den wesentlichen Punkt der Frage ein, nemlich auf die eigentliche Bestimmung dessen, was man einsilbig und mehrsilbig zu nennen habe. (S. 374). Dass blosse Zusammensetzung, in welcher die zusammengesetzten Elemente weder in phonetischer noch in begrifflicher Rücksicht eine organische Worteinheit bilden, nicht die Einsilbigkeit aufhebe, versteht sich fast von selbst, und widerlegt Abel-Rémusat's Behauptung, dass die Chinesische Sprache nicht absolut einseitig sei. „Ein richtiges Beispiel gegen die „Einsilbigkeit einer Sprache müsste den Beweis in sich tragen, dass „alle Laute des Worts nur gemeinschaftlich, nicht abgesondert „für sich, bedeutsam sind". Uebrigens unterscheiden sich die einsilbigen von den mehrsilbigen, also z. B. die Chinesische von den Sanskritischen nur dadurch, dass die letzteren zwar ebenfalls von der Einsilbigkeit der Wurzeln ausgegangen sind, aber „theils auf dem „ihnen eigenthümlichen Wege der Affigirung, theils auf dem, auch „der Chinesichen nicht fremdem, der Zusammensetzung, zur „Mehrsilbigkeit gelangen, dies Ziel auch, da ihnen nicht, wie im „Chinesischen, verschiedene Hindernisse (z B. die Eigenthümlichkeit „der Aussprache, welche auch da, wo die Begriffe zur Einheit verbunden werden, doch die Silbenlaute getrennt hält) entgegenstehen, „wirklich erreichen". Dass der einsilbige Sprachbau der ursprüngliche gewesen sei, insofern man unter Einsilbigkeit die Einsilbigkeit der Wurzeln versteht, scheint schon daraus als nothwendig sich zu ergeben, dass die Einheit des angeschauten Objekts auch eine Einheit der subjektiven Anschauung, resp. Vorstellung, diese aber wiederum die Einheit des diese Vorstellung reproducirenden Lautausdrucks erfordert. Diese Einheit ist aber nicht blosse Einfachheit, sondern wahrhafte Einzelheit und Individualität, d. h. hier Einsilbigkeit. (S. 377. 378.) Erst wenn die Beziehung der Vorstellungen, weil der Objekte, unter sich zum Bewusstsein und zum Ausdruck kommt, entsteht aus der Einsilbigkeit die Mehrsilbigkeit, aus der Wurzel der flektirte Stamm. Das Weitere ist dann die Zusammensetzung, deren innere Differenz allmälig dem Bewusstsein verschwindet und so die Mehrsilbigkeit im eigentlichen Sinne hervorbringt. Hiemit ist denn auch jene Frage im allgemeinen erledigt. Der Verf. geht nun noch auf die speziellere Erledigung derselben über, indem er abermals, aber hier in anderer Beziehung, das Chinesische, die Malayischen,

unter diesen besonders das Tagalische, Neuseeländische und Tongische (S. 387-394), dann die Semitischen und das Sanskrit durchgeht und endlich mit folgendem Resultat schliesst: „Aus dem „Entwickelten ergiebt sich, für die Andeutung grammatischer „Verhältnisse durch besondre Laute, so wie für den Silben-„umfang der Wörter, dass, wenn man die Chinesische und „Sanskritsprache als die äussersten Punkte betrachtet, in „den dazwischen liegenden Sprachen, sowohl den die Silben „auseinanderhaltenden, als den nach ihrer Verbindung un-„vollkommen strebenden, ein stufenweis wachsendes Hin-„neigen zu sichtbarerer grammatischer Andeutung und zu frei-„erem Silbenumfange obwaltet. Ohne nun hieraus Folgerungen „über ein solches geschichtliches Fortschreiten zu ziehen, be-„gnüge ich mich, hier das Verhältniss im Ganzen angezeigt, und „einzelne Arten desselben dargelegt zu haben".

§. 4. Zweck der Kritik seines Werks.

68. Die vorliegende Arbeit — dies muss hier in's Gedächtniss zurückgerufen werden — beschäftigt sich zwar vorzugsweise mit der ofterwähnten Abhandlung Wilh. v. Humboldt's: „Ueber die Ver-„schiedenheit des menschlichen Sprachbaus", aber nur desshalb, weil in dieser die sprachphilosophischen Gedanken des Verfassers nicht nur in grösserer Vollständigkeit als in andern seiner Werke sich vorfinden, sondern weil er das eigentliche Wesen der Sprache überhaupt nirgend sonst in solcher Tiefe und in solchem Umfange wie hier erforscht hat. Wenn ich in der Vorrede darauf aufmerksam machte, dass wir es hier mit Wilhelm v. Humboldt nur als Sprachphilosophen zu thun haben, so heisst dies also nichts Anderes, als dass selbst jenes Werk des Verfassers nur insofern einer speziellen Kritik unterworfen werden soll, als aus ihm die eigenthümliche Auffassung desselben vom allgemeinen Wesen der Sprache erkannt werden kann. Diesen Gegenstand aber behandelt, wie aus dem oben angegebenen Plan hervorgeht, ein verhältnissmässig nur geringer Theil der Einleitung in die Kavisprache, weil der Verfasser, wie schon oft erwähnt, nicht sowohl die Ergründung des allgemeinen Sprachgeistes, als die Verschiedenheit der Erscheinungen im Auge hatte, in welchen sich derselbe zu besondern Sprachindividualitäten manifestirt. Die nun folgende Kritik wird sich aber, dem

oben angegebenen Zwecke gemäss, grade auf diese im Werke vorhandenen Gedanken beschränken, welche unmittelbar die konkrete Einheit des absoluten Sprachgeistes in seinem Verhältniss zur allgemein menschlichen Existenz überhaupt, wie in seiner eignen organischen Gliederung zum Inhalt haben. Sie sind hauptsächlich in den ersten dreizehn Paragraphen des Humboldt'schen Werks enthalten; jedoch nicht in diesen allein; vielmehr ziehen sie sich in grösserer oder geringerer Selbstständigkeit fast durch die ganze Entwicklung hindurch, (so z. B. ist ein grosser Theil der §§ XX und XXI und die erste Hälfte des § XXII, worin der ganze Gang der Entwicklung rekapitulirt wird, hieher zu rechnen); woraus für die Kritik die nothwendige Forderung entspringt, diese durch das Ganze vertheilten philosophischen Gedanken zu sammeln und in eine womöglich organische, resp. logische, Einheit zu bringen. Will aber die Kritik dieser **Pflicht** wirklich Genüge leisten, so muss ihr anderseits das **Recht** zugestanden werden, von dem zu einem **besondern** Zweck befolgten Plan des Verfassers, wo es für **ihren** Zweck nothwendig erscheint, abzuweichen; und zwar im Interesse des Verständnisses des Werkes selbst, wie sich von selbst versteht. Denn in dieser Beziehung reicht ein nur die äussere Aufeinanderfolge berücksichtigendes Sammeln nicht hin; im Gegentheil würde der reine Gedankeninhalt, wenn er auf diese Weise nur aus seinem Zusammenhange mit den **besondern**, für ihn als Belege und Erläuterungen geltenden Bemerkungen, welche über die Sprachen vom Standpunkt ihrer Verschiedenheit aus gemacht sind, herausgerissen würde, selbst eine zusammenhangslose und sich in eine unendliche Menge von Einzelheiten zerschlagende chaotische Masse bilden.

69. Demnach hat die Kritik einen doppelten Zweck zu erstreben: 1. **den Gedankeninhalt, abgesehen von dem ihn umgebenden besondern, historischgrammatischen Material, zu sammeln**; und 2. da er durch diese Auslösung aus dem ihn dort verbindenden **Positiven** zunächst zusammenhangslos geworden, **ihn in sich selbst organisch zu verbinden, und in dieser organischen Einheit zu entwickeln.**

70. Dieser Zweck steht jedoch nur mit dem Werke selbst in unmittelbarer Beziehung. Das Weitere muss dann sein, zu untersuchen, in wie weit sich der so zu einer organischen Einheit gebrachte Gedankeninhalt als solcher rechtfertigt. Hiedurch erhebt sich die Kritik gewissermassen über das Werk, insofern sie den Inhalt

nach seiner innern Wahrheit, also nach einem absoluten Kriterium, prüft. Die allgemeinere Tendenz der Kritik hat zum Prinzip dann nicht mehr die Frage: Was ist der Gedankeninhalt des Werks? sondern: Ist und wie weit ist dieser Gedankeninhalt wahr?

71. Es leuchtet ein, dass jene von der Kritik bezweckte organische Gliederung des Inhalts selbst nur in soweit möglich sein wird, als der letztere Wahrheit enthält; - und dass mithin beide Tendenzen, sowohl die, welche es mit dem Inhalt, als blossem Objekt, zu thun hat*), als auch die, welche diesen objektiven Inhalt seiner absoluten Berechtigung nach prüft, einander gegenseitig bedingen.

Hierin liegt endlich auch der Grund zu dem äussern Verfahren der Kritik, nemlich die beiden eben erwähnten Momente zwar einerseits von einander getrennt und unabhängig zu halten, andrerseits sie aber doch stets unmittelbar mit einander in Beziehung zu setzen; welchen doppelten, gewissermassen eine Art von Wiederspruch enthaltenden Zweck ich am leichtesten auf die schon in der Vorrede angedeutete Weise, nemlich in einer doppelten, nebeneinander fortlaufenden Reihe von Paragraphen und sich auf diese beziehenden Zusätzen, zu erreichen hoffte; so zwar, dass in den ersteren, als dem Texte, die organische Entwickung des Gedankeninhalts des Werks, vom Standpunkt dieses selbst aus, in den letzteren, als dem kritischen Commentar dieses Textes, die sich auf jede in den einzelnen Paragraphen enthaltene Phase jener organischen Entwicklung unmittelbar beziehende Prüfung derselben nach dem oben angegebenen Kriterium versucht worden ist.

Schliesslich ist noch zu bemerken, dass grade diejenigen Theile des Werks, welche vorzugsweise der folgenden speziellen Kritik unterworfen worden, in dem Plan der Einleitung eben aus diesem Grunde absichtlich kurz behandelt worden sind; was zur nachträglichen Rechtfertigung dieses Planes selbst dienen mag.

---

*) Vom blossen Sammeln ist natürlich hier nicht mehr die Rede.

Kritik der Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldt's.

I. Die Prinzipien seiner Sprachphilosophie.

§. 5. Die ursprüngliche Geisteskraft.

72. Die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts stellt sich hauptsächlich als eine doppelte dar, als eine Entwicklung des praktischen Geistes und des theoretischen Geistes. Das Prinzip und zugleich das Ziel der erstern ist die sittliche Freiheit, oder objektiv gefasst, das Gute, ihr absolutes Organ der menschliche Wille,

---

Zusatz zu § 5: 72. Wir haben das Postulat der „ursprünglichen Geisteskraft", oder des „frei sich entwickelnden Lebensprinzips" schon in der Einleitung (siehe No. 16) besprochen, weil es eigentlich mehr mit dem Gesammt-Plan des Werks als mit der Betrachtung des allgemeinen Wesens der Sprache in Beziehung steht. Nur ein Punkt scheint noch einer nähern Erläuterung zu bedürfen, der ebenfalls dort wenigstens schon angedeutete Widerspruch in der vom Verf. ausgesprochenen Ansicht über das Verhältniss der Sprache und Geschichte. Einerseits kann es nemlich scheinen, als ob er diese beiden Sphären als gewissermaassen gleichberechtigt und koordinirt ansieht, und sie in dieser Koordinirung, als besondre Offenbarungsweisen der höhern, „ursprünglichen Geisteskraft", dieser letztern unterordnet. Andrerseits stehen mit dieser Auffassung doch wiederum andre Gedanken in Widerspruch. Die eigentliche Ansicht des Verfassers, wodurch

ihr einzelnes Produkt die **That**, und die absolute Form ihrer Realisation überhaupt die **Geschichte**; das Prinzip und ebenfalls zugleich das Ziel der zweiten ist die **vernünftige Erkenntniss**, oder in objektivem Sinne die **Wahrheit**, ihr absolutes Organ das

---

sich dieser Widerspruch auch von selbst lösen wird, ist aber wohl am richtigsten gefasst die, dass, da er nicht sowohl die geschichtliche Entwicklung der Völker ihrer sprachlichen, sondern die „Vertheilung des Menschengeschlechts in Völker und Völkerstämme" der „Verschiedenheit seiner Sprachen und Mundarten" gegenüberstellt (S. 1.), er diese beiden Momente zusammengenommen als geschichtliche Entwicklung begreift, und diese dann unmittelbar aus „der Erzeugung der menschlichen Geisteskraft" ableitet und erklärt, einer Kraft, deren „Offenbarwerdung" er daher auch als „die letzte „Idee" bezeichnet, „welche die Weltgeschichte klar aus sich her„vorgehen zu lassen streben muss." Hieraus ergiebt sich denn, dass er, insofern jene Vertheilung der Völker u. s. f. wesentlich zu ihrer historischen Entwicklung gehört, die Sprache einerseits der letztern selbst, oder wenigstens einem Moment derselben entgegengesetzt, andrerseits aber doch dieses einzelne historische Entwicklungsmoment und die Spracherzeugung unter den allgemeinen Begriff der weltgeschichtlichen Entwicklung zusammenfasst und in dieser Totalität der „ursprünglichen Geisteskraft" gegenüberstellt, als deren Offenbarungsform dann also auch die Sprache, und zwar, sofern von jener Völkervertheilung abgesehen wird, hauptsächlich sich darstellt. — 73. Was nun aber diese „Kraft", die ihrem Ursprung, Wesen und Wirken nach unerklärlich sein soll, nichts destoweniger aber doch, behufs der Erklärung ihrer Offenbarungsweisen (S. 7 u 8), als „Lebensprinzip" betrachtet und vorausgesetzt werden muss, betrifft, so darf man sich nicht verhehlen, dass ihr Begriff sich prinzipiell in keiner Weise rechtfertigt, sondern als reine *conditio sine qua non* und abstraktes Postulat eine nur hypothetische Existenz*) hat. Ein

---

*) Auf ähnliche Weise stellen die Physiker eine Kraft als letzten Erklärungsgrund der Naturerscheinungen auf, begehen aber dabei die Inkonsequenz, beide durcheinander erklären zu wollen; eine Manier, gegen die schon Schelling protestirte. (Vergl. „Von der Weltseele".)

menschliche Denken, ihr einzelnes Produkt die bestimmte Vorstellung, und die absolute Form ihrer Realisation die Sprache. (Siehe oben No. 17.) „Diese in dem Laufe der Jahrtausende und „in dem Umfange des Erdkreises, dem Grade und der Art nach, „verschiedenartige Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft

---

ähnliches, sich nicht weiter rechtfertigendes Postulat ist die „Idee „der Sprachvollendung", worauf wir noch zurückkommen werden. Beiläufig muss hier noch darauf aufmerksam gemacht werden, dass die „Erzeugung dieser Geisteskraft", unter deren Abhängigkeit jene beiden erwähnten Momente stehen sollen, selbst wiederum eine „Er„scheinung" (S. 1) genannt wird; ein Ausdruck, der wohl nur auf jene Offenbarungsformen derselben, Sprache und Geschichte, anwendbar sein dürfte. — Was nun ferner das Verhältniss dieser „ursprüng„lichen Geisteskraft" zum blossen „Causalnexus" betrifft, so ist darüber Folgendes zu bemerken. (Vergl. jedoch Einleitung No. 16, wo die betreffende Hauptstelle aus dem Werke selbst angeführt ist): Es liegt in den Worten des Verf's zunächst die Ansicht ausgesprochen, dass es in der Geschichte zwei sich gegenseitig durchdringende, häufiger aber noch von einander abspringende Entwicklungsmomente gebe, von denen das eine, gleichsam vulgäre, Moment nur in der trägen Fortpflanzung eines sich in der Kette von Ursachen und Wirkungen weitererbenden ursprünglichen Anstosses besteht, etwa wie das gewöhnliche, über den grossen Zusammenhang des Einzellebens mit dem Weltorganismus bewusstlose Treiben des Tagesmenschen nur durch solche, einem äusserlichen Causalnexus entspringenden Motive bewegt wird; während das andre, ganz Energie, Selbstständigkeit und Urkraft, wie die elektrische Materie, lange Zeit neutral bleiben kann, um dann plötzlich ohne ersichtlichen Grund hier und dort in glänzende, kraftsprühende Funken auszubrechen. Wenn man sich diese Vorstellung des Verf.'s ihrem innern Grunde nach zum Bewusstsein zu bringen sucht, so erkennt man leicht, dass er mit dieser selbstschöpferischen, unbegreiflichen Geisteskraft das eigentlich individualisirende Prinzip überhaupt bezeichnen will, nicht blos wie es in den Individuen selbst, sondern auch wie es sich in den Nationen wirksam zeigt; weshalb er denn auch (S. 30 ff.) „jede Na„tion, noch abgesondert von ihren äussern Verhältnissen, als eine „menschliche Individualität, die eine eigenthümliche Geistesbahn

„ist das höchste Ziel aller geistigen Bewegung, die letzte Idee, „welche die Weltgeschichte klar aus sich hervorgehen zu lassen „streben muss". — § I S. 1.*)

73. Fassen wir nun diese doppelte Entwicklung in ihrer Einheit als die Gesammtentwicklung des Geistes, so lässt sich in die-

---

„verfolgt, betrachtet" wissen will. Läge also in dem geistigen Weltorganismus nicht dies individualisirende Prinzip, gleichsam als ein lebendiges Fluidum, so würden wir nicht nur keinen Alexander, Caesar, Göthe u. s. f., sondern auch kein Griechenthum, Römerthum u. s. f. haben; kurz, die Menschen würden ein blosses Instinktleben ohne Geschichte und ohne Sprache führen, d. h. sie würden überhaupt gar nicht Menschen sein. Denn im Grunde, wie der Verf. selbst es an unzähligen Stellen seines Werks ausdrücklich bemerkt, wird die Geschichte zur Geschichte und die Sprache zur Sprache nur durch dies Lebensprinzip selbst. Jede andre Betrachtungsweise dieser Offenbarungsformen des Geistes lässt sich auf sie als solche gar nicht anwenden, sondern nur insofern, als sie auch im natürlichen Element stehen und mit ihm nothwendig behaftet sind. Wenn diese Konsequenzen aber nun nicht bestritten werden können, so fragt sich, was dann noch unter dem sonstigen, diesem Lebensprinzip fremden und nur nach dem Gesetz des Causalnexus fortgehenden „Laufe der Weltbegebenheiten" zu verstehen ist, den der Verf. jener selbstständigen Kraft gegenüber und beide also als verschieden setzt, wie aus folgender Stelle (S. 12) hervorgeht: „Die aus ihrer innern „Tiefe und Fülle in den Lauf der Weltbegebenheiten eingrei„fende Geisteskraft ist das wahrhaft schaffende Prinzip in dem „verborgenen und gleichsam geheimnissvollen Entwicklungsgange der „Menschheit, von dem ich oben, im Gegensatz zu dem offenba„ren, sichtbar durch Ursach und Wirkung verknüpften, ge„sprochen habe". Hier ist also gradezu der „Lauf der Weltbegebenheiten" dem „Entwicklungsgange der Menschheit" entgegengesetzt. Eine solche Trennung der äussern von der innern Geschichte, in welcher diese beiden Seiten nicht einmal in Harmonie gedacht werden

---

*) Die mit römischen Ziffern vermerkten §§ und alle Seitenzahlen beziehen sich auf das Werk Wilh. v. Humboldt's.

ser doch wiederum, nach der Ansicht des Verf.'s, ein doppeltes Moment unterscheiden, eins nemlich, welches dem Causalnexus entspringend in seinen Wirkungen zu übersehen und zu berechnen ist, und ein anderes, welches der „selbstständigen menschlichen Geistes-„kraft angehörend, wie diese selbst, in seinem Wesen sich weder

---

sollen — und zwar so wenig, dass sie vielmehr vollkommen gleichgültig und unabhängig gegen einander sich verhalten, wenn sie nicht durch Zufall in irgend eine Beziehung zu einander gerathen — ist weder philosophisch noch historisch zu rechtfertigen, (wenn wir anders grade hier diese Begriffe einander entgegensetzen dürfen). Es ist nemlich nur zu fragen, ob „der Lauf der Weltbegebenheiten" oder, wie der Verf. diese äussere Seite der Geschichte auch nennt, der „offenbare, sichtbar durch Ursache und Wirkung ver-„knüpfte Entwicklungsgang der Menschheit" eine wirkliche Entwicklung, d. h. einen realen Fortschritt enthält, oder ob Alles, was einen solchen bekundet, aus jener „ursprünglichen Kraft" zu erklären ist? Beide Annahmen lassen sich aus den Worten des Verf.'s rechtfertigen. Die erstere ergiebt sich aus den vorhin angeführten Worten unmittelbar von selbst, wie auch daraus, das die ersten drei von jenen vier in der Entwicklung der Völker entdeckten Phasen (vergl. No. 18) noch dem blossen Causalnexus anheimfallen und nur die vierte ihr Dasein wirklich der „unerklärbaren Geisteskraft" verdankt; daher auch der Verf. (S. 22) von der Civilisation ausdrücklich bemerkt, dass sie auch „aus dem „Innern eines Volkes hervorgehen kann, und dann" — in andern vom Verf. als möglich gesetzten Fällen also nicht — „von jener, „nicht immer erklärbaren Geisteserhebung zeugt". Kultur, Civilisation, Bildung enthalten aber doch wohl in jedem Falle einen wirklichen Fortschritt. Gegen diese Annahme und für die andre spricht nun aber die Behauptung des Verf.'s (S. 16), dass „alles geistige Vor-„rücken nur aus innerer Kraftäusserung hervorgehen kann und insofern „immer einen verborgenen, und weil er selbstthätig ist, unerklärli-„chen Grund hat", und dass, „wenn diese innere Kraft plötzlich aus „sich selbst hervor so mächtig schafft, dass sie durch den bisheri-„gen Gang gar nicht dahin geführt werden konnte, eben dadurch „alle Möglichkeit der Erklärung von selbst aufhört"... (S. 17:) „Durch „die Verabsäumung der hier aufgestellten, sorgfältigen Trennung des „zu berechnenden stufenartigen und des nicht zu berech-

„ganz durchdringen noch in seinem Wirken vorher berechnen lässt.“ (Vergl. No. 16.) — § II S. 3. vgl. § III S. 7. „Wenn man aber „nicht auf alle Entdeckung eines Zusammenhanges der Erscheinun-„gen im Menschengeschlecht Verzicht leisten will, muss man doch „auf irgend eine selbstständige und ursprüngliche, nicht selbst wie-

---

„nenden unmittelbar schöpferischen Fortschreitens der „menschlichen Geisteskraft verbannt man ganz eigentlich aus der „Weltgeschichte die Wirkungen des Genies, das sich ebensowohl in „einzelnen Momenten in Völkern, als in Individuen, offenbart.“ Hier, wo wir plötzlich wieder zur ersten Annahme zurückgeführt werden, drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, ob denn, wenn „alles „geistige Vorrücken nur aus innerer, unerklärlicher Kraftäusse-„rnng hervorgehen“ kann, jenes „stufenartige, zu berechnende „Fortschreiten“ etwa nur die natürliche Existenz der Völker, ihre durch Klima, Bodenverhältnisse u.s.w. bedingte äussere Gestaltung angeht? Allerdings hängt hiemit auch die Civilisation und Kultur zusammen, aber nur insofern, als auf diese dadurch ein beschränkender oder fördernder Einfluss ausgeübt werden kann. Ein solcher aber kommt hier als unwesentlich gar nicht in Betracht. Denn mit Recht sagt in dieser Beziehung der Verf. (S. 13), dass, „wenn der anfachende Odem „des Genie's in Einzelnen oder Völkern fehlt, das Helldunkel der „glimmenden Kohlen“ des Geistes „nie in leuchtende Flammen auf-„schlägt“. Fragen wir nun endlich — ohne uns von dem Glanz der von wahrhaft genialer Elastizität der Phantasie und des philosophirenden Instinkts zeugenden Worte des Verf.'s blenden zu lassen — nach der Bestimmung dieser Urkraft, so lautet die Antwort darauf: sie ist undefinirbar in ihrem Ursprung, geheimnissvoll in ihrem Wesen, unerklärlich in ihrem Wirken. Angenommen dies sei so, so ist man zu dem Schluss berechtigt, dass diese absolute Undefinirbarkeit — wenigstens dem philosophirenden Subjekt gegenüber — zu ihrem eigentlichen Wesen selbst gehört. Denn es wird nicht gesagt: „Noch hat sie Keiner zu erklären verstanden“, sondern: „sie kann überhaupt nicht erklärt werden“. Sie verschwindet also dem philosophirenden Bewusstsein ganz und gar, und charakterisirt sich diesem gegenüber als die absolute Willkür. Erinnert man sich nun, dass das dieser „selbstthätigen Lebenskraft“ gegenüberstehende, „berechenbare“ Element des „stufenartigen Fort-

„der bedingt und vorübergehend erscheinende Ursach zurückkom-
„men. Dadurch aber wird man am natürlichsten auf ein inneres,
„sich in seiner Fülle frei entwickelndes Lebensprinzip geführt,
„dessen einzelne Entfaltungen darum nicht in sich unverknüpft sind,
„weil ihre äusseren Erscheinungen isolirt dastehen . . . ." — S. 8.

---

schreitens" sich auf den Causalnexus gründete und mithin seinem Wesen nach unfrei war, so ergiebt sich der Gegensatz beider Momente als Willkür von Innen und Sklaverei von Aussen, womit die Vernunft, als der reale Inhalt der Freiheit im Geiste, wie der Nothwendigkeit in der Natur, durchaus aufgehoben ist und von eigentlicher Entwicklung, als welcher ein bestimmtes Prinzip zu Grunde liegen muss, gar nicht mehr die Rede sein kann. In dieser Konsequenz zeigt sich jener Dualismus, in welchen der Verf. verfallen ist, als unwahr, nemlich als die Differenz der zufälligen Willkür und blinden Nothwendigkeit, aus welcher wir nimmermehr zu der Einheit einer freien Nothwendigkeit oder nothwendigen Freiheit kommen, die sich in der Gesammtsphäre der geistigen Entwicklung als das ewige Gesetz der Vernunft offenbart, und in welcher alle Erscheinungen, mögen sie in ihrer historischen Existenz als einzelne, zufällige sich darstellen, oder ihrem äussern, aber völlig unwesentlichen Zusammenhange nach durch einen schlechten, weil rein verständigen, Causalnexus erklärbar sein, ihren letzten Grund und folglich auch ihre wahrhafte Begründung finden müssen. Weder ist ein grosses Ereigniss in der Geschichte als ein Wunder, noch eine grosse Individualität als ein *deus ex machina* zu betrachten, bei dem kein Anfang noch Ende abzusehen ist, sondern ihre Erscheinungen waren längst vorbereitet, wie die Knospe lange in einer dem äussern Auge verborgenen, innerlichen Entwicklung begriffen ist, bis sie durch einen schwachen Sonnenstrahl erweckt, plötzlich mit aller Macht hervorbricht. Freilich steht jener schwache Sonnenstrahl mit dieser Kraftäusserung in keinem Verhältniss, aber sollen wir nur dem sinnlichen Auge glauben, das uns überreden will, jenes plötzliche Hervorbrechen sei ein unerklärliches und anormales, weil es aus dem blossen äusserlichen Causalnexus, hier aus dem Einfluss des Sonnenstrahls, nicht erklärt werden kann. Andrerseits aber — und hierin liegt der eigentliche Knoten jenes Widerspruchs — dürfen wir denn diese Einwirkung des Lichts selbst nur als einen zufälligen, rein äusserlichen An-

„Diese Ansicht ist . . . . gleich anwendbar auf die Hauptwirksam-
„keiten der menschlichen Geisteskraft, namentlich, wobei wir hier
„stehen bleiben wollen, auf die Sprache". — „Sie ist eine der
„Seiten, von welchen aus die allgemeine menschliche Geisteskraft
„in beständig thätige Wirksamkeit tritt". — S. 10.

---

stoss betrachten, oder ist nicht die Knospe selbst, ihrem innersten Wesen nach, auf diesen Strahl, als auf ein nothwendiges Moment ihrer Entfaltung, hingewiesen? Ein Unterschied in der Zeit kann wohl durch die frühere und längere Einwirkung jenes Strahls in dieser Entfaltung bewirkt werden, ja einzelne Knospen werden vielleicht durch mancherlei Einflüsse entweder besonders anmuthig sich entfalten, oder auch ganz zu Grunde gehen, kurz einzelne — aber nie diese Erscheinung im Pflanzenleben, welche wir Knospen nennen, überhaupt — wesentlich dadurch verändert werden. Ebensowenig — um wieder auf unsern Gegenstand einzulenken — als die äussere, sichtbare Entfaltung der Blüthe, worin der Causalnexus in seiner ganzen Stufenfolge gleichsam bloss vor dem Auge liegt, von der innern Entwicklung der Knospe zu scheiden ist, da beide Phasen in der That nur einen Entwicklungsgang bilden, ebensowenig ist jene von unserm Verf. so ausdrücklich verlangte Scheidung des äusserlichen Causalnexus in der Geschichte von der aus dem Innern des Menschenthums plötzlich hervorbrechenden geistigen Kraftäusserung eines subjektiven „Lebensprinzips" eine Betrachtungsweise, wie sie der einheitlichen Natur des körperlichen und geistigen Organismus der Menschheit angemessen ist. Nur insofern besondre Individualitäten, sei es in einzelnen Personen oder Völkern, in ihrer Besonderung und ausser dem Zusammenhange mit dem Gesammtorganismus der welthistorischen Entwicklung gefasst werden, kann ihre Entwicklung unerklärbar scheinen, wie z. B. der vom Verf. (S. 11) als Beleg angeführte Gegensatz zwischen der chinesischen und indischen Bildung; aber diese Unerklärbarkeit hat eben deshalb, weil sie nur einem besondern Standpunkt angehört, relative Bedeutung. Der Fehler liegt daher nur darin, dass der Verf. diese relative Unerklärbarkeit als absolut geltende betrachtet wissen will. Nur so ist mit seinen obigen Behauptungen die (S. 13 ausgesprochene) richtigere Ansicht zu vereinbaren, dass „bei jeder Idee, deren Entdeckung und „Ausführung dem menschlichen Bestreben einen neuen Schwung ver-

§. 6. Die Idee der Sprachvollendung.

74. „Die Verschiedenheit der Sprachen lässt sich als das Stre-
„ben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein
„gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den
„Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich
„hervorbricht". — S. 8. Ueberhaupt also können die Sprachen
„als eine auf einen bestimmten Zweck gerichtete Geistesarbeit
„betrachtet" werden; woraus folgt, dass, da „dieser Zweck in nie-

---

„leiht, sich durch scharfsinnige und sorgfältige Forschung zeigen
„lässt, wie sie schon früher und nach und nach wachsend in den
„Köpfen vorhanden gewesen".

Zusatz zu § 6: 74. Auch dieses Postulat des Sprachideals ist schon in der Einleitung (Nro. 15) berührt und die zur Erklärung des Begriffs nöthigen Belegstellen aus dem Werke Wilh. v. H.'s daselbst angeführt; wir können uns deshalb, besonders in letzterer Rücksicht, darauf beziehen. Hier wollen wir uns zunächst an den Text unsres Paragraphen halten. — Schon gegen den Anfang desselben könnte man Manches einwenden. Wie kann, dürfte man fragen, die Verschiedenheit ein „Streben" genannt werden? Nicht die Verschiedenheit der Sprachen, sondern diese letzteren selbst in ihrer Verschiedenheit könnte man möglicherweise als ebenso viel verschiedene Bestrebungen betrachten. Ferner: Was heisst ein Streben, mit welchem eine Kraft hervorbricht? Endlich: wie verhält sich hier die „in den Menschen allgemein gelegte Kraft der „Rede" zu der „den Völkern beiwohnenden Geisteskraft"? Sind es verschiedene Kräfte? So scheint es, da die letztern jene erstere „hemmen" oder „begünstigen", also überhaupt einen Einfluss auf sie ausüben können. Sind sie aber verschieden, wodurch unterscheiden sie sich von- und bestimmen sich gegen-einander? — Doch im Grunde sind dies nur Nebensachen und für das Verständniss bloss in formeller Rücksicht wesentlich. Klarer spricht sich der Verfasser hierüber im § XXII (S. 300) aus: „In der Betrachtung der Sprache „muss sich eine Form offenbaren, die unter allen denkbaren am „meisten mit den Zwecken der Sprache übereinstimmt; und

„drigerem oder höherem Grade erreicht werden kann", der Unterschied zwischen den Sprachen hauptsächlich ein Unterschied des Grades ist. Demnach besteht jenes „Streben darin, der Idee „der Sprachvollendung Dasein in der Wirklichkeit zu gewin-„nen". — S. 10. Diese Idee der Sprachvollendung ist die „ursprüngliche Geisteskraft" selbst, insofern sie spracherzeugend ist, eine Bestimmung, die ihr, wie oben gezeigt, wesentlich ist. Sie

---

„man muss die Vorzüge und Mängel der vorhandenen nach dem „Grade beurtheilen können, in welchem sie sich dieser einen Form „nähern". Es bleibt nun zweierlei zu bestimmen übrig, nemlich diese „vollkommenste Sprachform" selbst, und das, was der Verf. unter den „Zwecken der Sprache" versteht. Hierauf wird nun folgendermassen geantwortet: „Wir haben gefunden, dass diese Form „nothwendig diejenige ist, welche dem allgemeinen Gange des „menschlichen Geistes am meisten zusagt, sein Wachsthum durch die „am meisten geregelte Thätigkeit befördert, und das verhältnissmäs-„sige Zusammenstimmen aller seiner Richtungen nicht blos erleich-„tert, sondern durch zurückwirkenden Reiz lebendiger hervorruft". Allein, fragen wir weiter, was und von welcher Beschaffenheit ist der „allgemeine Gang des menschlichen Geistes", auf welche Weise äussert sich die „am meisten geregelte Thätigkeit" (und wessen Thätigkeit? der Form?) und worin besteht jener „zurückwirkende „Reiz" (und wiederum wessen Reiz? der Form?)? Hier sind also neue Bestimmungen nöthig. Zwar was die „Form" selbst betrifft, so hat der Verf. besonders „drei Punkte" hervorgehoben, an denen die Vollkommenheit derselben erkennbar ist, nemlich das Verbum, die Conjunction und das Relativum (S. 249, 251; vergl. Nro. 47-51); allein diese Punkte selbst, abgesehen davon, dass sie nach der Darstellung des Verf's fast als willkührlich gewählte dastehen, setzen eine bestimmte Sprache schon voraus, können also nicht sowohl zur Bestimmung des vollkommensten Sprachbaus herangezogen, als vielmehr nur aus der gemeinsamen Bestimmung der verschiedenen Sprachen abstrahirt werden. Wer bürgt uns dafür, dass es nicht eine Sprache ohne Verbum u. s. f. geben können? Wir stellen diese trivialscheinende Frage nicht deswegen auf, weil wir an der Nothwendigkeit dieser Bestimmungspunkte einen Augenblick zweifeln,

ist mithin Prinzip der Sprache überhaupt, als einer Offenbarungsform des allgemein-menschlichen Geistes; da aber jedes Prinzip nicht nur schlechthin Anfang, sondern diejenige bewegende Ursache ist, deren Begriff zugleich das Ziel der ganzen Bewegung einschliesst, so ist die Idee der Sprachvollendung ebenfalls zugleich das absolute Ziel der Spracherzeugung, d.h. sie ist absolutes Sprachideal, welches seinerseits als Maass für die

---

sondern nur, um zu zeigen, dass, wenn jenes Sprachideal nicht ein wesenloses Gedankending sein soll, es nicht aus den vorhandenen Sprachen abstrahirt werden darf, sondern vielmehr aus der Natur des menschlichen Geistes selbst entwickelt werden muss. Ist dies aber möglich? Aus zwei Gründen: Nein. Erstens ist der theoretische Geist, das Erkennen und Denken überhaupt, dessen Form das Sprechen ist, nicht anders denkbar als in der Sprache. Die Worteinheit „entspricht" nicht der Begriffseinheit, sondern sie ist die Begriffseinheit. Das Denken ist ebenso wenig ausserhalb der Sprache, als diese ausserhalb jenes vorhanden; das Sprachideal oder „die voll- „kommenste Sprachform" ist also zugleich ein Denkideal oder eine vollkommenste Denkform. Kann diese aber anderswo nachgewiesen werden als eben in der Sprachform selbst? Eine setzt die andre voraus, oder vielmehr sie sind beide nur Eine Form. Ferner ist aber das Denken — worunter wir hier natürlich die totale Energie des Geistes, ohne Rücksicht auf sonstige Formenunterschiede der Anschauung, Vorstellung, Empfindung, des logischen Denkens, verstehen — selber nicht als eine bestimmte Form zu fassen, sondern als sich nur in der Unendlichkeit von verschiedenen Formen verwirklichend, weil in der Entwicklung allein existirend. Denn sowohl in dem Leben des einzelnen Individuums, als in der Geschichte der Nationen, ja in dem Leben der Menschheit überhaupt, lassen sich bestimmte Phasen der Denkentwicklung nachweisen, die nicht auf ein einfaches Ende hinauslaufen, nicht als „eine auf einen bestimm- „ten Zweck gerichtete Geistesarbeit" zu betrachten sind, der einmal am Ende der Geschichte erreicht werden könnte, sondern diese ganze Entwicklung selbst, und nur diese allein in allen ihren Phasen und Momenten, ist die wahrhafte Existenz des Geistes überhaupt, also auch des theoretischen des Denkens, also auch von dessen

Vergleichung der verschiedenen Sprachen gelten muss. „Es könnte „nemlich eine Reihe von Sprachen einfacheren und zusammengesetz„teren Baues geben, welche, bei der Vergleichung mit einander, in „den Prinzipien ihrer Bildung eine fortschreitende Annäherung „an die Erreichung des gelungensten Sprachbaus ver„riethen". — S. 11.

§. 7. Relative Vollkommenheit der Sprachen.

75. Es kommt nun auf die Bestimmung dieses Sprachideals oder des „gelungensten Sprachbaues" an. Die Kriterien

Form, der Sprache. Dies ist nun der zweite Grund der Unmöglichkeit einer „Idee der Sprachvollendung". Ebensowenig als die Geschichte ein Ende haben kann, ebensowenig kann die Spracherzeugung, wenn auch nur „annäherungsweise", eine höchste Form erreichen; und ebensowenig als jenes Ende der Geschichte, angenommen es wäre denkbar, die Menschheit auf der höchsten Stufe ihrer Vollendung zeigen würde, weil die Existenz des Geistes nur in der Gesammtentwicklung, also in der Totalität aller Formen, eine wahrhaft reale ist, ebensowenig kann es in der Spracherzeugung eine höchste Stufe der Vollendung geben, weil auch dieExistenz des Sprachgeistes, des Denkens, nur in der Gesammtentwicklung, in der Totalität aller seiner Formen, eine wahrhaft reale ist. Eine absolute Form, wenn man darunter die Form aller Formen, nicht den abstrakten Begriff der Form versteht, ist überall ein Widerspruch in sich selbst, denn sie ist, als Einheit aller auch der entgegengesetztesten Formen, die absolute Formlosigkeit selbst. Wie man in der Sphäre des Naturorganismus kein absolutes Thier finden wird, ja ein solches gar nicht vorgestellt werden kann, weil sich dieser Begriff, wollte man ihn durch Abstraktion von den besondern Bestimmungen der vorhandenen Thiere zu gewinnen trachten, sich vollkommen in Nichts auflösen würde, so ist auch keine absolute Sprache, als einzelne Form, denkbar. Was würde man wohl zu einem Naturforscher sagen, der die Ansicht aufstellte, dass die Verschiedenheit der Thiere nach dem Grade zu messen sei, in welchem die auf einen bestimmten Zweck (nemlich die absolute Thierform zu erreichen) gerichtete Naturarbeit gelungen sei? —

sind hier vorzüglich die „Geschiedenheit und vollendete Artikulation „der Laute", die „davon abhängige Bildung der Silben", die „reine „Sonderung derselben in ihre Elemente", der „Bau der einfachsten „Wörter", die „Behandlung der Wörter, als Lautganze, um da„durch wirkliche Worteinheit, entsprechend der Begriffseinheit,

---

Zusatz zu § 7: 75. Wenn nun aber das Sprachideal, als einzelne Form, eine sich in sich selbst widersprechende Vorstellung ist, so ist deshalb der allgemeine Begriff der Sprache, als bestimmter Offenbarungsform des Geistes, keineswegs aufgehoben; ebensowenig, als — um unsern oben begonnenen Vergleich fortzuführen — der Begriff des Thiers, als bestimmter Offenbarungsform der Natur, durch die Protestation gegen das absolute Thier, als einzelne Form, angegriffen ist. Nur lassen sich beide Begriffe nicht auf dem Wege der Abstraktion erreichen. Die Sprache, in diesem letztern Sinne, ist eben keine bestimmte Sprache, sondern die Sprachfähigkeit, die dem Menschen als solchem zukommt; sie ist aber eben darum nur reine *δύναμις*, und nur in der Totalität aller ihr möglichen Formen und Entwicklungsphasen wahrhaft energisch. Später kommt daher auch der Verf. von dieser abstrakten Idee des vollkommensten Sprachbaus wenigstens theilweise zurück, indem er (S. 203) sagt: „Darum, „dass unter verschiedenen Sprachen jede, weil sie eine bestimmte „Bahn verfolgt, alle andern ausschliesst, können dennoch mehre in „einem allgemeinen Ziel zusammentreffen. Der Charakterunter„schied der Sprachen braucht daher nicht nothwendig in abso„luten Vorzügen der einen vor der andern zu bestehen". In demselben Sinne und aus demselben richtigen Gefühl drückt sich der Verf. auch S. 9 (vergl. No. 16 fin.) hierüber aus, dass man „jede Sprache als „einen Versuch" (zur Gewinnung einer Weltanschauung) „und, wenn „man die Reihe aller Sprachen zusammennimmt, als einen Beitrag „zur Ausfüllung dieses Bedürfnisses ansehen kann", woraus man schliessen müsse, „dass die sprachbildende Kraft im Menschen nicht „ruht, bis sie, sei es im Einzelnen, sei es im Ganzen, das hervor„gebracht hat, was den zu machenden Forderungen am meisten ent„spricht"; bei welcher Stelle wir schon in der Einleitung (a. a. O.) auf den Zusatz „im Ganzen" aufmerksam gemacht haben, dessen Kraft allerdings durch das vorangehende „sei es im Einzelnen", weil dies eine Unmöglichkeit enthält, geschwächt wird. Wesentlicher

„zu erhalten“, endlich die „angemessene Scheidung Desjenigen, „was in der Sprache selbstständig und was nur, als Form, am „Selbstständigen erscheinen soll“ — S. 11; kurz: „die vollendete Synthesis“, deren „wahrer Ausdruck nur ächten Flexionssprachen, und unter denselben immer nur denen eigen sein kann,

---

scheint jedoch noch der Anfang jenes Satzes zu sein, in welchem die Vorstellung, dass „wenn man die Reihe aller Sprachen zusammennehme, jede einzelne als ein Beitrag u. s. f.“ zu betrachten sei, zwar immer noch mit der Hypothese des Sprachideals behaftet ist, letzteres jedoch nicht mehr in eine einzelne Form, sondern in die Totalität der Formen gesetzt wird, so dass der Unterschied zwischen dem Begriff des Verf.'s und dem meinigen sich hier nur durch das bei ihm fehlende Moment der Bewegung, resp. Entwicklung, unterscheidet. Hieran knüpft sich nun eine andre höchst wichtige Stelle in dem Werke des Verf.'s, worin auch das letztere Moment zu seinem Recht kommt, so zwar, dass dadurch wiederum das erstere, die Totalität, aufgehoben scheint. Diese Stelle findet sich S. 327: „Es fragt sich, ob es nicht in der Sprachbildung (nicht in demselben Sprachstamm, sondern überhaupt) stufenartige Erhebungen zu immer vollkommnerer geben sollte. Man kann diese „Frage von der wirklichen Sprachentstehung thatsächlich so nehmen, „als habe es in verschiedenen Epochen des Menschengeschlechts „nur successive Sprachbildungen verschiedener einander in ihrer „Entstehung voraussetzender und bedingender Grade gegeben . . . . „Historisch lässt sich darüber nichts entscheiden u. s. f.“ Es ist hier wesentlich, dass der Verf. von „stufenartiger Erhebung zu immer „vollkommnerer“ und nicht: zur vollkommensten, oder auch: zur vollkommnen spricht. Denn nur im Positiv würde die Bestimmung des Sprachideals möglich sein, wie nicht das Beste, sondern das Gute die Idee der sittlichen Freiheit ausmacht. Eben diese Stufenartigkeit und Gradualität, in welcher sich die einzelnen Sprachen unter einander und zum Sprachideal verhalten sollen, machen das letztere zu einer Unwahrheit. Denn es folgt für seine Bestimmung hieraus die nothwendige Alternative, dass man es entweder für konkret, aber dann als das nur relativ Vollkommenste, nicht das Vollkommne schlechthin, oder aber für das absolut Vollkommne, aber dann als ein abstraktes Gedankending ansehen muss. Was

„die es in höherem Grade sind“ . . .— S. 249 u. 279. „Dass ein „vorhandener Sprachstamm oder auch nur eine einzelne Sprache „eines solchen durchaus und in allen Punkten mit der vollkommnen „Sprachform übereinstimme, lässt sich nicht erwarten, und findet

---

den Verf. betrifft, so haben wir gesehen, dass er es bald als einzelne, konkrete (wenn auch höchste) Sprachform, bald als das absolute, allgemeine Spracherzeugungsprinzip fasst, zugleich aber auch darin einen Beweis für jene Alternative gefunden, insofern die erste Auffassung das Moment der absoluten Geltung ausschloss, die andre es aus der Einzelheit der konkreten Form zu einer blossen Abstraktion verflüchtete. Dies liegt im Begriff des Ideals. Das Ideal ist immer eine Abstraktion und daher Unwahrheit in sich, wenn es als eine feste Form gefasst wird. Seine Wahrheit ist nur das Werden des Begriffs in der Geschichte, d. h. die in der unendlichen Entwicklung fortgehende Erzeugung der Idee selbst, die als solche zugleich absolut, weil unendlich, und zugleich konkret, weil die Einheit der entgegengesetztesten Formen, ist. (Vergl. Anm. zu No. 15.) Schliesslich mag hier noch eine Stelle Platz finden, woraus hervorgeht, dass, wenigstens vom allgemeinen Standpunkt der menschlichen Entwicklung aus, der Verf. eine durchaus klare Einsicht in das eigentliche Wesen des Ideals hat (S. 214:) „Alles im Gemüthe sich Erzeugende „macht, als Ausfluss einer Kraft, ein grosses Ganzes aus . . . Das „Bild seiner ursprünglichen Kraft kann aber dem Menschen nur als „ein Streben in bestimmter Bahn erscheinen, und eine solche „setzt ein Ziel voraus, welches kein andres als das menschliche „Ideal sein kann. Also nicht an sich hat diese Bahn und folglich auch das Ziel, welches sie voraussetzt, das Ideal, Wahrheit, sondern nur in der subjektiven Ansicht des Menschen erscheinen sie so. Das ist richtig, beweis't aber auch zugleich, dass dies so geforderte Ideal ein Abstraktum, hier überdies eine Hypothese ist, eine *conditio sine qua non* zur verständigen Erklärung der Erscheinungen in ihrer Besonderung. Daher sagt der Verf. auch bald darauf, dass es „ein Zeichen höherer Intellektualität sei“, wenn dies Ideal „als Et- „was, das seinen Zweck nur in seiner eignen Vollendung „suchen kann, als ein allmähliges Aufblühen zu nie endender „Entwicklung betrachtet“ werde. Wenn also hier der Verf. das eigentliche Wesen des Ideals nicht in einer bestimmten Form, son-

„sich wenigstens nicht im Kreise unsrer Erfahrung. Die Sanskri- „tischen Sprachen nähern sich aber dieser Form am meisten", und können „mithin als ein fester Vergleichungspunkt für „alle übrigen betrachtet" werden. — S. 301.

II. Begriff der Sprache.

§. 8. Die drei Sphären der Spracherzeugung.

76. Die geistige Entwicklung des Menschen, als deren hauptsächlichste Offenbarungsformen die Geschichte und die Sprache

---

dern in der allgemeinen Formation der Idee selbst, in der unendlichen Totalität ihrer Entwicklung, erkennt, warum erkennt er in der „Idee der Sprachvollendung" nicht dieselbe wesentliche Bestimmung an? Wie wenig übrigens der Verf. selbst von der innern Bedeutung und Wesenheit des „Sprachideals" erwartet, geht aus der Reflexion hervor, die er in dieser Beziehung auf die Betrachtungsweise der Sprachforschung macht, indem er von der letztern fordert, sie sollte „jenem Streben" (nemlich demjenigen, welches sich in den Sprachen selbst als die Richtung auf die Verwirklichung des Sprachideals offenbart) „nachzugehen und dasselbe darzustellen suchen; dies sei „das Geschäft des Sprachforschers in seiner letzten, aber einfachsten „Auflösung" (S. 10). Hier scheint also der Verf. von der Ueberzeugung auszugehen, dass sich jenes Sprachideal wirklich konstruiren, und folglich auch der Standpunkt und das ganze Wesen jeder einzelnen Sprache durch die Vergleichung mit dem Ideal durchaus bestimmen lasse. Wie stimmt es aber mit dieser Ueberzeugung, wenn er trotz dem bald darauf fortfährt: „Uebrigens bedürfe das Sprach- „studium dieser Ansicht gar nicht als einer Grundlage, sondern „müsse sie nur als eine Anregung benutzen, um zu versuchen, „ob sich in den Sprachen ein solches stufenweis fortschreitendes „Annähern an die Vollendung ihrer Bildung entdecken lasse" — ? Durfte hierüber noch ein Zweifel sein? Oder, wenn der Verf. einen solchen haben konnte, war er dann wirklich von der innern Wahrheit und Nothwendigkeit der „Idee der Sprachvollendung" als abstrakten Ziels der Spracherzeugung überzeugt? —

zu betrachten sind, ist nur in drei Sphären möglich, aber auch nothwendig; in der allgemeinen des Menschenthums überhaupt, in der besondern der Nationalität, und in der einzelnen der konkreten Individualität. Wie diese drei Sphären in der geistigen Entwicklung des Menschen, seinem Gesammtwesen nach, nothwendig vorhanden sind, so müssen sie sich auch in jeder der beiden Seiten seines Geistes, der praktischen wie der theoretischen, abspiegeln und wiederholen; oder sie sind nur in dieser doppelten Form zu denken.

77. Was die Sprache betrifft, so lässt sich also auch diese in dreifachem Sinne nehmen: als Sprache der Menschheit, als Sprache der Nation, als Sprache des Einzelnen. Im erstern Sinne ist Sprache schlechthin Sprachfähigkeit, absolutes Ver-

---

Zusatz zu § 8: 76. Die Trennung dieser Sphären ist bei der Untersuchung über den Begriff der Sprache überaus wichtig, weil, wenn man überhaupt von Sprache redet, ohne zu sagen, in welcher von diesen drei Bedeutungen man sie gefasst hat und wissen will, man Gefahr läuft, ihrem Begriffe Bestimmungen zuzumuthen, die ihm nur in einer bestimmten Sphäre zukommen, also nur relative Geltung haben. Diese Gefahr hat unser Verf. nicht immer vermieden. Der Grund davon liegt jedoch nicht darin, dass er jene Sphären überhaupt nicht trennt — vielmehr thut er dies, wie wir sehen werden, in aller ihm möglichen Schärfe —, sondern darin, dass er sie trotz ihrer Trennung in kein einfaches Verhältniss zu einander setzt, woraus ihr Unterschied als ein bestimmter und ihre Einheit als eine nothwendige erschiene. — 77. Schon in der Einleitung (No. 20) haben wir diesen Punkt berührt. Es dreht sich hier Alles um die Frage nach dem schaffenden Subjekt. Ist es die Menschheit überhaupt? Ist es die Nation? Ist es das Individuum? Die erste Frage hat dem Verf. nur hin und wieder beiläufig vorgeschwebt. Als die wesentlichste Bestimmung des Menschen erkennt er richtig die Individualität: „Das Ahnen einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühl der Individualität gegeben, da doch „jeder Einzelne das Gesammtwesen des Menschen, nur auf einer einzelnen Entwicklungsbahn, in sich trägt. Wir haben auch nicht einmal die entfernteste Ahnung eines andern, als eines individuellen

mögen, also Möglichkeit und Bestimmung; so wie wir sagen, dass der Mensch Vernunft habe im Gegensatz zum unvernünftigen Thier, so sagen wir auch, er habe Sprache. Aber als diese δύναμις und allgemeine Bestim*mung* ist sie selbst noch nicht Bestimmt*heit*. Zur Bestimmtheit gelangt sie nur durch die Begränzung. Sie beschränkt sich und wird Nationalsprache. Die Schranke oder Grenze hat aber nothwendig eine doppelte Seite, nemlich sie existirt nicht nur in Rücksicht auf den Inhalt des Beschränkten, sondern auch in Rücksicht auf Das, gegen welches es beschränkt wird. Die Bestimmtheit beruht somit wesentlich in der Verschiedenheit, die Formlosigkeit der δύναμις muss sich also nothwendig zur Differenz mehrerer Formen aufheben. Wie der Begriff der Nation selbst nur durch den Unter-

---

„Bewusstseins" (S. 30); ferner: „Der Mensch stellt sich der Welt „immer in Einheit gegenüber. Auf dieser Einheit beruht seine In- „dividualität" (S. 31); besonders (S. 298:) „Da die Naturanlage „zur Sprache eine allgemeine des Menschen ist, und Alle den „Schlüssel zum Verständniss aller Sprachen in sich tragen müssen, „so folgt von selbst, dass die Form aller Sprachen sich im Wesent- „lichen gleich sein und immer den allgemeinen Zweck errei- „chen muss. Die Verschiedenheit kann nur in den Mitteln, und „nur innerhalb der Grenzen liegen, welche die Erreichung des „Zwecks verstattet"; und ferner (S. 5:) „Die Sprache entspringt aus „einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein „eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu be- „trachten. Sie besitzt eine . . . . Selbstthätigkeit, und ist, von die- „ser Seite betrachtet, ... nicht ein Werk der Nationen, son- „dern eine unwillkürliche Emanation des Geistes ... Es ist kein leeres „Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus „sich selbst entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als „gebunden und von den Nationen abhängig darstellt". (S. 9:) „Die „Hervorbringung der Sprache ist ein inneres Bedürfniss der Mensch- „heit" u.s.f. — Die zweite Frage bejaht er mit derselben Bestimmtheit, indem er (S. 32) ausdrücklich bemerkt, dass „in den Sprachen, „da dieselben immer nationale Form haben, die Nationen als „solche eigentlich und unmittelbar schöpferisch sind". Dies ist vollkommen richtig, obgleich es jener ersten Behauptung, dass

schied, resp. Gegensatz, der Nationalitäten möglich ist, so ist auch mit dem Begriff der Nationalsprache sofort die Verschiedenheit der Sprachen gegeben. Diese Verschiedenheit ist nicht bloss ein arithmetischer, auch nicht blos ein gradueller, und nicht blos ein qualitativer Unterschied, sondern sie ist dies möglicherweise Alles zusammen. Gleichwohl ist sie keineswegs eine absolute, sondern muss, da sie einer und derselben Fähigkeit ihren Ursprung verdankt, in ihrer höchsten Realisation sich selbst wieder aufheben. Diese höchste Realisation erlangt die Sprache aber nur in dem Individuum, bei dessen Sprechen die Form der Nationalität insofern etwas Unwesentliches ist, als sich in demselben der allgemeine theoretische Geist selbst unmittelbar energisch zeigt; mit andern Worten: es kommt

---

„die Sprache aus einer Tiefe der Menschheit entspringt, die über-„all verbietet, sie als eine Schöpfung der Völker zu betrach-„ten" gradezu zu widersprechen scheint. Einen zweiten Widerspruch erwähnt der Verf. selbst in Rücksicht auf die dritte Frage, dass die Sprache als eine „Selbstschöpfung des Individuums" zu betrachten sei (vergl. No. 20). Dieser zweifache Widerspruch ist übrigens wirklich vorhanden, nicht in der Sache selbst, sondern wie sie vom Verf. dargestellt wird. Zunächst zeigt sich derselbe zwischen der ersten und zweiten Frage darin, dass der Verf. die Bestimmung des Begriffs als absolute hinstellt, indem er dort sagt, dass die Sprache „überall verbietet, sie als Schöpfung der Völker zu betrach-„ten", hier, dass, „weil die Sprachen immer nationale Form haben, „die Nationen darin unmittelbar schöpferisch sind". Aehnlich verhält es sich mit dem Widerspruch zwischen der zweiten und dritten Frage, und wenn der Verf. „zur Vermeidung des Miss-„verständnisses" (S. 34) zu erklären sucht, warum „die Sprachen „Schöpfungen der Nationen sind, und doch Selbstsschöpfun-„gen der Individuen bleiben", so deckt dieser Versuch den Widerspruch nur auf, ohne ihn zu lösen. Dies kann nur durch das Bewusstsein über die Nothwendigkeit jener drei Sphären und ihres einfachen Verhältnisses geschehen. Hier macht sich nun der Mangel an Methode am fühlbarsten. Alle Momente der Wahrheit sind wirklich vorhanden, aber treten nicht als Momente, sondern als selbstständige Wahrheiten auf, verlangen nicht relative, sondern absolute

im Sprechen nicht sowohl auf die nationale Form der Sprache, als auf den in dieser Form vorhandenen Gedankeninhalt an, der dem Menschen nicht in seiner Eigenschaft als Glied einer Nation, sondern als Menschen überhaupt angehört.

78. Hiemit sind wir aber wieder auf den Standpunkt der ersten Sphäre zurückgekehrt. Denn in der Sphäre des Individuums — nicht dieses oder jenes Einzelnen, sondern insofern er die allgemeine Individualität zu seiner Bestimmung hat — finden sich dieselben Bestimmungen der Sprache wie in der allgemeinen Sphäre, nur in ihrer konkreten Unendlichkeit der Formen, also in ihrer wahrhaften Energie wieder, die sich dort noch als blosse, unterschiedslose δύναμις und abstrakte Formlosigkeit darstellte.

Geltung. Der Verf. fühlt recht gut, wie weit Das, was er sagt, wahr sei, aber er fühlt nicht oder sagt es wenigstens nicht, wo die Grenze dieser Wahrheit sei, über die hinaus es aufhöre, als solche zu gelten. Ein Uebelstand, der für den unkritischen Leser besonders sehr gefährlich ist, liegt auch darin, dass jene Momente vereinzelt dastehen und nur selten so nahe zusammentreten, dass man durch ihre Gegensätzlichkeit stutzig gemacht werden könnte; am meisten aber immer darin, dass sie in so exklusiver Geltung angenommen werden wollen. Für die Kritik ist jedoch die Schwierigkeit noch grösser. Denn da der Verf. es verschmäht, jene drei Sphären so zu ordnen, dass die Betrachtung der Sprache mit der Bewegung des Begriffs selbst durch die Formen des Allgemeinen, Besondern, Individuellen harmonirt, und die Bestimmung ihres Wesens sich unmittelbar als diese dialektische Bewegung und Selbstbegrenzung des Begriffs bis zur individuellen Form hin offenbart, indem er sich bald auf den allgemeinen, bald auf den besondern, bald auf den individuellen Standpunkt stellt, und selbst, wenn er den einen bereits absolvirt hat, doch wieder später darauf zurückkommt, um ihn gegen den eben verlassnen oder den dritten zu vertauschen, so beginnt nothwendigerweise dem kritischen Bewusstsein, dem es hauptsächlich um den innern Faden der Entwicklung zu thun ist, sozusagen der Boden unter den Füssen zu schwanken.

§. 9. Ursprung der Sprache, Form und Stoff in der Spracherzeugung.

79. Der Ursprung der Sprache ist ebenso relativ wie der Begriff der Sprache selbst. (Vergl. No. 77.) In der allgemeinen Sphäre, in welcher die Sprache als δύναμις erscheint, ist der Ursprung als blosses geistiges Bedürfniss oder als „Sehnsucht“ zu fassen; in der besondern, welche die erste, aber noch in die Differenz auseinandergehende Verwirklichungsform der Sprachfähigkeit ist, gestaltet sich auch das Bedürfniss zum „Streben“, die Sehnsucht zur geistigen Thätigkeit; der Ursprung wird Erzeugung und setzt als solche sich in den Gegensatz der Ursache und des Zwecks auseinander. Die Ursache liegt im Wesen der Nationalität überhaupt, und ist Geselligkeit, der Zweck gehört ihm ebenfalls an und ist gegenseitiges Verständniss. In der individuellen Sphäre, welche die höchste, aus der Differenz in die Einheit zurückkehrende Verwirklichungsform der Sprachfähigkeit wie der besondern Sprache ist, wird die Thätigkeit wirkliche That, die Erzeugung hat hier die Individualität selbst zu ihrer Form und

---

Zusatz zu § 9: 79. Für diejenigen meiner Leser, welche, wie es eigentlich zum vollen Verständniss der gegenwärtigen Kritik nothwendig ist, das Werk des Verfassers selbst vor Augen haben, bedarf es nur eines gründlichen Studiums der in vieler Hinsicht gedankenschweren §§ V - IX, um sich zu überzeugen, dass ich bei der obigen allgemeinen methodischen Darstellung des Gedankeninhalts Nichts weiter im Auge hatte, als die hie und da zerstreuten und einander nicht selten unterbrechenden Gedanken des Verf.'s aus ihrer äusserlichen unorganischen Gestalt zu der ihnen selbst immanenten Einheit auch formell zu erheben. Ich habe diese — vielleicht mehr, als Mancher wohl denken mag, schwierige — Arbeit nur im Interesse des Verständnisses jener Gedanken selbst unternommen, weil ohne diese Zurechtlegung und organische Gruppirung des Inhalts an eine Kritik desselben nicht zu denken war. Die Schwierigkeit liegt besonders in der Eigenthümlichkeit der Darstellungsweise des Verf.'s, welche sich mehr in dem mächtigen Auf- und Abwogen einer mit

hebt damit den Unterschied der Einzelnen gegeneinander, so wie endlich auch den Gegensatz zwischen Ursache und Zweck auf, weil das Denken mit dem Sprechen hier in so unmittelbarer Einheit existiren, dass eins als die Bedingung und die Form des andern zu betrachten ist, sofern sie als konkrete Thätigkeiten gefasst werden, wie es in dieser Sphäre nothwendig ist. —

80. Nicht minder relative Geltung hat der Begriff der Form der Sprache. Dieser Begriff wird nemlich durch den der Erzeugung gefordert; wir sagen: der Erzeugung, nicht des Ursprungs, weil dieser nur in der allgemeinen Sphäre denkbar ist, welche, als die δύναμις der Sprache enthaltend, die Formlosigkeit selbst zur Form hat (vergl. Zusatz zu § 6); mit andern Worten: die Sprache, als abstrakte Sprachfähigkeit, schliesst den Begriff der Form aus, oder: sie hat als solche noch keine Form; diese erlangt sie erst durch die Differenz der Formen, also als Nationalsprache. Eine andre Frage ist, ob sie selbst nicht, trotz ihrer blos dynami-

---

philosophischen Ideen geschwängerten Phantasie und in der wechselnden Gestalt einer blühenden Rhetorik bewegt, als das Gepräge einer regelmässigen, kontinuirlichen und in jedem Augenblick über ihren gegenwärtigen Standpunkt bewussten Entwicklung trägt. Hieraus rechtfertigt sich auch jene schon in der Betrachtung über den „Plan „des Verf.'s" ausgesprochene Behauptung (No. 13), dass man nur dann den ganzen Inhalt seiner Darstellung in allen seinen Einzelheiten in sich aufzunehmen im Stande sei, wenn man schon einen bestimmten Totaleindruck desselben empfangen habe. Aber selbst dann ist es schwer, einem gewissen Schwindel zu widerstehen, der besonders in schwachen Naturen durch jenes Auf- und Abwogen des philosophischen Ahnens leicht in solchem Grade erregt werden könnte, dass sie bei dem Versuche, die zerstreuten Theile in eine harmonische Einheit zu bringen, am Ende wie Wagner verzweiflungsvoll ausrufen würden: „Mir wird von allem dem so dumm, „als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum!" — Was den Gang und die Methode der obigen allgemeinen Entwicklung betrifft, so weicht diese darin von der Anordnung, welche der Verf. seinen Gedanken selbst gegeben, insofern ab, als er die zweite Frage zur ersten macht, indem er in § V und § VI zuerst von dem „Zusammenwirken der

schen Bedeutung, als Form betrachtet werden muss. In der That ist sie selbst dynamische Form des theoretischen Geistes, der als Stoff gegen diese Form das Denken, aber ebenfalls als δύναμις betrachtet, überhaupt ist. Die Sprache dagegen, als diese allgemeine Form des Denkens dem letztern als Stoff gegenübergestellt, erscheint nun als allgemeines Artikulationsvermögen des Menschen, im blos objektiven Sinne als der artikulirte Laut im Gegensatz zum Gedanken. Eins ist ohne das Andre unmöglich und ist nur durch das Andre. — Als diese ungeschiedene Einheit des Denk- und Artikulationsvermögens, oder objektiv gefasst des Lauts und Gedankens, wird weiterhin die Sprachfähigkeit in der besondern Sphäre selber zum blossen Stoff für die Spracherzeugung, und erhält in dieser als bestimmte Sprache ihrerseits eine Form, welche nichts Anderes ist als die nationale Form des Volksgeistes überhaupt. Diese Form gehört aber zu ihrer Bestimmtheit selbst als wesentliches Moment ihrer konkreten Existenz. — Als diese Ein-

„Individuen und Nationen", also von dem Verhältniss der besondern Sprache zum individuellen Sprechen, handelt, sodann durch den „Uebergang zur nähern Betrachtung der Sprache" (§ VII und § VIII) auf die „Form der Sprachen" zu sprechen kommt und zuletzt (§ IX) erst die „Natur und Beschaffenheit der „Sprache überhaupt" betrachtet. Er scheint also gewissermassen fast den entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Wenn man sich jedoch erinnert, dass die dritte Frage sich keineswegs mit dem zufälligen Sprechen des Einzelnen, sondern mit den in diesem Akt liegenden nothwendigen Bestimmungen, welche der Individualität, als allgemeiner Form menschlicher Existenz, zugehören, beschäftigt, so wird man erkennen, dass hier nicht sowohl die Folge der Fragen umgekehrt, als die erste nur nicht speziell in Betracht gezogen ist. In der That finden sich die oft sehr tiefsinnigen Bemerkungen des Verf.'s über das allgemeine Wesen der Sprachfähigkeit, als Form der Denkfähigkeit, durch alle oben angegebenen §§ hindurch zerstreut, besonders im Anfange des § IX, der die dritte Frage behandelt; weil er diese am leichtesten mit der ersten verwechseln konnte, da sie ihrem abstrakten Begriff nach wirklich identisch sind. Zugleich mag diese Bemerkung zur Rechtfertigung dienen, einerseits für die in unserm

heit endlich der realen Spracherzeugung und des geistigen Nationaltypus wird die Sprache in der dritten Sphäre abermals zum Stoff, für das individuelle Denken, welches seinerseits die konkreteste Form und Gestaltung des nationalen Sprachstoffs ist. — Als diese Einheit der Nationalsprache mit dem individuellen Denken ist die Sprache wirkliches Sprechen und auf die höchste Stufe ihrer konkreten Realisation gelangt, zugleich aber auch in den Anfang der absoluten Spracherzeugung zurückgekehrt, welcher ja das Denken, als allgemeine Fähigkeit und Stoff, also überhaupt als δύναμις des sich in der Sprache realisirenden theoretischen Geistes, war. Hierin liegt denn auch die Einheit der ersten und dritten Sphäre, welche wir als die absolute Individualität des Menschen bezeichnen können, nur mit dem allerdings wesentlichen Unterschiede, dass Das, was dort Stoff war (nemlich der Gedanke), hier als Form erscheint, und, was dort Form war (nemlich der Laut), sich hier als Stoff

---

§ befolgte Methode, andrerseits für das in den folgenden Paragraphen, besonders in dem die erste Frage behandelnden § 10, eingeschlagene Verfahren, bald aus dem einen bald aus dem andern der 5 Paragraphen (§§ V-IX) des Verf.'s Belegstellen anzuführen. — Ein Punkt allein in der obigen Entwicklung bedürfte vielleicht einer genaueren Begründung: der Begriff des Ursprungs oder der Erzeugung, über den sich der Verf. (S. 32) so ausspricht: „Nicht blos die primitive Bil„dung der wahrhaft ursprünglichen Sprache, sondern auch die „sekundären Bildungen späterer sind uns grade in dem Punkte ihrer „eigentlichen Erzeugung unerklärbar." Er setzt dann noch die allgemeinere Behauptung hinzu: „Alles Werden in der Natur, vorzüg„lich aber das organische und lebendige, entzieht sich unsrer Beob„achtung. Wie genau wir die vorbereitenden Zustände erforschen „mögen, so befindet sich zwischen dem letzten und der Erscheinung „immer die Kluft, welche das Etwas vom Nichts trennt, und ebenso „ist es bei dem Momente des Aufhörens. Alles Begreifen des Men„schen liegt nur in der Mitte von beiden". Allein der aufmerksame Leser wird leicht erkennen, dass es sich hier weniger um die Möglichkeit, resp. Nothwendigkeit, der Spracherzeugung, d. h. um ihren Ursprung im absoluten Sinne, als um die Entstehungsweise einer besondern Sprache handelt, wie auch aus dem vom Verf. hinzuge

erweis't; durch welche Umwandlung zugleich die abstrakte δύναμις in die konkrete ἐνέργεια verwandelt worden ist.

81. Die Erforschung jener drei Sphären der Sprache kann also nunmehr als die Beantwortung folgender drei Fragen gefasst werden (Vergl. Einleitung No. 25):

Erste Frage: *Wie verhält sich in der Sprache überhaupt der Stoff zur Form, d. h. der Gedanke zum artikulirten Laut?*

Zweite Frage: *Wie verhält sich in der besondern Sprache der Stoff zur Form, d. h. die allgemeine Sprachform zur nationalen Spracherzeugung?*

Dritte Frage: *Wie verhält sich in dem individuellen Sprechen der Stoff zur Form, d. h. die besondre Sprache zum individuellen Denken?*

A. Erste Frage.

Verhältniss des Stoffs zur Form in der Sprache überhaupt: d. h. des Gedankens zum Laut.

§. 10. Sprachfähigkeit, als Einheit der Denk- und Artikulationsfähigkeit.

82. „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. „Die intellektuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus in„nerlich und gewissermaassen spurlos vorübergehend, wird durch „den Laut in der Rede äusserlich und wahrnehmbar für die Sinne

---

fügten Beispiel der „Römischen Sprache" klar hervorgeht. Demnach also gehört auch diese Erörterung in die zweite Frage, worauf wir daher verweisen müssen.

Zusatz zu § 10: a. Der Zusammenhang des Denkens mit der Sprache ist ein doppelter, je nachdem wir beide Momente in ihrer konkreten, individuellen oder in ihrer abstrakten, allgemeinen Bedeutung fassen. In der letztern, welche bei der ersten Frage eigentlich allein in Betracht kommt, ist das Denken Stoff (δύναμις), die Sprache dagegen Form (ἐνέργεια) dieses Stoffs; in der erstern,

„Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von ein-
„ander. Sie ist aber auch in sich an die Nothwendigkeit geknüpft,
„eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken
„kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht
„zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung des Gedan-
„ken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache
„liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklä-
„renden Einheit der menschlichen Natur". — Die objektiven Elemente
der Sprachfähigkeit, Laut und Vorstellung, müssen daher eine bestimmte Analogie zu einander haben, die theils aus „der Schärfe

---

welche das Wesen der dritten Frage ausmacht, erscheint umgekehrt die Sprache (nemlich die schon gebildete Nationalsprache) als Stoff, und das individuelle Denken als die Form, worin die vorhandene Masse dieses Sprachstoffs durch den Akt des Sprechens stets neu erzeugt wird. Hier ist dann die Sprache als δύναμις und das Denken als ἐνέργεια zu fassen. (Siehe No. 80. 81.) Diese beiden Standpunkte mussten hier deswegen noch einmal einander gegenüber gestellt werden, um den letztern für die vorliegende Frage bestimmt ausscheiden zu können. Andrerseits aber ist derselbe doch insofern mit dem ersten ganz der nemliche, als er nur Das, was in diesem schon als Keim und abstraktes Schema vorhanden ist, zur lebendigen Entfaltung und konkreten Erfüllung bringt. Was nun das uns vom Verf. Gegebene betrifft, so kann man öfters in Zweifel sein, welchen von beiden Standpunkten man dasselbe anzuweisen habe, weil er sich eigentlich nie auf einen bestimmten Standpunkt allein stellt, oder doch denselben seinem Leser gegenüber nicht zu bestimmen sucht. Es ist dies allerdings auch schwierig, weil der Begriff der Individualität, als die härtesten Gegensätze (das Allgemeine als Inhalt und das Einzelne als Form) in sich vereinigend, das eigentliche Wesen des Menschen ausmacht, so dass die Bestimmung des Einen (z. B. des Allgemeinen) fast unwillkürlich in die Bestimmung des Anderen (des Einzelnen) umschlägt, hauptsächlich wenn dies oder jenes dem Besondern entgegensteht, von dem der Verf. fast überall ausgeht. Denn weil die Sprache, als besondre Nationalsprache, sowohl dem allgemeinen Sprachvermögen als dem individuellen Sprechen gegenübersteht, so gehen ihm die letztern beiden

„und **Bestimmtheit des artikulirten Lauts**“ in Vergleich mit der **Klarheit und Einheit der Vorstellung**; theils aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der **Modifikationen** jenes mit der ebenso unendlichen Mannigfaltigkeit der Merkmale dieser; theils endlich auch aus der ihnen beiden zu Grunde liegenden **Bewegung**, dort im Akte der **Artikulation**, hier im Akte des **Denkens**, erkannt wird. Diese Analogie und „Angemessenheit des Lautes zu „den Operationen des Geistes“ ist jedoch nur eine sekundäre Be-

---

Sphären durchaus in eine und dieselbe unterschiedslose Bestimmung zusammen. Es ereignet sich dann wohl, besonders wenn er sich der Grenze der Spekulation nähert, wo die Gegensätze in der That — aber in einer höhern Einheit — verschwinden, das die verschiedenen Gesichtspunkte, welche sein rapider Geist schnell hintereinander durchläuft, ohne sie nebeneinander festzuhalten, um ihn zu schwanken beginnen, so dass er Begriffe, die in den verschiedenen Sphären verschiedene Bedeutung und Geltung haben, in demselben, d. h. in zu weitem oder zu engem, Sinne braucht, wodurch zuweilen eine Verwirrung entsteht, die noch grösser sein würde, wenn sein feiner Takt und die Energie seines philosophischen Willens ihn nicht meist über sein selbstgeschaffenes Chaos hinwegtrüge. — 83. Seine Erklärung über den **Zusammenhang des Denkens mit der Sprache** beginnt er mit den Worten (S. 49:) „Zwei Prinzipe treten bei dem „Nachdenken über die Sprache im Allgemeinen und der Zergliederung „der einzelnen an das Licht: die **Lautform** und der von ihr... ge„**machte Gebrauch**. Der letztere gründet sich auf die Forderun„gen, welche das **Denken** an die Sprache bildet, woraus die all„**gemeinen Gesetze** dieser entspringen; und dieser Theil ist daher „in seiner ursprünglichen Richtung, bis auf die Eigenthümlichkeit ihrer „geistigen Naturanlagen oder nachherigen Entwicklungen, in allen „Menschen, als solchen, gleich“. Kann man die **Lautform** und den von ihr **gemachten Gebrauch** als zwei „Prinzipien“ betrachten? Wie soll man sich ihr Verhältniss denken? Offenbar ist der Gebrauch einer Sache immer das Spätere, das die Sache selbst schon Voraussetzende. Ist aber die Lautform denkbar als dem Gebrauch vorangehend? — Da der Letztere sich auf die „Forderungen“ des Denkens an die Sprache gründen soll, so scheint der Verf. damit an-

stimmung, die noch einer Begründung bedarf. Das Erste ist, dass die innere Nothwendigkeit dieses Verhältnisses dargethan wird; eine Reflexion, die uns auf „den Zusammenhang des Denkens mit der Sprache überhaupt" führt. — S. 52.

83. Wenn einerseits das Denken, der Sprachfähigkeit gegengenüber, als Stoff zu betrachten ist, so ist es andrerseits, als anschauende Thätigkeit, selbst subjektive Form des angeschauten Gegenstandes, der ihm gegenüber dann als objektiver Stoff existirt,

---

deuten zu wollen, dass die Lautform ohne Weiteres, wie von selbst und ausserhalb des Denkens sich bilden kann, und nach ihrer Bildung erst durch das Denken „gebraucht" wird. Diese Vorstellung ist eine durchaus unrichtige, die der Verf. auch keineswegs selbst gehabt hat, wiewohl sie durch seine Worte nothwendig hervorgerufen wird. Vielmehr ist die Lautform selbst nichts Festes, sondern ist Formung, also ihr Gebrauch zugleich ihre Erzeugung, weil sie entsteht, indem das Denken sich in ihr und daher auch sie selber gestaltet. Dass der Verf. den „Gebrauch" nicht als das Spätere nach der Lautform betrachtet, geht schon daraus hervor, dass aus den Forderungen des Denkens, worauf sich der Gebrauch gründen soll, die „allgemeinen Gesetze" der Sprache entspringen. Die Gesetze aber sind doch wohl das Frühere, selbst der Lautform Vorangehende, da diese doch nicht gesetzlos entstanden sein kann. Wenn also Lautform und Gebrauch überhaupt auseinander fallen können, so müsste ja vielmehr der letztere der ersteren, und nicht umgekehrt voraufgehen, was gradezu absurd wäre. Wie wäre es auch sonst möglich zu behaupten, dass der Gebrauch der Lautform bei allen Menschen gleich, die Lautform selbst aber das „eigentlich konstitutive „und leitende Prinzip der Verschiedenheit der Sprachen" sei. Es müsste vielmehr umgekehrt sein. — Dass die „Sprache das bil- „dende Organ des Gedanken" sei, ist ein glücklicher Ausdruck, wenn man, wie der Verf. ohne Zweifel beabsichtigt, das Prädikat „bildend" im intransitiven Sinne fasst, so dass die Sprache nicht nur als das Organ, womit, sondern auch als die Form, worin die Bildung des Gedankens vor sich geht, betrachtet wird. Denn mit Recht wird die „intellektuelle Thätigkeit" und die „Sprache" als „Eins und unzer- „trennlich von einander" bezeichnet. Aber diese Unzertrennlich-

oder: „Subjektive Thätigkeit bildet im Denken ein Objekt"; — S. 52. d. h. die Spontaneität des Denkens verwandelt das Ding an sich in ein Ding für es (das Denken), und dies für das Denken seiende Ding, welches aber das Denken als Vorstellung selber ist, ist seinerseits wieder ein Ding an sich im Verhältniss zur Sprache, ohne welche, als seine nothwendige Form, es nicht zur bestimmten Existenz kommen kann. Der Mensch „umgiebt sich

---

keit ist nicht eine bewirkte, nicht eine Vereinigung, sondern eine natürliche und ursprüngliche Einheit, weshalb der Ausdruck, dass die intellektuelle Thätigkeit „eine Verbindung mit dem Sprach-„laute eingehe", insofern die richtige Vorstellung verschiebt, als er ein ursprüngliches Getrenntsein voraussetzt, was in der That gar nicht denkbar ist. Vielmehr ist das Denken gar nicht vor, oder überhaupt ausserhalb der Sprache möglich; und es ist vielzuwenig gesagt, dass dasselbe „durch den Sprachlaut zur Deutlichkeit ge-„lange, die Vorstellung dadurch zum Begriff werde"; sondern das Denken so wie die Vorstellung gelangt darin überhaupt erst zur Existenz. — Schwieriger aber auch zugleich wichtiger ist der Gedanke des Verf.'s, dass der Zusammenhang des Denkens mit dem Sprechen darauf beruhe, dass „subjektive Thätigkeit im Denken ein Ob-„jekt bilde", zu dessen nothwendiger Reflexion in's Bewusstsein „die Sprache unentbehrlich sei". Hiebei ist zunächst zu fragen, von welcher Vorstellung der Verf. bei diesem Gedanken ausgegangen. Sofern eine „subjektive Thätigkeit" gesetzt wird, die „im Den-„ken ein Objekt bildet", so kann 1. diese subjektive Thätigkeit nicht das Denken selbst sein, weil sonst der Verf. einfacher sich etwa so ausgedrückt hätte: das Denken, als subjektive Thätigkeit, bildet in sich selbst ein Objekt, was er nicht gethan hat; und es ist daher zu fragen, von welcher Art diese „subjektive Thätigkeit" ist, und wie sie sich bestimmt, nicht blos dem Denken, sondern auch dem Objekt gegenüber; 2. bleibt der Begriff des „Objekts" hier ebenfalls völlig unbestimmt, weil nicht gesagt wird, was der Inhalt desselben sei und woher es entnommen werde. Denn „Objekt" schlechthin ist ein völlig abstrakter, inhaltsloser Begriff, weil er nur eine formale Relativität (gegen das Subjekt) bezeichnet. In dieser Beziehung wäre also noch die Frage: was als Objekt oder zum Ob-

„mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in „sich aufzunehmen und zu bearbeiten". — S. 58. „Die Thätigkeit der „Sinne muss sich mit der innern Handlung des Geistes synthetisch „verbinden, und aus dieser Verbindung reisst sich die Vorstellung „los, wird, der subjektiven Kraft gegenüber, zum Objekt, und kehrt, „als solches auf's Neue wahrgenommen, in jene zurück. Hiezu „aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das gei-

---

jekt gebildet werde? zu beantworten. Nach jenem Satze fährt der Verf. fort: „Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein blos „empfangendes Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes „betrachtet werden". Hieraus nun scheint hervorzugehen, dass der Verf. unter jener subjektiven Thätigkeit in Wahrheit das Denken, und zwar als spontane Thätigkeit, begreift, das sich nach der vermittelst der Sinne vollbrachten Empfängniss der äussern Wahrnehmung aus dem Zustande der Passivität zur energischen Aktivität und damit zum Selbstbewusstsein über seinen eignen Inhalt erhebt. Zu dieser innerlichen Verwandlung der Wahrnehmung durch die Reflexion des wahrgenommnen Objekts in die Vorstellung, meint der Verf., sei die Sprache unentbehrlich. Was der Verf. also als verschiedene Thätigkeiten bezeichnet, sind in der That nur verschiedene Beziehungen derselben Thätigkeit. Nemlich das Denken ist einerseits Form (dem angeschauten Gegenstande gegenüber) andrerseits Stoff (der Sprache gegenüber). Das Denken nun in seiner formalen Beziehung nennt der Verf., weil es den Gegenstand als Stoff bewältigt, d. h. in sich zum Objekt macht, „subjektive Thätigkeit"; das Denken in seiner materialen Beziehung betrachtet er dagegen, weil es als Anschauung der Sprache gegenüber selbst Stoff und Objekt ist, als das eigentliche Denken; indem er hinzusetzt, dass dieses Denken nur durch die Sprache in jene subjektive Thätigkeit verwandelt werden könne, die Sprache also „hiezu unentbehrlich" sei. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung liegt besonders in der Erklärung, dass „aus „der Verbindung der Sinnesthätigkeit mit der innern Geistesthätig„keit" (d. h. mit dem Denken in seiner formalen Beziehung) „sich „die Vorstellung losreisse, der subjektiven Kraft gegenüber „zum Objekt werde und als solches auf's Neue wahrgenommen „in jene (?) zurückkehre". Der Verf. will also sagen: Hier ist das

„stige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Er-
„zeugniss desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird
„also in wirkliche Objektivität versetzt, ohne der Subjektivität ent-
„zogen zu werden. Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwi-
„schen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine
„nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlos-
„sener Einsamkeit". —S. 53.

§. 11. Mittheilung und Verständniss.

84. Die Abstraktion von dem Moment der Mittheilung macht jedoch in der That das Denken selbst, folglich auch die Sprache zu einem blossen Abstraktum ohne objektive Wahrheit. Vielmehr, da das Denken, als subjektive Form des angeschauten Objekts, das allgemeine Wesen des Menschen ist, so ist es für den Einzelnen, als solchen, unmöglich. Die blosse Einzelheit ist stets etwas Ab-

---

sinnliche Objekt. Diesem gegenüber ist das Denken Form (subjektive Thätigkeit). Soll aber nun der durch das Denken, als seine ideale Form, zur objektiven Vorstellung gestaltete reale Begriff zum Bewusstsein kommen, so ist nöthig, dass das Denken selber seinem Inhalt nach zum Objekt (für das Bewusstsein) und somit Stoff für eine neue formale Thätigkeit werde, in der es sich nunmehr objektiv wie in einem Spiegelbild beschaut. Diese formale, zum Bewusstsein des Denkens über seinen eignen Inhalt nothwendige Thätigkeit ist nun eben die Sprache. Die Thiere bleiben vor dieser zweiten Stufe stehen, weil sie nicht die Anschauung wieder zum blossen Stoff für eine höhere (bewusste) formale Thätigkeit herabsetzen und daher auch keine Sprache haben. — Der Schluss, dass die Sprache eine „nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener „Einsamkeit sei", ist in dieser absoluten Fassung nicht richtig. (Vergl. Zusatz zu § 11.)

Zusatz zu § 11: 84. Die Behauptung, dass die Sprache und das Denken ohne das Moment der Gesellschaftlichkeit absolut unmöglich, und letzteres daher eine nothwendige Bedingung für beide sei, scheint der Verf. nicht ganz in der Strenge wie wir zu neh-

straktes, das Konkrete in ihr ist die Individualität, diese aber nur durch das Allgemeine, das sie als Lebensprinzip einschliesst. „In „der Erscheinung entwickelt sich" daher „die Sprache nur „gesellschaftlich, und der Mensch versteht sich selbst nur, „indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an andern geprüft hat. „Denn die Objektivität wird gesteigert, wenn das selbstgeschaffne „Wort aus fremdem Munde wiedertönt. Der Subjektivität wird „aber nichts geraubt, da der Mensch sich immer Eins mit dem „Menschen fühlt; ja auch sie wird verstärkt, da die in Sprache ver„wandelte Vorstellung nicht mehr ausschliessend Einem Subjekte

---

men, wenigstens sich nicht der Wahrheit des Satzes bewusst zu sein, dass der „Einzelne in abgeschlossener Einsamkeit" keine konkrete Individualität besitzt, sondern ein abstraktes Unding ist. Denn wenn er behauptet (vergl. § 10), „dass das Sprechen eine nothwen„dige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener „Einsamkeit" sei, so würde es eben die Frage sein, ob hierin überhaupt eine Wahrheit enthalten ist. Wir müssen es läugnen; denn der Taubstumme ist für das geistige Sein (der Gesellschaft) doch nur ein relativ Einzelner und bringt es demungeachtet nicht zum Sprechen, obwohl, wenn seine Sprachkraft durch Schrift u. s. f. angeregt wird, vielleicht zum Vorstellen. Die Natur ertheilt für sich allein keine Mittel zur Anregung dieser Kraft, sondern nur die Welt des Geistes. Wenn der Verf. daher zuerst sagt, dass die Sprache auch für den Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit eine nothwendige Bedingung des Denkens sei —, später aber, dass sie „sich „jedoch (!) in der Erscheinung (?) nur gesellschaftlich ent„wickele", so reisst er durch diese beiden, einander schnurstracks zuwiderlaufenden Vorstellungen den eigentlichen Begriff jenes Zusammenhanges zwischen Sprechen und Denken, welcher, wie jeder konkrete Begriff, die Einheit der Gegensätze in sich schliesst, auseinander, indem er jedes der beiden Momente für sich als absolute Bestimmung hinstellt, so dass sie nicht mehr einen ideellen Gegensatz, sondern einen wirklichen Widerspruch bilden. Doch auch dieser Einwurf gegen den Verf., wie dies übrigens bei den meisten im Verlauf der Kritik gegen ihn erhobnen Einwürfen der Fall ist, trifft keineswegs den Inhalt seines Gedankens, sondern nur die Form, in wel-

„angehört. Indem sie in andre übergeht, schliesst sie sich an das „dem ganzen menschlichen Geschlechte Gemeinsame an, von dem „jeder Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch „die andern in sich tragende Modifikation besitzt.“— S. 53. Daher ist „alles Sprechen, von dem einfachsten an, eine Anknüpfung des einzeln „Empfundenen an die gemeinsame Natur der Menschheit“. — S. 54.

85. Die Sprache, als Mittheilung gefasst, darf aber nicht als einseitiger Akt angesehen werden, sondern ist vielmehr, weil auf gegenseitiges Verständniss gegründet, ebenfalls gegenseitig. So sind, weil „in der Seele nichts als durch eigne Thätigkeit vor-

---

cher er ihn darstellt. Der Grund liegt eben in jenem Auseinanderhalten und Fürsichbetrachten der verschiednen Momente, welche nur in ihrer Einheit die absolute Wahrheit ausmachen, als einzelne daher nur relative Geltung haben können. Die Wahrheit des Zusammenhanges zwischen dem Denken und der Sprache beruht aber nun wesentlich in ihrer individuellen Form, in welcher der Gegensatz zwischen der „Einzelheit“ und „Gesellschaftlichkeit“ unmittelbar gelös't ist. Diese Zusätze der „Abgeschlossenheit“ einerseits, und „der nur ge- „sellschaftlich erscheinenden Entwicklung“ andrerseits machen aber den Gegensatz zu einem festen, weil ausschliesslichen, absoluten, und heben damit die formale Wahrheit der Momente selbst auf. Nehmen wir der Gedankenform des Verf.'s diese Fessel der absoluten Gegensätzlichkeit zwischen den Momenten, so springt die Wahrheit sofort frei und in völlig konkreter Einheit des Wesens hervor, wie sie in der Tiefe seines philosophischen Instinkts wirklich vorhanden ist. „Die Objektivität“, sagt ferner der Verf., „wird gesteigert, „wenn das selbstgeschaffene Wort aus fremdem Munde wiedertönt“. Dies scheint entweder zuviel oder zuwenig gesagt zu sein. Denn es ist die Frage, ob die Objektivität nicht schon durch das eigne Aussprechen des Worts, da es doch immer, als ein geäussertes, durch das Ohr wieder aufgenommen, also innerlich gemacht wird, ihre höchste Stufe erreicht hat. Ist zweitens aber die Reproduktion durch einen „fremden Mund“ wirklich eine unerlässliche Bedingung, dann erreicht auch der Begriff durch dieselbe erst seine wahre Objektivität. In diesem Falle wird die Objektivität nicht blos „gestei- „gert“, sondern wahrhaft hervorgebracht, ist allein dadurch möglich.

„handen sein kann", — „Verstehen und Sprechen nur verschieden-„artige Wirkungen der nemlichen Sprachkraft; und die gemeinsame „Rede ist nie mit dem Uebergeben eines Stoffes vergleichbar". — Dies Alles wäre aber unmöglich, „wenn nicht in der Verschieden-„heit der Einzelnen die, sich nur in abgesonderte Individualitäten „spaltende, Einheit der menschlichen Natur läge". Diese Einheit der menschlichen Natur ist aber nichts Anderes als die **allgemeine Sprachfähigkeit** überhaupt. Und da von diesem Gesichtspunkte aus die Sprache nicht als ein daliegender, in seinem Ganzen übersehbarer, oder nach und nach „mittheilbarer" Stoff angesehen

---

Das Missverständniss liegt hier wohl nur in der unrichtigen Vorstellung der Mittheilung. — 85. Wird diese, wie es hier durchaus nothwendig ist, als gegenseitige gefasst, so hat im Grunde nie der Einzelne allein an der Schöpfung des Worts Theil, sondern die, beiden Seiten gemeinsame, allgemeine Natur, d. h. die Individualität; und wenn daher der Verf. hinzusetzt, dass „der Mensch sich selbst nur „verstehe, wenn er die Verstehbarkeit seiner Worte an Anderen ver-„suchend geprüft hat", so deutet er ja selbst darauf hin, dass das „Verständniss" nur in seiner Doppelseitigkeit auch in dem Einzelnen energisch sei; was unmittelbar auf die Mittheilung, als eine Thätigkeit, die das Verständniss nicht blos zum Zweck und Resultat, sondern weit mehr zum Inhalt hat, denselben Schluss machen lässt. Sehr richtig sagt daher der Verf., dass „Verstehen und Sprechen nur „verschiedenartige Wirkungen" (besser Thätigkeits-Beziehungen) „der-„selben Sprachkraft" seien. — Es ist einleuchtend, dass der Verf. hier überall und mit Recht die allgemeine Sprachfähigkeit des Menschen, nicht schon die nationale Sprachbildung (als solche), vor Augen hat. Wenn wir daher gleich nach der Bemerkung (siehe Text 84.), dass „die in Sprache verwandelte Vorstellung, indem sie in andre „übergeht, sich an das dem ganzen menschlichen Geschlecht „Gemeinsame anschliesse", die Worte lesen: „Je grösser und be-„wegter das gesellige Zusammenwirken auf eine Sprache „ist, desto mehr gewinnt sie —", so kann man sich nicht verhehlen, dass hiedurch der Standpunkt plötzlich ein ganz andrer geworden ist, insofern das Moment der (gleichsam unwillkürlichen) Mittheilung, als der Thätigkeitsform der allgemeinen Sprachkraft, zu

werden kann, sondern als ein sich „ewig erzeugender" betrachtet werden muss, „wo die Gesetze der Erzeugung bestimmt „sind, aber der Umfang und gewissermaassen auch die Art des „Erzeugnisses gänzlich unbestimmt bleiben": so erscheint auch „das „Sprechenlernen der Kinder nicht" als ein „Zumessen von „Wörtern, Niederlegen im Gedächtniss und Nachlallen mit den Lip„pen", sondern als „ein Wachsen des Sprachvermögens durch „Alter und Uebung". — S.55. Da nun aber die Sprachkraft nach den nationalen Bedingungen verschieden sein muss, so scheint die Thatsache, „dass Kinder jedes Volks, ehe sie sprechen, unter jedes fremde versetzt,

---

„einem geselligen Zusammenwirken", und die in der Mittheilung vor sich gehende Erzeugung der Sprache selbst zu einer Einwirkung „auf eine" (also schon bestimmte, besondre, nationale) „Sprache", also zu einer Gestaltung, oder vielmehr Ausbildung derselben modificirt ist. Es ist diese Vertauschung der Standpunkte wiederum nur aus jenem obenerwähnten Mangel einer bestimmten Trennung des Begriffs der Sprache in sich nach den drei Sphären des Allgemeinen, Besondern und Einzelnen zu erklären. — Was der Verf. über das „Sprechenlernen der Kinder" sagt, bedarf keiner Erläuterung. Interessant ist es, zu sehen, wie jener grosse Gegensatz im Begriff der Individualität, den wir schon in dem Zusammenhange zwischen Denken und Sprechen überhaupt entdeckten, überall wieder auftaucht, wo jener Begriff mit in's Spiel kommt. Beim Sprechenlernen haben wir so wieder zwei Fragen, die einander zu widersprechen scheinen. Ist dasselbe wirklich und allein ein selbstständiges „Wachsen des Sprachvermögens" und darin von „Ueber„geben eines Stoffs" gar nicht die Rede? Oder ist nicht vielmehr das grade Gegentheil anzunehmen? Aus der Bejahung der ersten Frage würde folgen, dass „der Einzelne in abgeschlossner Ein„samkeit" ebenfalls Sprache erfinden müsse; was aus doppeltem Grunde widersinnig ist, einmal weil sie keinen Zweck haben würde, da er ja schweigend denken kann, sodann, weil das Denken ohne Sprechen selbst unmöglich ist, was freilich den eben angegebenen Grund als an sich widersinnig darstellt. Die Anregung zum Denken und folglich auch zum Sprechen kann nur in der Form gegenseitiger Mittheilung, also in der Geselligkeit ihre Ursache finden. Hiedurch

„ihr Sprachvermögen an dessen Sprache entwickeln", für das blosse „Wiedergeben des Gehörten" zu beweisen. — S. 56. Denn dies wäre unmöglich, wenn die Sprachkraft in den Gränzen der Nationalität eingeschlossen bliebe. Hiegegen ist jedoch zu sagen, dass erstens bei dieser Verpflanzung in eine andre Sprachsphäre die ursprüngliche „Stammanlage", die vorzüglich in der Anlage zu einer besondern, auch in der physischen Abstammung begründeten Weltanschauung besteht, wahrscheinlich nur mit grossen Schwierigkeiten zu überwinden ist und sie dennoch „vielleicht in den feinsten Nüancen „unbesiegt zurückbleibt", zweitens „sich jene Erscheinung hinläng-

---

scheint aber die Selbsständigkeit des sprachschaffenden Subjekts zerstört, und das „Wachsen der Sprachkraft" nur eine durch äussere Einwirkung hervorgebrachte Gestaltung derselben zu sein. Ist dies aber eine Bejahung der zweiten Frage? Wenn sie es ist, so ist sie ebenso falsch wie die der erstern. Die Wahrheit ist, dass beide Fragen in ihrer ausschliesslichen Gegensätzlichkeit unwahr und folglich beide zu verneinen, oder beide — mit Tilgung der Ausschliesslichkeit — zu bejahen sind, was hier im Grunde dasselbe ist. Die Selbstständigkeit der Sprachentwicklung hat das Moment der Mittheilung ebenso, wie diese jenes als eine *conditio sine qua non* in sich selbst; Eins ist die Form des Andern. Das Kind bedarf allerdings einer Anregung, eines seiner inneren Sprachfähigkeit adäquaten Stoffs, an dem sich jene aus der *δύναμις* heraus zur *ἐνέργεια* durcharbeitet. Ob dieser Stoff diese oder jene nationale Form hat, ist in der That von keinem Einfluss und in dieser Beziehung die „Stammanlage" etwas Wesenloses und Indifferentes. Der Verf. bleibt hier abermals in der Differenz, indem er einmal sagt, dass die „Stammanlage nur mit grossen „Schwierigkeiten", oder wohl „vielleicht" gar „nicht überwunden „werden" könne, weiterhin aber erklärt, dass „sich jene Erschei„nung" (dass Kinder, in eine andre Sprachsphäre versetzt, ihr Sprachvermögen an dieser fremden Sprache bilden) „hinlänglich daraus „erkläre, dass der Mensch überall Eins mit dem Menschen ist". Die Wahrheit liegt auch hier wieder, nicht in der Mitte, sondern in der Einheit beider Sätze. Die „Stammanlage", wenn man darunter die durch die Geburt bestimmten physiologischen Bedingungen der geistigen Entwicklung versteht, kann doch für die letztere, so wie also

„lich daraus erklärt, dass der Mensch überall Eins mit dem Men-
„schen ist und die Entwicklung des Sprachvermögens daher mit
„Hülfe jedes gegebnen Individuums vor sich gehen kann". — S. 57. Ist
aber jene Weltansicht durch die Entwicklung des Sprachvermögens
zur Muttersprache schon gebildet, so kann das Erlernen einer
fremden Sprache wohl annäherungsweise zur „Gewinnung eines
„neuen Standpunktes in der bisherigen Weltansicht" dienen, doch
theils die ursprüngliche Weltansicht nicht mehr dadurch verrückt
werden, theils auch die fremde sich dem Einflusse der ursprüngli-
chen nur „bis auf einen gewissen Grad" entziehen. — S. 59.

---

auch für die Bildung der Sprachkraft, nicht in ihrer nationalen Bestimmtheit und koordinirten Gegensätzlichkeit, sondern nur in ihrer graduellen Differenz gemessen werden; und unter dieser nothwendigen Beschränkung mag es sein, dass ein Hottentottenkind z. B. das Deutsche nicht so gut sprechen lernt, als ein geborner Deutscher, auch wenn es in Deutschland geboren und von Deutschen erzogen würde; aber nicht darum, weil die „Weltansichten" *(qualitativ)* verschieden sind, sondern weil die Hottentotten-Sprache und- Natur graduell von der germanischen Sprache und (Geistes- und Körper-) Bildung unterschieden sind. Daraus würde denn auch folgen, dass verschiedne Stammanlagen — wenn man anders auch in dieser Beziehung noch von Verschiedenheit sprechen kann —, die in Rücksicht auf den Grad ihrer Bildung koordinirt sind, gar keinen Unterschied in dieser Hinsicht machen würden. — Wäre übrigens nach der Ansicht des Verf.'s die Stammanlage wirklich etwas so absolut Festes, dass sie bei Versetzung in eine andre Sprachsphäre doch „immer „noch in den feinsten Nüancen unbesiegt zurückbleibt", so müsste es wohl überhaupt unmöglich sein, ihr entgegen zu wirken; oder man würde durch Annahme des Gegentheils gezwungen sein, die Anregung der selbstständig sich entwickelnden Sprachkraft als eine wirkliche Uebergabe des fremden Sprachstoffs zu betrachten, wogegen ja der Verf. selbst protestirt. Denn die Annahme zweier sprachbildenden Prinzipien in dieser Entwicklung würde ihre Einheit — die niemals als eine Mischung angesehen werden darf — völlig zerstören. Auf der andern Seite ist es aber auch wieder zuviel gesagt, wenn der Verf. bemerkt, dass die „Entwicklung des Sprachvermögens mit

86. Fassen wir das bisher Erörterte zusammen, so haben wir für den Zusammenhang des Denkens mit der Sprache auf dem Standpunkt der absoluten Spracherzeugung zwei prinzipielle Bedingungen gefunden, die subjektive Sprachkraft des Individuums als eines solchen, d. h. die Artikulationsfähigheit, und das auf die Geselligkeit gegründete Moment der gegenseitigen Mittheilung. Erst die Einheit dieser beiden Momente macht die reale Spracherzeugung möglich, und die Sprache ist daher „von der Seele" einerseits „abhängig", andrerseits „unabhängig"; dieser „Widerstreit in ihrer Erzeugung macht die Eigenthümlich-

---

„Hülfe jedes gegebenen Individuums vor sich gehen kann". Hiedurch würde der Einfluss der physiologischen Stammanlage in Rücksicht auf deren graduelle Differenz ganz geläugnet sein, was jedenfalls wenigstens sehr gewagt wäre, überdies des Verf.'s eignen Worten entgegensteht. Setzen wir den Fall, eine deutsche und eine Hottentottenfamilie tauschte ihre Neugebornen gegenseitig aus, so dass der deutsche Säugling als Hottentotte, das Hottentottenkind als Deutscher erzogen würde: was würde das Resultat davon sein, vorausgesetzt, dass keine besondern hemmenden Umstände auf einer oder auf beiden Seiten eintreten, wodurch die Entwicklung modificirt würde? Jedenfalls würden sie vielleicht beide nicht so gut in ihrer neuen Sphäre fortkommen, als ihre neuerworbenen Landsleute. Auch der Deutsche würde wahrscheinlich die Hottentottensprache nicht so gut lernen, wie die übrigen Hottentottenkinder, aber nicht deshalb, weil die gleichsam als Keim in ihm enthaltene deutsche „Welt„anschauung" die Entwicklung der Hottentottenweltansicht modificirte oder verhinderte, sondern weil seine Naturanlage (nicht Stammanlage) durch die physiologische Gestaltung seines Wesens eine graduell andre ist. Sonst müsste anzunehmen sein, dass etwa ein geborner Franzose noch wieder eine andre Richtung einschlagen würde als ein geborner Deutscher, wenn sie unter denselben Bedingungen als Hottentotten erzogen würden, vorausgesetzt, dass ihre Sprachkraft nicht schon in den ursprünglich ihnen gebührenden Sprachsphären angeregt und entwickelt ist. Das aber wird denn doch wohl Niemand behaupten wollen, weil dann die Stammanlage zu einer Fessel gemacht würde, die die Individualität völlig vernichten müsste.

„keit ihres Wesens aus. Denn die Sprache ist grade insofern ob-„jektiv einwirkend und selbstständig, als sie subjektiv gewirkt und „abhängig ist. Die wahre Lösung dieses Gegensatzes liegt in der „Einheit der menschlichen Natur". — S. 63. Das Moment der subjektiven Sprachkraft erscheint hier, wo es auf die Realisation des Denkens, als eines Stoffs, durch die Sprache ankommt, nicht mehr als die blosse Form jenes Stoffs, sondern gegen sein anderes Moment, die Mittheilung, selber als Stoff für diese, als ihre Energie. — Hiedurch aber haben wir uns schon auf den Standpunkt der zweiten Frage erhoben.

B. Zweite Frage:

Verhältniss des Stoffs zur Form in der besondern Sprache; d. h. der allgemeinen Sprachform zur nationalen Spracherzeugung.

§. 12. Entwicklung des Allgemeinen im Besondern.

87. Geselligkeit, als Bedingung für das Moment gegenseitiger Sprachmittheilung, ist nicht mehr etwas Allgemeines, sondern die erste Bestimmung des Allgemeinen, das Besondre; oder: die erste Negation des Allgemeinmenschlichen ist das Nationale. In der Sprache drückt sich die Nothwendigkeit der nationalen Form

---

85. Jene Einheit von Selbstständigkeit und Abhängigkeit kommt denn auch dem Verf. vollkommen klar zum Bewusstsein, obwohl der Standpunkt, auf welchem er dies Bewusstsein erlangt, ein wenig dadurch getrübt wird, dass er wiederum sich aus der Sphäre der allgemeinen Spracherzeugung zu der schon mehr reproduktiven Sprachbildung des Individuums innerhalb der besondern Nationalsprache fortbewegt, so dass nicht eine sprachbildende Individualität der andern, sondern ein sprachbildendes Individuum der schon gebildeten Sprache gegenübersteht, und sich mit ihr identificirt.

Zusatz zu § 12: 87. Geselligkeit giebt der abstrakten Allgemeinheit menschlicher Existenz den ersten konkreten Inhalt. Auf die selbe Weise verleiht das Moment gegenseitiger Mittheilung der ab-

in der Forderung des gegenseitigen Verständnisses aus, welches seinem innern Wesen nach in der Gemeinsamkeit „einer Welt-„ansicht" beruht. Denn da „aller objektiven Wahrnehmung „unvermeidlich Subjektivität beigemischt ist, so kann man, schon „unabhängig von der Sprache, jede menschliche Individualität als „einen eignen Standpunkt der Weltansicht betrachten". — S. 58. Inso-

---

strakten Sprachkraft Realität, indem es die Spracherzeugung als konkrete Bestimmung der Dynamis zur energischen Form erhebt; denn konkretes Leben ist nur durch Bewegung möglich. Durch diese Bestimmung verhält sich nun jenes Moment gegenseitiger Mittheilung als gegenseitiges Verständniss. Denn Mittheilung enthält vorläufig nur eine ausdrückliche Reflexion auf den Inhalt, Verständniss aber setzt schon diesen Inhalt als gegeben voraus. Es ist somit dasselbe Prinzip, nur in verschiedener Beziehung, Mittheilung nemlich in Beziehung auf die zu realisirende, Verständniss auf die schon realisirte Sprachkraft. Der Verfasser hat das Gefühl der Einheit dieser scheinbar geschiedenen Prinzipe so stark, dass er sich überhaupt gegen jede Unterscheidung derselben sträubt, indem er das Verständniss nicht als die Beziehung des Prinzips der Geselligkeit auf die besondre Sprache, sondern als allgemeine Bedingung auffasst: „Es kann in der Seele „Nichts als durch eigne Thätigkeit vorhanden sein und Verstehen „und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nemlichen „Sprachkraft". Dies ist völlig mit unsrer Ansicht übereinstimmend. Wenn er jedoch später (S. 54) behauptet, dass „das Verstehen nicht „auf innerer Seelenthätigkeit beruhen könnte, und das gemeinschaft-„liche Sprechen etwas Anders, als blos gegenseitiges Wecken des „Sprachvermögens des Hörenden sein müsste, wenn nicht in der „Verschiedenheit der Einzelnen die sich nur in abgesonderte Indivi-„dualitäten spaltende Einheit der menschlichen Natur läge", so ist darauf zu erwidern: eben weil und insofern das „gemeinschaftliche „Sprechen" d. h. die gegenseitige Mittheilung ein gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens ist, beruht das Verständniss nicht blos auf der innern Seelenthätigkeit, sondern diese selbst wird erst von Aussen her angeregt. Dies folgt übrigens aus den Worten des Verf.'s selbst. Denn wenn das Verstehen auf innerer Seelenthätigkeit beruht, so liegt die Ursache der Anregung derselben doch immer ausserhalb dieses Individuums, d. h. in diesem Sinne ist Verstehen Produkt der

fern nun aber die Sprache auf gegenseitiges Verstehen sich gründet, so setzt dieses die Gleichheit der Individuen rücksichtlich ihrer Weltansicht voraus, womit der Begriff der Nation unmittelbar gegeben ist.

88. Diese Gleichheit der Weltansicht, (welche indess durch

Mittheilung. Hierin aber liegt die Voraussetzung einer schon gebildeten Sprache des Mittheilenden und folglich die Aufhebung der Gemeinschaftlichkeit in dem Wecken des Sprachvermögens. Auch dieser Knoten lässt sich nur auflösen, wenn man erkennt, dass der Verf. den Begriff Sprache eigentlich in zwei verschiedenen Beziehungen anwendet, nemlich in der als allgemeiner Sprachfähigkeit und als besondrer Sprachbildung, ohne sie als solche bestimmt zu scheiden.

88. Die Einheit der „Geisteseigenthümlichkeit eines Volks" mit seiner „Sprachgestaltung" bezeichnet der Verf. (S. 37) als eine so „innige Verschmelzung, dass, wenn die eine gegeben wäre, die andre „vollständig aus ihr abgeleitet werden müsste". Nicht ist also die eine als die Ursache und das Prinzip der andern anzusehen, sondern beide stehen in einem koordinirten Verhältniss, in welchem sie aus „einer und derselben" (höhern) „Quelle", welche aber nicht näher bestimmt, sondern nur als „unsern Begriffen unzugänglich" dargestellt wird, entspringen. Dieser Punkt ist zu wichtig, als dass er nicht näher beleuchtet werden müsste; und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil ich von der unverbrüchlichen Ueberzeugung ausgehe, dass es bei der Erforschung des innern Wesens einer organischen Thätigkeitssphäre, wie der Sprache, nicht sowohl auf die Erregung einer allgemeinen Vorstellung von der Tiefe des Gegenstandes ankomme, wo die Grenzen zwischen bestimmter Erkenntniss und ungefährer Ahnung in einander verschwimmen, als vielmehr darauf, dass grade diese Grenze, wenn jene Tiefe nicht bis auf den Grund erforscht werden kann, so fest wie möglich gezogen und bewahrt werde, damit der Gedanke nicht in's Schwanken gerathe. Zunächst also die Frage: Was ist jene gemeinsame Quelle der „Geisteseigenthümlichkeit" und „Sprachgestaltung"? Der Verf. antwortet mit einer, gleichsam aus der Scheu vor der schwindelnden Tiefe dieses Abgrunds stammenden, dreifachen Tautologie: „sie ist unserm „Begreifen unzugänglich, sie ist unerklärlich, sie bleibt uns

das Individuum wiederum modificirt werden muss, so dass sich die Individuen innerhalb ihrer nationalen Sprachsphäre ebenso gegeneinander abgrenzen, wie die Nationen innerhalb der allgemeinmenschlichen Sphäre,) macht die ideale Form einer Sprache aus, in Rücksicht auf welche die mit dem Denken zusammenfallende Sprach-

---

„verborgen". Gleich darauf aber heisst es: „Ohne über die Priorität „der einen oder andern" (nemlich des Geistes oder der Sprache) „entscheiden wollen" — wurden sie nicht eben als koordinirt bezeichnet!? — „müssen wir als das reale Erklärungsprinzip und als „den wahren Bestimmungsgrund"— wessen? der Einheit der Geisteseigenthümlichkeit und der Sprachgestaltung? nein — „der Sprach„verschiedenheit die geistige Kraft der Nationen ansehen, „weil sie allein selbstsändig vor uns steht, die Sprache da„gegen nur an ihr haftet". Wie kommt der Verf. hier plötzlich auf die Sprachverschiedenheit und deren Erklärungsgrund? War nicht eben von der Quelle die Rede, aus der so Geist wie Sprache einer Nation entspringt? Und dann ist es doch wohl nicht die „geistige Kraft der Nationen", sondern die Verschiedenheit derselben, welche die Sprachverschiedenheit hervorruft, folglich diese geistige Kraft selbst die Quelle der Sprache. Da haben wir ja also eine deutliche Bestimmung jener „unerklärlichen" Quelle; und wenn die Sprache aus ihr entspringt, so auch die andre Seite, nemlich der Geist. Also die Quelle, in welcher so Geist wie Sprache zusammen kommen, ist die geistige Kraft der Nationen. — Sind wir aber damit gefördert? Nein, denn geistige Kraft ist doch wohl nicht noch etwas Anderes als der Geist selbst, der ja eben nur Kraft ist. — Fragen wir uns also jetzt aufrichtig, ob wir durch diese Erläuterung wirklich ein positives Resultat gewonnen, so müssen wir es durchaus verneinen; denn abgesehen von dem doppelten Widerspruch, in den der Verf. verfällt, indem er einerseits jene Quelle zuerst als „unerklärlich" bezeichnet, während sie nachher „allein selbstständig vor uns stehen" soll, andrerseits die Sprache und den Geist als koordinirt darstellt, während er gleich darauf sagt, jene „hafte nur" an diesem, so können wir uns auch nicht verhehlen, dass die ganze Erklärung in einem Cirkel wieder in ihren Anfang zurückkehrt, und also im Grunde Nichts erklären kann. — Was ist nun aber das wahre Verhältniss? Auch hier dürfen wir nur

kraft nur als Stoff zu betrachten ist. Diese ideale Form hat übrigens die Sprache mit allen Bethätigungsformen der Nationalität gemein, denn sie ist im weitesten Sinne genommen Eins mit dem Nationalcharakter. „Grade die Sprache, der Mit„telpunkt, in welchem sich die verschiedensten Individualitäten

---

Das, was der Verf. streng auseinanderhält, als Momente in eine höhere Einheit zusammenfassen, um die ganze Wahrheit zu erhalten. Die Wahrheit aber ist, dass der Geist selber nicht etwa blos die Quelle — wenn man unter dieser Anschauung nur den Ausgangspunkt der Strömung, und nicht vielmehr diese selbst als selbstständiges Hervorquellen versteht —, sondern das innere Wesen der Sprache ist, letztere daher eine bestimmte Bethätigungsform jenes, aber auch nur eine. Denn die Geschichte, die Kunst, die Religion sind sämmtlich Bethätigungsweisen des Geistes und in dieser Beziehung der Sprache durchaus koordinirt. Man versuche es z. B., eine von diesen Sphären, etwa die Kunst, überall statt des Begriffs der Sprache in die Gedankenentwicklung des Verf.'s einzuschieben, und man wird finden, dass der Sinn ein ganz analoger bleibt. Hier kommt es aber grade auf die spezielle Beziehung der Sprache zum Geiste an, wodurch sich diese gegen die andern Sphären abgrenzt. Auch die Bestimmung des Geistes als Intellektualität ist, obwohl schon näher begrenzt, doch noch zu allgemein. Auch in der Geschichte ist Intellektualität, auch in der Religion, auch in der Kunst. So fasst es auch der Verf. selbst, wie folgende Stelle beweis't: „Zwischen dem „Sprachbau und dem Gelingen aller andern Arten intellek„tueller Thätigkeit beruht ein unläugbarer Zusammenhang" (S. 35). Intellektualität setzt alle diese Sphären nur in einen Gegensatz zum Geist der Natur, aber nicht zu einander. Abgesehen von dieser Unbestimmtheit, müssen wir nun fragen, wie es sich mit dem Satze des Verf.'s verhält, dass „Intellektualität und Sprache „auseinander abzuleiten" seien, „wenn die eine gegeben ist"? Es liegen hierin zwei Fragen: 1. Wenn wir die Sprache eines Volks kennen, können wir aus ihr den Geist desselben ableiten? — 2. Wenn wir den Geist eines Volkes kennen, können wir daraus die Sprache ableiten? — Gehen wir von der natürlichen Voraussetzung aus, dass hier Sprache in beiden Fällen in demselben Sinne zu nehmen sei, so sind beide Fragen zu

„vereinigen, steht mit dem Charakter in der engsten und regsten „Wechselwirkung"... — S. 15. „Sie gestaltet sich anders in einem „Volke, das gern die Wege abgezogenen Nachdenkens verfolgt, und „in Nationen, die des vermittelnden Verständnisses hauptsächlich zu „äusserem Treiben bedürfen". — S. 25 vergl. S. 207. So ist „die

---

verneinen; und zwar die erste darum, weil zur wahrhaften, vollständigen Erkenntniss des Geistes eines Volks nicht blos eine Sphäre, sondern sämmtliche Sphären seiner Bethätigung erkannt sein wollen. Sodann ist klar, dass der Verf. in der ersten Frage den Begriff der Sprache nicht sowohl ihrer formalen und materialen Entwicklung, als vielmehr ihrem realen Inhalt nach, gegen den sie selbst Form ist, kurz als Literatur, fasst. In dieser spiegelt sich allerdings, aber nur desshalb, weil darin die andern Sphären mitenthalten sind, der Geist eines Volkes ab; abstrahiren wir von diesen andern, so dass wir nur den organischen Bau der Sprache selbst berücksichtigen, so können wir nur eine Seite jenes Geistes erkennen, nemlich die theoretische, die Art und Weise der Anschauung u. s. f., nicht die praktische der Neigungen, der Bestrebungen, der Willenskraft u. s. f. Soll aber hier Sprache im Sinne von Literatur gefasst werden, worin — etwa die Kunstdenkmäler ausgenommen, die jedoch auch als beschriebene miteingerechnet werden können — dann aber die andern Sphären gleichen Antheil an der Bestimmung des Nationalgeistes haben, so steht diese Auffassung der zweiten Frage vollkommen entgegen. Denn nicht nur kann die Literatur in keiner Weise aus dem Geiste abgeleitet werden, sondern nicht einmal die materiale, und fast möchten wir hinzusetzen: auch nicht die formale Seite der Sprache. Denn soll die Voraussetzung der zweiten Frage einen Sinn haben, so können hier unter Geist doch nur die übrigen Bethätigungsweisen desselben verstanden werden ausser der Sprache, also Geschichte, Kunst, Religion. Oder wie sollte sonst der Geist als gegeben betrachtet werden? Dadurch aber werden wir entweder wieder auf die Literatur zurückgeführt, d. h. auf deren Inhalt, was abermals ein Kreis wäre, oder aber es müsste die Behauptung aufgestellt werden, man könne eine Sprache, gleichviel in welchem Sinne, aus der Geschichte, der Kunst und sonstwoher ableiten.— Aus dem Standpunkt des Verf.'s betrachtet, zeigt sich diese Bestimmung in noch grösserer Verwicklung. Denn er sagt, von der Geschichte u. s. f. ganz absehend: „Geist und

„Sprache gleichsam die äusserliche Erscheinung des Geistes der „Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache. Allein „wie sie in einer und ebenderselben, unserm Begreifen unzu- „gänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen". — S. 37.

§. 13. Verschiedenheit der Sprachen. Form und Stoff der besondern Sprachen.

89. Die Entwicklung der Geisteskraft eines Volks steht also mit der seiner Sprache in einem direkten Verhältniss, und zwar müssen die Sprachen als die „erste nothwendige Stufe" erkannt werden, „von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche „Richtung zu verfolgen im Stande sind." — S. 36. „Für das Erklä- „rungsprinzip der Sprache ist es daher wichtig, als den festen Punkt „der ganzen geistigen Gestaltung den Satz anzunehmen, dass der „Bau der Sprachen im Menschengeschlecht darum und insofern ver- „schieden ist, weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Na-

---

„Sprache sind identisch" und: „die Sprache ist die äussere Erschei- „nung des Geistes". Gut, wäre also der Geist gegeben — wie, gegeben? in welcher Form, wie erscheinend? Der Verf. antwortet: „in „der Sprache". Wohl, aber diese soll ja grade erklärt werden. Heisst also, die Sprache aus dem Geiste erklären, nicht: die Sprache aus der Sprache erklären?

Zusatz zu § 13. 89. Was den ersten Satz dieses § betrifft, so ist „darin der Ausdruck, dass die „Sprachen die erste nothwendige „Stufe sind, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche „Richtung zu verfolgen im Stande sind", genauer zu bestimmen, und zu fragen: Was ist hier unter „höherer menschlicher Richtung" zu verstehen? Geht ihr eine niedere vorher, oder soll nur das Prädikat „höher" durch den Zusatz „menschlich", im Gegensatz zu natürlich, näher bezeichnet werden, so dass sie dasselbe besagen? Diese Unterscheidung ist wesentlich, wie wir sogleich sehen werden. Ist nemlich das Erstere der Fall, so würde damit eine historische Zeit menschlicher Entwicklung gesetzt sein, in welcher überhaupt Sprache

„tionen selbst ist". Es kommt nun aber auf die nähere Bestimmung, auf „die Art" dieser Verschiedenheit an. — Bei vielen der ältesten Völker kann jedoch die Sprache nicht aus ihrer Geisteseigenthümlichkeit erklärt werden, weil wir von ihnen Nichts als die Sprache kennen, z. B. das *Zend*. Vielmehr, da „unter allen Aeusserun-„gen, an welchen Geist und Charakter erkennbar sind, die Sprache „die allein geeignete ist, beide bis in ihre geheimsten Gänge und „Falten darzulegen", so ist man genöthigt, wenn man „die Spra-„chen als einen Erklärungsgrund der successiven geistigen Ent-

---

noch gar nicht existirte. Dies aber will offenbar der Verf. nicht behaupten, abgesehen davon, dass dann nachzuweisen wäre, wie die Menschen zu dieser höhern Stufe gelangt seien. Im andern Falle hätten wir zunächst ein Komma zwischen den beiden Prädikaten gewünscht. Sodann liegt auch darin ein Widerspruch mit der früheren Behauptung des Verf.'s, dass der Anfang der Menschenentwicklung eine Art vegetativen Lebens sei (S. 24). Denn nach seiner Vorstellung hat die Entwicklung des Menschengeschlechts ein doppeltes Moment, „ein vegetatives und sich auf gegebener Bahn gewisser-„massen mechanisch fortbewegendes Leben" und dann eine durch das innere, „unberechenbare Lebensprinzip", welches auf dies „ve-„getative Leben" einwirkt und auch Prinzip der Sprache ist, bedingte Erhebung über diese mechanische Fortbildung (vergl. § 5 und Zusatz). Jenes aber, insofern diese Kraft darauf einwirken kann, ist offenbar das Frühere, Gegebene, m. a. W: der Anfang der menschlichen Existenz überhaupt, folglich auch der Spracherzeugung, weil diese die erste Stufe der menschlichen Existenz ist. Daher sagt der Verf. auch S. 29: „In dem, gleichsam vegetativen Dasein des Men-„schen auf dem Erdboden treibt die Hülfsbedürftigkeit des Ein-„zelnen zur Verbindung mit Andern und fordert zur Möglichkeit gemein-„schaftlicher Unternehmungen das Verständniss durch Sprache". Hier wird also die Sprache nicht als die erste Stufe der höhern menschlichen Existenz betrachtet, sondern als der Anfang der menschlichen Existenz überhaupt. Dann aber wäre die Sprache auch kein Produkt des urplötzlich wirkenden Lebensprinzips, was doch der Verf. überall behauptet, vielmehr umgekehrt wäre, wie er a. a. O. selbst sagt, „die „geistige Ausbildung nur durch die letztere möglich", setzte also diese

„wicklung betrachtet, dieselben zwar als durch die intellektuelle „Eigenthümlichkeit entstanden anzusehen, allein die Art dieser Ei- „genthümlichkeit bei jeder einzelnen in ihrem Baue aufzusuchen." — S. 38. Obwohl nun zwar alle Sprachen, sowohl die „wahrhaft „ursprüngliche Sprache in ihrer primitiven Bildung, als auch die „späteren in ihren sekundären Bildungen, uns grade in dem Punkte „ihrer eigentlichen Erzeugung unerklärbar sind", so fordert doch die Erklärung der Art der Sprachverschiedenheit dazu auf, „die „Sprache nicht sowohl wie ein todtes Erzeugtes, sondern weit

---

schon voraus. Was wollen wir hiermit beweisen? Nur dies, dass der Unterschied zwischen vegetativem Leben und höherer menschlicher Existenz überhaupt ein unwahrer ist, und folglich auch alle graduellen Verschiedenheiten, sofern sie an einem „Ideal" abgemessen werden, auf Widersprüche führen müssen. — In der Behauptung, dass „unter allen Aeusserungen, an welchen Geist und Charakter „erkennbar sind, die Sprache die allein geeignete ist, beide bis in „ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen", verwechselt der Verf. offenbar abermals die Sprache mit der Literatur, welche letztere — wenn wir, wie schon erwähnt, die Kunstdenkmäler abrechnen — insofern sie Geschichte, Religion u. s. f. in sich begreift, allerdings ein vollständiges Bild des Nationalcharakters gewähren kann. Dies aber vermag die Sprache als solche, d. h. ihrer materiellen und ideellen, resp. lexikalischen und grammatikalischen Gestaltung nach, keineswegs, am allerwenigsten ist sie dazu „allein geeignet". — Was nun die Art der Sprachverschiedenheit und ihre Erklärung betrifft, so verfällt der Verf. auch hier in einen Widerspruch, den wir im Texte selbst nicht vermeiden konnten. Man soll, fordert er, „bei der „Untersuchung, auf ihren mit der innern Geistesthätigkeit enge ver „webten Ursprung" zurückgehen, sie wie „eine Erzeugung" betrachten. Wie aber ist dies möglich, wenn seine Behauptung richtig ist, dass alle Sprachbildung, sowohl die primitive als sekundäre, „grade in dem Punkte ihrer eigentlichen Erzeugung unerklärbar" ist? — Wenn, wie er anderwärts behauptet (S. 32), wir weder „aus „Erfahrung eine solche Sprachschöpfung kennen", noch „sich sonst „uns irgendwo eine Analogie zu ihrer Beurtheilung darbietet"? — Wenn „alles Werden" (S. 33) „in der Natur, vorzüglich aber das

„mehr wie eine **Erzeugung** anzusehen, mehr von Demjenigen zu „abstrahiren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und zur „Vermittlung des Verständnisses wirkt, und dagegen sorgfältiger auf „ihren mit der innern Geistesthätigkeit eng verwebten Ursprung und „ihren gegenseitigen Einfluss darauf zurückzugehen." — S. 39.

90. Dieser Standpunkt, von welchem aus die Sprache als eine **Erzeugung** gefasst wird, erfordert zur Erklärung der **Art** der **Sprachverschiedenheit** die „**Idee der Sprachvollendung**", in Rücksicht auf welche die konkrete Nationalsprache als graduell

---

„organische und lebendige, sich unsrer Beobachtung entzieht"? — Man wird unwillkürlich zu der Vermuthung gedrängt, hinter diesem Widerspruch müsse noch etwas Tieferes verborgen sein, da er zu augenscheinlich sei, als dass er dem feinen Takte des Verf.'s so leicht hätte entgehen können. Und so ist es. Die Ursache liegt darin, dass der Verf. an der einen Stelle den Begriff der Erzeugung im Sinne einer einmaligen Schöpfung nimmt, an der andern in dem einer kontinuirlichen Entwicklung, d. h. im wahren Sinne. Aber diese Verwechslung ist eine unbewusste, und darin beruht der Fehler, der den Widerspruch als einen wirklichen, nicht als einen blos scheinbaren darstellt. Uebrigens ist dies ein zu wesentlicher Punkt, als dass wir ihn nicht näher betrachten müssten; er ist um so interessanter, als sich hierin grade der Sprung des Verf.'s aus dem Standpunkt der räsonnirenden Grammatik zur Spekulation am klarsten aufzeigen lässt. Er sagt also: „Alles Werden entzieht sich uns„rer **Beobachtung**". Gut, aber auch unserm **Begreifen**? Die äussere Wahrnehmung kennt allerdings nur den **Unterschied** von Sein und Nichtsein, nicht ihre **Einheit**, sie weiss nur von Gewordenem, Nichts von Werdendem. Aber ist Dasselbe mit der begreifenden Erkenntniss der Fall? Unser Verf. sagt: „Wie genau wir die „vorbereitenden Zustände erforschen mögen, so befindet sich zwi„schen dem letzten und der Erscheinung immer eine Kluft, welche „das Etwas vom Sein trennt; und ebenso ist es beim Moment des „Aufhörens. Alles **Begreifen** des Menschen liegt nur in der Mitte „von beiden". Dieser Schluss ist auffallend, in ihm spiegelt sich der Kampf des richtigen philosophischen Instinkts mit der verständigen Reflexion deutlich ab. Denn er zeugt grade gegen seine Prä-

bestimmbar sich darstellt. „Die wahre Definition der Sprache kann „mithin nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig „wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulirten Laut „zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen". — S. 41. Dies ist ihr letzter Zweck, der aber in grösserem oder geringerem Maasse erreicht werden kann. — Vergl. § 6. Das Verhältniss der einzelnen Sprache nun zu den übrigen Sprachen in Rücksicht auf die relative Vollendung ihres Baues heisst die Form der Sprache. Insofern aber „diese Arbeit des Geistes" der Un-

---

cedenz. Liegt das Begreifen in der Mitte von Sein und Etwas, in jener „Kluft", wodurch sie getrennt werden, so befindet es sich ja grade in dem Uebergange des einen zum andern, und folglich ist dieser Uebergang selbst im Begreifen; mit andern Worten: das Werden selbst ist ein Begreifbares. Oder thun wir dem Verf. Unrecht, und will er nun sagen, das Begreifen liege nicht in beiden, sofern sie kontinuirlich zusammenhangen, sondern ausser diesem Zusammenhange; oder: wir begreifen nur, dass Etwas oder dass Nichts sei, nicht aber, was es sei, und wie es werde? Dies wäre im Grunde jedoch noch unphilosophischer. Gleichviel; Das wenigstens wird man zugeben, dass das Werden selbst keine Kluft zwischen dem Sein und Nichts ist, vielmehr die Einheit beider, als seiner Momente. Indem wir diesen alten Satz aussprechen, geben wir aber eben den Begriff des Werdens selbst. Wie kann also behauptet werden, es sei unbegreiflich, wenn man mit dieser Unbegreiflichkeit nicht etwa die Unmöglichkeit einer handgreiflichen, d. h. sinnlichen Erkenntniss bezeichnen will. — Wenden wir nunmehr das bisher Gesagte auf die Spracherzeugung an, so erscheint der Gegensatz zwischen Sein und Nichts hier als der Dualismus zwischen der Aktivität und Passivität des Geistes. Die Wahrheit aber ist, dass der Geist weder blos aktiv noch blos passiv sein kann, sondern vielmehr immer das Eine nur durch das Andere und nur im Andern. So enthält er ebenfalls die Identität dieser Gegensätze, welche er in jeder seiner Bethätigunsweisen stets zur Erscheinung bringt. Sagt doch der Verf. selbst von der Sprache, sie sei „von der Seele ebenso „unabhängig als abhängig und zwar nur insofern das Eine „als das Andre" (vergl. No. 86). Kann man die Identität der Ge-

tersuchung unterworfen wird, erscheint die Sprache als ein „Ver-„fahren, das durch bestimmte Mittel zu bestimmten Zwecken „vorschreitet". — „Diese Arbeit des Geistes wirkt auf konst nte und „gleichförmige Weise und hat zum Zweck das Verständniss". In dieser Beziehung ist die „Form der Sprache" eben als dies „Beständige und Gleichförmige, so vollständig als möglich in „seinem Zusammenhange aufgefasst und systematisch dargestellt", zu betrachten. — S. 42. Begreifen wir endlich die Form in dieser Doppelseitigkeit ihres Begriffs, d. h. in jener innern und in die-

---

gensätze kräftiger ausdrücken? So wird er also von dem verständigen Gegensatz im Begriff der Spracherzeugung, wodurch er letztere als einmalige Sprachschöpfung fasst, gleichsam wider Willen in den Widerspruch mit sich selbst hineingetrieben, indem der in ihm lodernde Funke des philosophischen Genies alle Schranken angewöhnter Reflexion mit Gewalt durchbricht, und ihn zwingt, nunmehr grade Das, was er früher für unerklärlich hielt, zum eigentlichen Gegenstand seiner speziellen Untersuchung zu machen.

so. Der Verf. wird nunmehr auf jene „Idee der Sprachvollendung" geführt, welche wir schon oben (§ 6. Zusatz und Einleitung) ausführlich betrachtet haben. Dass er diese „Idee" als ein Ideal fasst, erklärt sich aus dem Umstande, dass er den Begriff der Erzeugung an sich für einen unerklärlichen darstellte, und deshalb nicht sowohl auf das Prinzip, als auf den Zweck derselben reflektiren konnte, den er eben dahin bestimmte, dass jede Sprache als „ein „Streben" zu betrachten sei, „der Idee der Sprachvollendung Da-„sein in der Wirklichkeit zu geben". Desshalb eben ist jenes Ideal als ein blosses Postulat anzusehen, welches der Verf. zur Erörterung der „Art der Sprachverschiedenheit" braucht. Indess musste ihm dies Postulat nicht geringe Schwierigkeiten für den Fortgang seiner Untersuchung bereiten, z. B. durch die „Menge von „Einzelheiten in Wörtern, Regeln, Analogien und Ausnahmen aller „Art", welche sich nach blos graduellen Unterschieden keineswegs genügend bestimmen lassen, vielmehr, „der schon in sie gebrachten „Anordnung ungeachtet, doch noch als verwirrendes Chaos erschei-„nen", und sich „schwer mit der Einheit des Bildes der mensch-„lichen Geisteskraft in beurtheilende Vergleichung bringen" lassen;

ser äussern Beziehung, als Einheit der beiden für sich entwickelten Seiten, so ist damit die Definition des Charakters der Sprache gegeben. Die charakteristische Form der Sprache einer Nation verhält sich zur Sprachfähigkeit überhaupt, wie die charakteristische Gesichtsbildung derselben zu der allgemeinen Form der menschlichen Physiognomie; „sie hängt an jedem einzelnen Elemente und „drückt ihm ihr besonderes nationelles Gepräge auf". — S. 43. Dadurch gewinnt die Sprache eine bestimmte Individualität. Ganz davon verschieden ist die grammatische Form einer Sprache; vielmehr

---

was doch nöthig ist, wenn man jeder besondern Sprache die ihr „nach ihrem Verhältniss zur Geisteskraft der Nationen gebührende „Stelle in dem allgemeinen Geschäft der Spracherzeugung" bestimmen will. „Erst durch dies Zusammenziehen der zerstreuten „Züge in das Bild eines organischen Ganzen gewinnt man eine „Handhabe, an der man die Einzelheiten festzuhalten vermag". Diese Bestimmung der besondern Sprache rücksichtlich ihres Verhältnisses zu dem allgemeinen Geschäft der Spracherzeugung ist nun die Form der Sprache. Ist aber — fragen wir — die Bestimmung dieser Form möglich, wenn das von derselben vorausgesetzte Sprachideal nicht zuvor bestimmt ist, d. h. solange es noch als abstraktes Postulat und letzter Zweck gelten soll? Verfällt der Verf. hier nicht in jenen von ihm selbst (S. 6) gerügten Fehler, „ein System der Zwecke „oder bis in's Unendliche gehenden Vervollkommnung auf„zustellen", was, wie er ausdrücklich behauptet, so wenig „seine „Absicht sei, dass er sich vielmehr auf ganz verschiedenem Wege „befinde" — ? — Was den Begriff der Form betrifft, den der Verf. mit Recht in ganz anderem Sinne nimmt, als es gewöhnlich geschieht, so ist sie eigentlich nur die bestimmte, und durch die Einheit der Nationalität konstante Weise, in welcher die besondre Sprache trotz aller speziellen Verschiedenheit zur organischen Erscheinung kommt. Sie ist das — stets im Werden begriffene — Resultat der Arbeit eines besondern Nationalgeistes. Hier ist nun aber die Frage, ob „diese Arbeit des Geistes" der Untersuchung unterworfen werden kann; und wenn der Verf. den echt aristotelischen Gedanken ausspricht, dass „das Dasein des Geistes überhaupt nur in Thätigkeit und als solche sich denken lässt", so sagt er doch an einer an-

enthält der die Sprache zu einem Individuum stempelnde Charakter die grammatische Form zwar in sich, „dehnt sich aber weit über „die Regeln der Redefügung und selbst über die der Wort„bildung hinaus", umfasst also Grammatik und Lexikon in gleicher Weise, und zwar so, dass diese beiden in eine Einheit zusammenfallen. - S. 44 u. 45.

91. Diese Form der Sprachen giebt nothwendigerweise auch den letzten Bestimmungsgrund für die Verschiedenheit derselben ab. Wie diese nun die Einheit, so setzt die Form den Stoff voraus;

---

dern Stelle (S. 32), dass „wir die Sprachen wohl in ihre Bestand„theile zu zerlegen verstehen", nichtsdestoweniger sie „uns aber „grade in dem Punkte ihrer eigentlichen Erzeugung unerklärbar" seien. Ist nun aber diese „Erzeugung" etwas Anderes, als jene „Arbeit desGeistes"? — Unmöglich. Wie aber können wir uns dann aus diesem unaufgelös'ten Gegensatz der „Unbegreiflichkeit des Werdens" und der Forderung der „Erforschung des Ursprungs" herausfinden? Der Verf. sagt eigentlich: Zwar habe ich keinen Begriff davon, was das Wesen der Erzeugung, überhaupt alles Werdens sei, ich bin der festen Ueberzeugung, dass dieser Begriff unmöglich ist, nichtsdestoweniger will ich mich darauf einlassen, die Erzeugung d. h. das Werden der Sprache zu untersuchen. In diesen Widerspruch ist der Verf. nur aus der Ursache hineingerathen, weil er den Begriff der Form — eine Idee, die ebenso wahr als neu ist und die später im § XX als „Charakter der Sprachen", aber hier in konkreterem Sinne, gefasst wird — nur in seiner Besonderheit betrachtet. Dadurch kommt in die Definition desselben eine Lüke (vergl. No. 22). Statt nemlich zuerst diesen Begriff (vergl. No. 80) als den einer allgemeinen Form, wie sie die Sprache selbst als Bethätigungsweise des absoluten Menschengeistes ist, zu fassen — ein Begriff, der sich dann erst und zwar dadurch, dass er selbst zum Stoff gemacht wird, in die Formendifferenz der Nationalsprachen gliedert — und endlich von dieser Besonderheit der Formen, als dem Bestimmungsgrunde der Sprachverschiedenheit, auf die individuelle Verwirklichungsweise der besondern Sprachform (durch abermalige Herabsetzung dieser zum blossen Stoff) im Sprechen, das so zugleich die höchste Realisationsform des absoluten Sprachgeistes selbst ist,

und wie die Form eine Sprache in ein graduelles Verhältniss zum allgemeinen Sprachideal und damit auch zu allen andern Sprachen, so stellt der Stoff sie in ein Verhältniss zur allgemeinen Sprachfähigkeit. Diese nemlich, als selber in sich die beiden Momente der Form und des Stoffs, nemlich das Artikulationsvermögen als Form der Denkkraft, enthaltend, giebt als deren Einheit den Stoff für die besondre Sprachbildung her; welche ihrerseits, sofern sie realisirt wird, die geistige Individualität der Nation zur

---

überzugehen, überspringt er die erste Phase der Entwicklung ganz, indem er mit der Verschiedenheit der Sprachen, also mit der Formendifferenz, beginnt und diese zu definiren sucht, ehe er den allgemeinen Begriff der Form selbst bestimmt hat. Diese Bestimmung des allgemeinen Begriffs der Sprachform scheint mir hier ebenso wesentlich, als es die Bestimmung der allgemeinen Form der menschlichen Physiognomie wäre, wollte man sich in eine Untersuchung der charakteristischen Gesichtsbildung des Nationaltypus einlassen. Dadurch aber, dass diese allgemeine Bestimmung fehlt, kommt in die Definition der besondern Form eine Lüke, die der Verf. erst später entdeckt und dadurch auszufüllen sucht, dass er sagt: „Die Formen mehrerer Sprachen können in einer noch allge„meinern Form zusammenkommen, und die Formen aller thun „dies in der That, insofern man überall blos (!) vom Allgemeinsten „ausgeht" u. s. f. (S. 47; cf. No. 22.). Im Gegentheil: „die Formen „mehrerer Sprachen kommen" nicht „in einer allgemeineren zu„sammen", sondern vielmehr umgekehrt: sie entstehen aus ihr, kommen aus ihr als verschiedene heraus. Das ist für die Bestimmung des Begriffs wesentlich zu unterscheiden. Denn nach der Ansicht des Verf.'s wäre die „allgemeinere Form" nur eine durch die Negation der speziellen Unterschiede der besonderen Formen gewonnene Abstraktion, die also nicht als konkretes Prinzip und wahrhafte Quelle der Sprachverschiedenheit betrachtet werden könnte.

91. Der Begriff des Stoffs, welcher mit dem der Form, als nothwendiges Correlat desselben, gegeben ist, ist dem Verf., wie es scheint, unbequem. Denn er sagt: „Der Form steht freilich (!)" — das klingt beinahe wie: leider — „ein Stoff gegenüber". Was ist nun dieser Stoff? Welches Moment macht er in der nationalen Sprach-

Form erhält. Hieraus leuchtet denn auch ein, dass diese Form — und nicht jener Stoff, welcher „über die Gränzen der besondern „Sprache hinausliegt" — als das eigentliche Kriterium für die Bestimmung der verwandtschaftlichen Verhältnisse der Sprachen unter einander anzusehen ist, oder: „die Form entschei„det allein, zu welcher andern eine Sprache, als stammverwandte, ge„hört".—S.47. Diese doppelte Bestimmung der Form, als Kriterium der Verschiedenheit und der Verwandtschaft, oder, wie es oben

---

bildung aus? Lässt sich nicht schon im Voraus vermuthen, dass, da die Verschiedenheit der Sprachen hauptsächlich in ihrer Form beruht, ihre Einheit vorzugsweise in dem beruhen muss, was diese Form enthält, in dem Stoff? Wenn der Verf. diese Frage bejaht, so ist damit der Beweis gegeben, dass wir auch in seinem Sinne Recht hatten, die allgemeine Sprachfähigkeit, resp. Artikulationskraft, als Stoff für die besondre Sprachbildung zu bezeichnen (vgl. No. 80). Er sagt aber: „Um den Stoff der Sprachform zu finden, muss man „über die Grenzen der Sprache hinausgehn. Innerhalb der„selben lässt sich nur beziehungsweise Etwas gegen etwas Anderes „als Stoff betrachten, z. B. die Grundwörter in Beziehung auf die „Deklination. In anderen Beziehungen aber wird, was hier Stoff „ist, wieder als Form erkannt . . . . Absolut betrachtet, kann „es innerhalb der Sprache keinen ungeformten Stoff geben, da alles „in ihr auf einen bestimmten Zweck, den Gedankenausdruck, gerich„tet ist, und diese Arbeit schon bei ihrem ersten Element, dem arti„kulirten Laute beginnt, der ja eben durch Formung zum artikulirten „wird. Der wirkliche Stoff der Sprache ist auf der einen Seite „der Laut überhaupt, auf der andern die Gesammtheit der „sinnlichen Eindrücke und selbstthätigen Geistesbewe„gungen, welche der Bildung des Begriffs mit Hülfe der Sprache „vorausgehen". — Ganz vortrefflich. — Aber zugleich liegt in dieser ganzen, klaren Darlegung des eigentlichen Verhältnisses die Nothwendigkeit ausgesprochen, dass man durch die Reflexion auf den Gegensatz zwischen Form und Stoff in der besondern Sprache sofort, wie der Verf. sagt, „über die Grenzen der (besondern) Sprache „hinausgewiesen" wird. Und selbst hier ist man doch noch nicht zum Ende der eigentlichen Bestimmung dieses Verhältnisses gekom-

bezeichnet wurde, die Form als das Verhältniss der einzelnen Sprache zu den übrigen und als die konstante Gleichförmigkeit innerhalb der besondern Spracherzeugung, — ein Verhältniss, welches sich bei der Stammverwandtschaft als Gleichförmigkeit in der Verschiedenheit, und als Verschiedenheit in der Gleichförmigkeit darstellt — macht, wie schon erwähnt, den Charakter der Sprachen aus, auf dessen nähere Bestimmung wir jetzt übergehen.

---

men. Denn jene beiden Momente, die der Verf. nur als zwei Seiten des Stoffs unterscheidet: der Laut überhaupt und die Gesammtheit der sinnlichen Eindrücke und selbstthätigen Geistesbewegungen, verhalten sich abermals in einem höhern Sinne als Form und Stoff (vergl. No. 80 und 81. Zusatz). — Aber alle diese Bestimmungen hätten eigentlich der ganzen Entwicklung über die Sprachverschiedenheit vorangehen, nicht ihr folgen sollen. Der Verf. hätte sich mit andern Worten nicht von dem Begriffe Zwang anthun lassen sollen, indem er jetzt seine eigne Schranken wider Willen durchbrechen muss, sondern er hätte die Initiative ergreifen und gleich anfangs in so echt spekulativer Weise wie hier verfahren sollen, wodurch er sich manchen Widerspruch erspart hätte. — Die Relativität des Begriffs der „Form" in der Sprache ist übrigens ein tiefer Gedanke, wenn er hier auch noch nicht bis zu seiner Quelle zurück- und von da hinab durch alle Glieder verfolgt wird. Dass der Verf. hiezu nicht kommt, ist eigentlich auffallend, da er doch auch den Gedanken ausspricht, „die Form könne ihrerseits wie„der zum Stoff werden." Es ist dies also ein Punkt, wo wir ihn wieder nahe an der Grenze der Spekulation erblicken, da es nur ein Schritt von der Relativität der Form bis zur Idee der absoluten Sprachform ist; ja er bezeichnet sogar schon einige Momente der letztern, die er aber nicht als absolute, sondern als allgemeine fasst, und deshalb noch für etwas Schlechtes („blos [!] allgemeine") hält; vergl. No. 90. So sagt er — nicht in begrifflicher, entwickelnder, sondern in populärer, aufzählender Weise —: jenes „Allgemeinste" beruhe in „den Verhältnissen und Beziehungen der zur Bezeichnung „der Begriffe und der zur Redefügung nothwendigen Vorstellungen, „in der Gleichheit der Lautorgane, deren Umfang und Natur nur eine

§. 14. Charakter der Sprachen.

92. Dieser ist nach der Doppelseitigkeit der in ihm zur Einheit kommenden Form einer zwiefachen Bestimmung fähig, so aber, dass in beiden Fällen der Bestimmungsgrund die Idee der Sprachvollendung bleibt. Insofern nun die eine Bestimmung darin besteht, einer Sprache die ihr gehörende Stellung zu der Sprachvollendungsidee so wie auch folglich zu allen übrigen Sprachen anzuweisen, giebt sie den Begriff des äussern Charakters, welcher die Sprachen nach der „Reinheit ihres Bildungsprinzips" unterscheidet; insofern die andre Bestimmung auf das innere Wesen der Sprache selbst, als in jene Schranken des äussern Charakters eingeschlossene Individualität, geht, giebt sie den Begriff des innern Charakters, bei dem nicht mehr auf die Unterscheidung

---

„bestimmte Zahl artikulirter Laute zulässt, in den Beziehungen end„lich, welche zwischen einzelnen Consonanten- und Vokallauten und „zwischen gewissen sinnlichen Eindrücken obwalten, woraus denn „Gleichheit der Bezeichnung, ohne Stammverwandtschaft, entspringt." Dies sind jedoch Einzelheiten, die nur beispielsweise angeführt den Begriff nicht erschöpfen können.

Zusatz zu § 14: 92—93. Ich habe mich in diesem ganzen § deshalb fast aussschliesslich auf blosses Referiren beschränken müssen, weil die ganze Auffassung des Charakters, wie sie hier vom Standpunkt des Verf's. aus erörtert worden ist, von der Voraussetzung der Sprachvollendungsidee ausgeht, über die, als Bestimmungsgrund der Verschiedenheit, ich mich schon oben (siehe § 6, besonders Zusatz) hinlänglich ausgesprochen. Geben wir diese Voraussetzung als gerechtfertigt zu, so erklärt sich das Uebrige leicht. Was die sonstigen Bemerkungen betrifft, die, obwohl einzeln aus §§ XIX - XXI des Werks entnommen, doch in ihrem innern Zusammenhange dargestellt worden sind, so musste auch hier das Speziellere ausgeschlossen werden, theils, weil es uns mehr um die allgemeinen philosophischen Ansichten des Verf.'s ankommt, theils weil dieser Gegenstand schon in der Einleitung (No. 53-67) ausführlich behandelt

gegen andre Sprachen, sondern nur auf den spezifischen Grad der Sprache selbst in Bezug auf die Idee der Sprachvollendung reflektirt wird (vergl. Einleit. No. 54-56).

93. Der äussere Charakter beruht daher hauptsächlich auf der Flexionsmethode einer Sprache, weil sich in dieser die Reinheit ihres Bildungsprinzips am deutlichsten zeigt. — S. 187. „Es kann daher hier nur die Frage sein, in welchen Sprachen diese „Methode" (vergl. § 6, No. 75) „ am konsequentesten, vollständig-„sten und freisten bewahrt ist. Den Gipfel hierin mag keine wirk-„liche Sprache erreicht haben". — S. 188. Auf einzelne Vorzüge der Sprachen kommt es hierbei nicht an. „Denn der wahre Vor-„zug einer Sprache ist nur der, sich aus einem Prinzip und in einer „Freiheit zu entwickeln, die es ihr möglich machen, alle intellek-„tuelle Vermögen des Menschen in reger Thätigkeit zu erhalten, „ihnen zum genügenden Organ zu dienen und durch die sinnliche „Fülle und geistige Gesetzmässigkeit, welche sie bewahrt, ewig „anregend auf sie einzuwirken. In dieser formalen Beschaf-„fenheit liegt Alles, was sich wohlthätig für den Geist aus der

---

worden ist. Wie ungenügend übrigens ein Maasstab wie die „Idee der Sprachvollendung" für die tiefere Vergleichung der Sprachen und für ihre individuelle Bestimmung ist, geht schon daraus hervor, dass der Verf. selbst nicht zur bestimmten Entscheidung darüber gelangt, ob dieses Kriterium nur relative oder aber absolute Geltung habe. Hieher gehört z. B. der Widerspruch zwischen folgenden Sätzen: „In „der Betrachtung der Sprache muss sich eine Form offenbaren, die „unter allen denkbaren am meisten mit den Zwecken der Sprache „übereinstimmt, und man muss die Mängel und Vorzüge der vor-„handenen nach dem Grade beurtheilen können, in welchem sie sich „dieser einen Form nähern" und: „der Charakterunterschied der „Sprachen braucht nicht in absoluten Vorzügen der einen vor „der andern zu bestehen", — ein Widerspruch, auf den wir übri-gens auch schon im Zusatz zu § 6 aufmerksam gemacht haben.

94. Diese ganze Schilderung des „Charakters der Sprachen", von der wir nur einen schwachen Abriss geben konnten, ist grade dasjenige Feld, worin der philosophische Geist des Verf.'s die ganze

„Sprache entwickeln lässt . . . . Diesen formalen Maasstab also „kann man allein an die Sprachen anlegen, wenn man sie unter „eine allgemeine Vergleichung zu bringen versucht". — S. 190. Aber eben deshalb ist mit dieser Bestimmung des formalen Charakters der Sprachen nur ihr unterschiedliches, nicht ihr inneres positives Wesen gegeben. Das ist eben der innere Charakter.

94. Der innere Charakter „beruht in etwas viel Feinerem, „tiefer Verborgenem und der Zergliederung weniger Zugänglichem"... Er ist gleichsam die in der Sprache wohnende „Seele, welche, so „wie wir nur anfangen, ihrer" (der Sprache) „mächtig zu werden, „uns eigenthümlich ergreift". — S. 192. „Wenn man daher „den Charakter der Sprachen von ihrer äussern Form, unter welcher „allein eine bestimmte Sprache gedacht werden kann, absondert, so „besteht er in der Art der Verbindung des Gedankens mit „den Lauten. Er ist in diesem Sinne genommen gleichsam der „Geist, welcher die Sprache wie einen aus ihm herausgebildeten „Körper beseelt". — S. 200. Er ist somit ein nothwendiges Produkt der besondern „Naturanlage, welche man gewöhnlich aus Gemeinschaft der „Abstammung erklärt" und „eine natürliche Folge der

---

Zartheit seines bewundernswürdigen Takts und die ganze Tiefe seines ahnungsreichen Gefühls offenbaren konnte. So gehört denn der § XX seines Werks durch die Fülle und Feinheit an treffenden Bemerkungen über die geistige Individualität der Sprachen zu dem Lehrreichsten und Schönsten, was jemals hierüber geschrieben, ja vielleicht gedacht worden ist. Doch selbst hier macht sich nicht selten der Mangel an Methode recht fühlbar, und wirkt oft um so empfindlicher, als in ihm sich das misslungene Streben offenbart, über die Grenze der spekulativen Intuition hinaus zum vollendeten Bewusstsein des spekulativen Begriffs zu gelangen. Nur eine Stelle ist als Beweis für diese Behauptung in den Text der Kritik aufgenommen werden, um hier näher besprochen zu werden. Der Verf. sagt, es müsse „in der Einheit", in welcher sich der Mensch als Individuum „der Welt gegenüberstelle", ein Zwiefaches unterschieden werden, nemlich die Beschaffenheit der „wirkenden Kraft und die ihrer „Thätigkeit", ein Unterschied, den er durch den Zusatz erläutert:

„fortgesetzten Einwirkung der aus ihr entspringenden geistigen „Eigenthümlichkeit der Nation. Indem diese die allgemei-„nen Bedeutungen der Wörter immer auf dieselbe individuelle „Weise aufnimmt und mit den gleichen Nebenideen und Empfin-„dungen begleitet, nach denselben Richtungen hin Ideenverbindun-„gen eingeht und sich der Freiheit der Redefügungen in demselben „Verhältniss bedient, in welchem das Maass ihrer intellektuellen „Kühnheit zu der Fähigkeit ihres Verständnisses steht, ertheilt sie „der Sprache eine eigenthümliche Farbe und Schattirung, welche „diese fixirt und in demselben Gleise zurückwirkt" . . — S. 200. Aber „nicht blos die ursprüngliche Anlage der Nationaleigen-„thümlichkeit, sondern jede durch die Zeit herbeigeführte Ab-„änderung der innern Richtung, vor allem aber der Im-„púls ausgezeichneter Köpfe wirkt auf die Sprache sichtbar „ein". — S. 203. Diese spezifische Gestaltung der Sprache, als Form der „Denk- und Sinnesart eines Volkes, durch welches „dieselbe Farbe und Charakter erhält", verbietet nothwendigerweise, den „Charakterunterschied der Sprachen blos in absoluten

---

„wie sich in der Körperwelt der sich bewegende Körper von dem „Impulse unterscheidet, welcher die Heftigkeit, Schnelligkeit und Dauer „seiner Bewegung bestimmt". Offenbar aber ist dieser Vergleich ebenso unpassend wie jener Unterschied überhaupt unwahr. Denn wenn der Verf. die Bewegung eines durch äussern Anstoss — nicht durch innern Antrieb — aus seiner Ruhe gebrachten Körpers meint, so ist zwar hier die „wirkende Kraft" von der „Thätigkeit" des Körpers verschieden, aber nur deshalb, weil jene ausser ihm liegt, und deshalb ihn auch nicht sowohl in eine thätige als leidende Bewegung versetzt. Das aber ist ja eben das Wesen der Selbstbewegung, dass Kraft und Thätigkeit in ihr völlig zusammenfallen. Eine Kraft als blosse Möglichkeit, ausserhalb ihrer Thätigkeit gedacht, ist nicht, wie der Verf. meint, ein „Sein", sondern ein pures Abstraktum, ein wahrhaftes Nichts. Sagt doch der Verf. (S. 41-42) selbst, dass sich „das Dasein des Geistes überhaupt nur in Thätigkeit und „als solche denken lässt": wie soll nun plötzlich in diesem Geiste der Sprache, worin ihr individueller Charakter begründet liegt, ein

„Vorzügen der einen vor der andern" zu suchen. — S. 192 u. 203. Ein wesentlicher und dem Grade nach gar nicht bestimmbarer „Unter-„schied liegt sichtbar darin, ob die Sprache auf ein inneres Ganzes „des Gedankenzusammenhanges und der Empfindung bezogen, oder „mit vereinzelter Seelenthätigkeit einseitig zu einem abge-„schlossenen Zwecke gebraucht wird. Von dieser Seite wird sie „ebensowohl durch blos wissenschaftlichen Gebrauch, wenn die-„ser nicht unter dem leitenden Einflusse höherer Ideen steht, als „durch das Alltagsbedürfniss des Lebens, ja, da sich diesem „Empfindung und Leidenschaft beimischen, noch stärker beschränkt". — S. 205. Beide Beschränkungen aber, so entgegengesetzter Natur sie sind, sind gegeneinander doch nicht graduell bestimmbar. — „Der Mensch stellt sich" zwar „der Welt immer in Einheit gegen-„über; auf dieser Einheit beruht seine Individualität. Aber es „liegt in ihr ein Zwiefaches, obgleich wieder einander Bestimmen-„des, nemlich die Beschaffenheit der wirkenden Kraft und die „ihrer Thätigkeit . . . Das Erstere haben wir im Sinn, wenn „wir einer Nation mehr lebendige Anschaulichkeit und schöpferische

---

Unterschied zwischen Kraft *und* Thätigkeit existiren? Und — wenn wir auf die aus dieser Unterscheidung gezogenen Consequenzen sehen — existirt denn z. B. die lebendigere Anschaulichkeit einer Nation für sich selbst, ohne sich als wirksame zu zeigen? Sicherlich nicht. Denn die Wirksamkeit einer solchen Kraft ist ihre einzige, ihre wahre Wirklichkeit. Die blosse Möglichkeit des Wirkens nimmt ihrer Existenz jede Bestimmtheit, da sie sich als Kraft nur in der Wirkung bestimmt. Wenn daher der Verf. mit den Worten fortfährt: „In beiden unterscheiden wir also das Sein von dem Wirken, „und stellen das erstere, als unsichtbare Ursach, dem in die Erschei-„nung tretenden Denken, Empfinden und Handeln gegenüber"—: so ist hierauf zu erwiedern, dass jenes „Sein" ebensosehr ein Nicht sein ist, das „Wirken" aber grade das eigentliche Sein enthält; die „Unsichtbarkeit" der Ursach ist demnach eine wahrhafte Nichtexistenz. Wohin den Verf. dieser unwahre Gegensatz geführt, beweis't der ebenfalls in den Text aufgenommene Satz (S. 208.), worin „von „dem Gefühl des Unterschiedes" einerseits „zwischen dem Stoff, den

„Einbildungskraft, mehr Neigung zu abgezogenen Ideen, oder eine „bestimmtere praktische Richtung zuschreiben; das Letztere, wenn „wir eine vor der andern heftig, veränderlich, schneller in ihrem „Ideengange, beharrender in ihren Empfindungen nennen.— S. 207. „Dieser Charakter der Nation leuchtet vorzugsweise durch die Sprache „durch". Wenn wir daher hier auf einen Unterschied des Grades reflektiren wollen, so kann er nur darin bestehen, dass „das Ge- „fühl des Unterschiedes zwischen dem Stoff, den die Seele auf- „nimmt und erzeugt, und der in dieser doppelten Thätigkeit trei- „benden und stimmenden Kraft, zwischen der Wirkung und „dem wirkenden Sein, die richtige und verhältnissmässige Würdi- „gung beider, und die gleichsam hellere Gegenwart des, dem Grade „nach, obenan stehenden vor dem Bewusstsein nicht gleich stark „in jeder nationellen Eigenthümlichkeit liegt".— S. 208. Dieses „Oben- „anstehende vor dem Bewusstsein" erscheint demnach hier als das Ziel des Strebens der sprachbildenden Kraft, zum Bewusstsein ihrer

---

„die Seele aufnimmt und erzeugt, und der in dieser doppelten Thä- „tigkeit treibenden und stimmenden.(?) Kraft", andrerseits „zwi- „schen der Wirkung und dem wirkenden Sein" gesprochen wird. Denn wenn man die acht Glieder dieses in vierfacher Form dargestellten Gegensatzes mit einander in Parallele setzen will, so ergeben sich fast ebensoviel Widersprüche. Zuerst haben wir Kraft — Thätigkeit, dann Sein — Wirken, ferner Stoff — Kraft, endlich wirkendes Sein — Wirkung. Hier haben wir also, wenn wir je die ersten Glieder zusammenstellen, folgende Synonyme: *Kraft*, Sein, Stoff, wirkendes Sein, andrerseits, durch die Zusammenstellung je der zweiten Glieder: Thätigkeit, Wirken, *Kraft*, Wirkung. Abgesehen von dem auffallenden Resultat, dass sich hienach in beiden Reihen der Begriff der Kraft findet, was die Unwahrheit des Gegensatzes, folglich die Einheit der entgegengesetzten Glieder am klarsten beweis't, so findet auch zwischen den verschiednen Paaren gar kein richtiges Verhältniss statt. Nehmen wir z. B. nur die dem Begriff der Kraft entgegengestellten Begriffe, so haben wir das ein Mal den der Thätigkeit, das andre Mal den des Stoffs, welche aber selber einen Gegensatz bilden sollen, insofern

selbst zu kommen, und „kann kein anderes sein, als das mensch-„liche Ideal. In diesem Spiegel erblicken wir die Selbstanschau-„ung der Nationen". — S. 215. Allein, wenn wir selbst dieses Streben „in gleicher Reinheit" voraussetzen, so „entstehen „doch aus der Verschiedenheit der individuellen Richtung nach der „sinnlichen Anschauung, der innern Empfindung und dem ab-„gezogenen Denken verschiedene Erscheinungen". — S. 215. Diese Verschiedenheit ist jedoch keine graduelle, sondern eine spezifische der „Weltauffassung", und haftet einerseits an der „Geltung der „Wörter", und zwar hier vorzugsweise an der „Bezeichnung gei-„stiger Begriffe", andrerseits an den „Fügungen der Rede". — S. 221. Denn die „Sprache im einzelnen Wort und in der verbundenen „Rede ist eine wahrhaft schöpferische Handlung des Geistes; „und dieser Akt ist in jeder Sprache ein individueller, in einer „von allen Seiten bestimmten Weise verfahrend". Weiterhin kann dieser rein wesenhafte Unterschied dann auch nach Graden gemessen werden, insofern „von der Stärke und Gesetzmässigkeit dieses Ak-

---

der Stoff dem „Sein", die Thätigkeit dem „Wirken" koordinirt wird. Diese, wie mir wenigstens scheint, unentwirrbare Verwicklung, in welche der Verf. hier gerathen ist, hat aber ihren Grund nur darin, dass er diese Begriffe nicht gleich anfangs, zuerst in ihrer absoluten, sodann in ihren verschiedenen relativen Bedeutungen, deutlich bestimmt und von einander abgesondert hat, und dann allerdings für die vorliegende Unterscheidung hauptsächlich in der Unwahrheit aller dieser Unterschiede selbst. Beides aber findet seinen letzten Grund, wie schon mehrmals erwähnt, in dem Mangel an Methode, die eben nicht nur in der festen Bestimmung der Begriffe, sondern auch in der Begründung ihrer innern Nothwendigkeit beruht, welche aber nur durch consequente Entwicklung erreicht werden kann. — Die theils an der „Geltung der Wörter", theils an „den Fügungen „der Rede" haftende spezifische Verschiedenheit der Sprachen offenbart sich vorzüglich in der mehr oder minder reinen Synthesis des Sprachverfahrens (siehe Einleitung No. 59 u. 47 ff.), welche sich besonders in der Art der Flexionsmethode der Sprachen erkennen lässt, da diese im Grunde Nichts ist als die äussere Gestaltung

„tes die **Vollendung** der Sprache in allen ihren einzelnen Vorzü-
„gen, welchen Namen sie immer führen mögen, abhängt, und auf
„ihr also auch das in ihr lebende, weiter erzeugende Prinzip be-
„ruht". — S. 248.

§. 15. Gegensatz in der nationalen Spracherzeugung.

95. In dem Nationalcharakter einer Sprache prägt sich also, wenn wir von jeder graduellen Vergleichung absehen, eine bestimmte **Weltanschauung** aus, in welcher rücksichtlich der Spracherzeugung die individuellen Unterschiede verschwinden. „Es scheint aber „wunderbar, dass die Sprachen, ausser demjenigen, den ihnen ihr „äusserer Organismus giebt, sollten einen eigenthümlichen Charak„ter besitzen können, da jede bestimmt ist, den verschiedensten In„dividualitäten zum Werkzeug zu dienen..."— S. 195. „Es lässt

---

des Verfahrens, welches die Sprachen bei der Auffassung und Bezeichnung der Beziehungsverhältnisse und Gedankenverbindungen anwenden. — Ueber die Poesie und Prosa siehe ebenfalls Einleitung No. 57.

Zusatz zu § 15. 95. Es ist schon oben (im Zusatz zu § 8) erwähnt und nachgewiesen worden, dass der Verf. es unterlässt, die Sphären der Spracherzeugung sowohl in ihrem Verhältniss zu einander zu begründen, als auch konsequent zu scheiden, wodurch jener Widerspruch (der, wenn man ihn als dialektischen Prozess nimmt, durch die eigne Relativität sich aufhebt) wirklich fixirt wird, und somit nicht blos als ein **scheinbarer** sich darstellt. Denn sobald die Sphären einzeln für sich in ihrer Wahrheit betrachtet werden, ist es unmöglich, die Grenze der letztern zu bestimmen, wodurch die Gefahr, ja die Nothwendigkeit unmittelbar gegeben ist, Behauptungen aufzustellen, die in dieser absoluten Geltung sich nicht blos nicht rechtfertigen lassen, sondern durch andre ebenso absolut gelten wollende gradezu widerlegt werden. Es ist daher im Interesse des Verständnisses des vorliegenden Werks, wenn wir auf diese Gegensätze näher eingehen, und es versuchen, den fixirten Widerspruch wieder in natürlichen Fluss zu bringen, d. h. als dialektische Bewegung dar-

„sich auch nicht behaupten, dass die Sprache, als allgemeines „Organ, diese Unterschiede miteinander ausgleicht. Sie baut wohl „Brücken von einer Individualität zur andern, und vermittelt „das gegenseitige Verständniss . . . .", aber „die Möglichkeit, „so verschiedenen Individualitäten zum Ausdruck zu dienen, scheint „doch eher in ihr selbst eine vollkommne Charakterlosigkeit vor- „auszusetzen, die sie sich doch auf keine Weise zu Schulden „kommen lässt. Sie umfasst in der That die beiden entgegen-

---

zustellen. — Die erste Folge jener Fixirung der Gegensätze ist die Ansicht des Verf.'s von dem „Zusammenwirken der Individuen und „Nationen", wie der Titel seiner §§ V - VI lautet. Was kann man sich unter einem solchen „Zusammenwirken" denken? Existirt denn die Nation ausserhalb der Individuen, gleichsam als selbstständige moralische Person, dass eine wenn auch nur theoretische Beziehung zwischen ihnen vorhanden sein könnte? Offenbar würde man mit demselben Recht von einem Zusammenwirken der Nationen mit der Menschheit überhaupt sprechen können, da diese im Gegensatz zu den Nationen ein ebenso abstrakter, wesenloser Begriff ist, wie die Nation im Gegensatz zu den Individuen. Doch hören wir den Verf. selbst. „Die Wirksamkeit des Einzelnen" — sagt er S. 24 — „ist immer eine abgebrochene, aber, dem Anschein nach, „und bis auf einen gewissen Punkt auch in Wahrheit, eine sich mit „der des ganzen Geschlechts in derselben Richtung fortbewegende. „. . . In andrer Rücksicht aber, und ihrem tiefer durchschauten „Wesen nach, ist die Richtung des Einzelnen gegen die des ganzen „Geschlechts doch eine divergirende, so dass das Gewebe der Welt- „geschichte, insofern sie den innern Menschen betrifft, aus diesen „beiden, einander durchkreuzenden, aber zugleich sich eng verket- „tenden Richtungen besteht". Worin diese „Divergenz" bestehe, sagt der Verf. nicht, doch sei sie „unmittelbar daran sichtbar, dass die „Schicksale des Geschlechts, unabhängig von dem Hinschwinden der „Generationen, ungetrennt fortgehen, der Einzelne dagegen oft uner- „wartet mitten in seinem bedeutendsten Wirken von allem Antheil „an jenen Schicksalen ausscheidet . . . Er sieht also seine Laufbahn „als von dem Gange jener Schicksale abgesondert an, und es ent- „steht in ihm, auch schon (?) im Leben, ein Gegensatz der Selbst-

„gesetzten Eigenschaften, sich als Eine Sprache in derselben Na-
„tion in unendlich viele zu theilen, und als diese vielen, gegen die
„Sprachen andrer Nationen mit bestimmtem Charakter, als Eine,
„zu vereinigen". – S. 196. Denn „die sich innerhalb derselben Nation
„befindenden Individualitäten umschliesst die nationelle Gleich-
„förmigkeit, die wiederum jede einzelne Sinnesart von der ihr
„ähnlichen in einem andern Volke unterscheidet". — S. 198. Die-

---

„bildung und derjenigen Weltgestaltung, mit der (?) Jeder in
„seinem Kreise in die Wirklichkeit (?) eingreift". Diese ganze Ent-
gegensetzung zwischen dem Einzelnen und dem ganzen Ge-
schlecht kann man zugeben. Was aber hat sie für Wahrheit? —
Wir wissen, dass die Einzelnen sterben, und das ganze Ge-
schlecht, da andre Einzelne nachwachsen, in diesen fortlebt. Ist
dieses Sterben der Einzelnen etwa eine Vernichtung ihrer Indivi-
dualität, oder lebt nicht vielmehr diese grade als Moment der Natio-
nalbildung selber fort, und ist das Leben der Nation etwas Anderes
als diese in der Totalität alles in ihr zur Erscheinung kommenden
Individuallebens beruhende Unsterblichkeit des Individuums? Wo ist
nun jene Differenz oder Divergenz? Sie ist nur die unwahre Einheit
von Einzelheit und Individualität, und der unwahre Unterschied von
Individualität und Nationalität. Es existirt zwar zwischen den bei-
den Letztern ein Unterschied, aber nicht zum Nachtheil, sondern
zum Vortheil der Individualität. Denn diese ist das Höhere. Daher
sagt auch der Verf. selbst (S. 64:) „die Individualität einer Sprache
„(wie man das Wort gewöhnlich nimmt) ist auch nur vergleichungs-
„weise eine solche, die wahre Individualität liegt in dem je-
„desmal Sprechenden. Erst im Individuum erhält die Sprache"
(und wir können hinzusetzen: jede menschliche, resp. nationale Thä-
tigkeit) „ihre letzte Bestimmtheit". (Siehe Zusatz zu § 16.) „Die Rich-
„tung des Einzelnen gegen die des ganzen Geschlechts" ist also nur
insofern eine divergirende, als der Einzelne eben als ein Einzelner,
nicht als Individuum genommen wird. Aber nur in letzterer Bestim-
mung kann von ihm hier die Rede sein. Denn nicht als Einzelner,
sondern als Individuum ist der Mensch ein historisches Moment der
„Weltgestaltung"; und was das „Gewebe der Weltgeschichte" be-
trifft, so beruht es nicht in der Divergenz der Einzelheit und Nationalität,

ser Gegensatz in der nationalen Spracherzeugung ist nun genauer zu entwickeln.

96. Die Individualität steht mit der Nationalität überhaupt im Widerspruch, der aber nur insofern unlösbar ist, als man ihn, d. h. die beiden Entgegengesetzten, welche ihn bilden, zu absoluten Formen fixirt. Absolute Nationalität würde die Individualität, absolute Individualität die Nationalität völlig aufheben. Wie sich ferner das

---

sondern grade umgekehrt in der Einheit der Individualität und Nationalität, d. h. im allgemeinen Wesen des Menschen.

96.' Andrerseits kann jedoch allerdings das Individuum weniger enthalten als seine Nation, aber nur soviel und insofern weniger, als es mehr enthält. Denn insofern die Individualität eine Beschränkung der Nationalität ist, enthält das Individuum weniger, insofern sie aber, (weil die Nationalität selber eine Beschränkung des allgemeinmenschlichen Wesens ist,) eine Beschränkung der Beschränkung ist, enthält es mehr, d. h. es geht durch seine Divergenz von der Nation über sie hinaus und führt dadurch diese selbst zu der Verbindung mit dem allgemeinmenschlichen Wesen zurück. Diese Art von Divergenz ist aber der vom Verf. gemeinten grade entgegengesetzt, wie leicht einzusehen ist. Dass aber hier ein Mehr und nicht ein Weniger auf die Seite der divergirenden Individualität fällt, geht schon daraus hervor, dass bei steigender Kultur der Menschheit überhaupt die Nationalität zu Gunsten der Individualität schwächer wird. In dieser Beziehung stehen z. B. Indien und die alten orientalischen Völker überhaupt der modernen Bildung im Allgemeinen grade entgegen, da dort das Einzelbewusstsein im Nationalbewusstsein fast verschwand, während in den Kulturstaaten des modernen Europa's das individuelle Bewusstsein immer mehr sich über diese Beschränkung des Nationalbewusstseins erhebt. Die Griechen bildeten auch in dieser Beziehung die schöne Mitte zwischen den Gegensätzen, insofern es in dem Wesen ihrer Nationalität lag, sich eine konkrete Individualität zu schaffen, wodurch der Einzelne nicht sowohl in der Nation aufging als vielmehr umgekehrt das Nationalbewusstsein im Einzelnen selbst in so konkreter Gestalt sich darstellte, dass es das Bewusstsein desselben völlig ausfüllte. Während also im Orientalismus nur die Nationalität konkret, die Individualität dagegen abstrakt war, während in der modernen Zeit

Individuum zur Nation, so verhält sich diese zur Menschheit überhaupt; also auch zwischen diesen existirt derselbe Widerspruch. Relativ ist derselbe aber desshalb, weil er selbst nur eine Bedingung des Fortschritts ist; d. h. er ist als fixirter unwahr, nur als sich fortbewegender hat er Wahrheit. So ist er der dialektische Prozess und hebt sich als solcher selber auf. Denn er ist seinem Wesen nach Beschränkung, und somit für alle konkrete Erzeugung nothwendig. Wie sich also der Begriff der allgemeinen

---

umgekehrt die Nationalität immer abstrakter, die Individualität dagegen immer konkreter wird, schlossen sich im Griechenthum beide Gegensätze zu einer völlig harmonischen Einheit zusammen, die man als schöne Individualität bezeichnen kann, zum Unterschiede von der wahren, als der bewusst vernünftigen, die das Princip und das Wesen dieses dialektischen Prozesses und daher das absolute Ziel der allgemeinmenschlichen Entwicklung ist. Wenn daher der Verf. (S. 27) sagt: „Unsre moderne Bildung beruht grossentheils auf dem Gegen- „satz, in welchem uns das classische Alterthum gegenübersteht. „Es würde schwer und betrübend zu sagen sein, was von ihr zurück- „bleiben möchte, wenn wir uns von Allem trennen sollten, was die- „sem Alterthum angehört", so thut er hiemit unsrer modernen Bildung in einer Beziehung sicherlich Unrecht. Denn abgesehen davon, dass das klassische Alterthum auch seine Vorläufer hatte, bliebe, wollten wir uns von Dem trennen, was wir von ihm überkommen, doch jedenfalls ein Moment übrig, wovon das ganze Alterthum keine Ahnung hatte, nemlich eben jenes mehr oder minder klare aber unsrer ganzen Anschauungsweise zu Grunde liegende Bewusstsein, dass die Spitze der Individualität nicht in der Verherrlichung einer Nationalität, sondern in der Verherrlichung des allgemeinmenschlichen Wesens besteht. Dies ist das charakteristische Moment des Christenthums, wie der modernen Philosophie. Selbst bei den schönen Griechen, von den Uebrigen zu schweigen, war die Individualität doch immer nur insofern Realisation des allgemeinmenschlichen Wesens, als dieses mit der Nationalität zusammenfiel. Diese Einheit des Individuellen und Nationalen hat (für uns) den Schein des Allgemeinmenschlichen, weil in ihr die Form das Wesentliche ist — und diese ist das Schöne. Aber nie wären die Griechen von ihrem

Menschheit zu dem der Nation beschränkt, so beschränkt sich dieser zu dem des Individuums. Individualität ist also Beschränkung der Beschränkung und dadurch wahrhafte Unbeschränktheit und Allgemeinheit. — In der Spracherzeugung stellt sich nun jener Widerspruch zwischen der Nationalität und Individualität als der Gegensatz von „nationaler Sprachschöpfung“ und „Selbst-„schöpfung der Individuen“ dar, und wenn man einerseits und einseitig behaupten kann, dass das „Dasein der Sprachen be-

---

Standpunkte aus — d. h. ohne Verlust dieses schönen Scheins — im Stande gewesen, ihre Nationalität selbst zu einem blossen Mittel des Allgemeinmenschlichen herabzusetzen. Wir können somit zugeben, dass „auf ihren Schriften, ihren Kunstwerken und thaten-„reichen Bestrebungen ein Geist ruht“, welcher uns erkennen lässt, dass sie „den der Menschheit in ihren freiesten Entwicklungen an-„gewiesenen Kreis in vollendeter Reinheit, Totalität und Harmonie „beschrieben“ und dadurch „uns ein, wie eine erhöhte Menschen-„natur, idealisch wirkendes Bild hinterlassen haben“; dennoch blieben sie als Nation in der Unmittelbarkeit und Naivität der Einheit, sie brauchten ihre Idealität nicht zu suchen, weil sie sie nicht verloren hatten, aber ebendeshalb fehlte ihnen nothwendig das höhere individuelle Bewusstsein. — Kommen wir jedoch auf die Sprache zurück. Der Gegensatz zwischen „nationaler Sprachschöpfung“ und „individueller Selbstschöpfung“ (der Sprache) darf also in keiner Weise als ein fester betrachtet werden, wie es der Verf. thut. Während er früher von einer Divergenz der Richtungen gesprochen, findet er später (S. 34), dass „jener Zusammenhang des Einzelnen „mit seiner Nation grade in dem Mittelpunkte ruht, von welchem die „gesammte geistige Kraft“ — wessen? der Nation? oder des Individuums? oder Beider? — „alles Denken, Wollen und Empfinden be-„stimmt“. Hiedurch glaubt der Verf „jedes Missverständniss“ gehoben, und somit die nun folgende Behauptung gerechtfertigt zu haben, dass „indem die Sprachen Schöpfungen der Nationen sind, sie doch „Selbstschöpfungen der Individuen bleiben, indem sie sich nur in „jedem Einzelnen, in ihm aber nur so erzeugen können, dass Jeder „das Verständniss Aller voraussetzt, und Alle diesen Erwartungen ge-„nügen“. Allein der Widerspruch und das „Missverständniss“ ist

„weis't, dass es auch geistige Schöpfungen giebt, welche ganz und „gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, „sondern nur aus der gleichzeitigen Selbstthätigkeit Aller hervor„gehen können", und dass mithin „in den Sprachen, da dieselben „immer nationale Form haben, Nationen, als solche, eigentlich „und unmittelbar schöpferisch sind", — S. 32: so kann man andrerseits mit demselben Recht, d. h. ebenso einseitig, behaupten,

---

meiner Ansicht nach hiedurch keineswegs beseitigt, aus zwei Gründen. Erstlich betrachtet der Verf. die nationale Sprachschöpfung als eine „gleichzeitige" der Individuen, die dabei „selbstthä„tig" sein sollen. Das widerspricht der daraus gezogenen Folge (siehe Text), dass demnach „in den Sprachen Nationen, als solche, „unmittelbar und eigentlich schöpferisch sind", so augenscheinlich, dass man sich wundern kann, wie der Verf. diesen Widerspruch nicht gemerkt hat. Die Gleichzeitigkeit besonders ist ein ganz untergeordnetes Moment; man hätte eher „Geichheit der „Weltansicht" erwartet. Zweitens kann die Sprache auch keine Selbstschöpfung der Individuen sein, weil, wie der Verf. ja selbst bemerkt, die Individuen nur insofern dabei thätig sein können, als „Jeder das Verständniss Aller voraussetzt". Denn eben hiedurch wird die Erzeugung eine nationale; oder was kann sonst Nationalsprachschöpfung bedeuten, wenn nicht diese Gemeinsamkeit Aller in der Erzeugung? Wir sehen also, dass sein Begriff der nationalen Erzeugung ebenso in seinen Gegensatz umschlägt, wie der der individuellen in den seinigen. Und das Umschlagen ist in der That die Wahrheit beider; d. h. wie die nationale Sprachschöpfung auf das Individuum als ihr eigentliches Prinzip hinweis't, so weis't die individuelle auf die Nation als das ihrige hin. Beide aber stellen sich demnach als dieselbe eine Erzeugung dar, welche die Spracherzeugung des Menschen überhaupt ist. Dies hätte der Verf. darlegen sollen, um dem Missverständniss vorzubeugen. — Thun wir ihm indess nicht Unrecht! Wenn er auch in den beiden das „Zusammenwirken „der Individuen und Nationen" betrachtenden Paragraphen nicht bis zu dem Begriff dieser Einheit gelangt ist, so ist doch sicherlich von seinem feinen Takt zu erwarten, dass ihm derselbe später zum Bewusstsein kommen werde. Und so ist es in der That. Jener un-

dass die „Sprachen, indem sie sich nur in jedem Einzelnen erzeu-„gen können, doch Selbstschöpfungen der Individuen blei-„ben". — S. 34. Die Wahrheit ist, dass sie sowohl Keines von Beiden als Beides sind, Letzteres jedoch unter der Bedingung, dass jede Seite nur relative Geltung habe, Ersteres dagegen, wenn jede Seite

---

glückselige Titel der beiden Paragraphen, der den Begriff des wahre Verhältnisses der Nationalität zur Individualität schon im Keime ersticken musste, scheint für ihn eine Schranke gewesen zu sein, die er — vielleicht aus Konsequenz — nicht übersprungen hat. Sobald er aber [was §§ VII-IX geschieht] auf die „nähere Betrachtung der Sprache" eingeht, worin er das Wesen der Sprache überhaupt, als allgemeiner Bethätigungsform des menschlichen Geistes, zu ergründen sucht, kommt er auch über jenes Verhältniss in's Klare. Indem er nemlich (S. 60) durch seine Erörterung des allgemeinen Wesens der Sprache zu dem — unsern § schliessenden — Resultate gelangt, dass „von dem „jedesmal Gesprochenen die Sprache, als die Masse seiner „Erzeugnisse, verschieden" sei, wird seine Aufmerksamkeit gleichsam unwillkürlich bei diesem Unterschiede festgehalten, weshalb er unmittelbar darauf fortfährt: „und wir müssen, ehe wir diesen Ab-„schnitt verlassen, noch bei der nähern Betrachtung dieser Verschie-„denheit verweilen". [Es gehört zwar das Folgende eigentlich in die dritte Frage; indess wollen wir die hauptsächlichsten Gedanken, da sie dcch immer den Uebergang von der zweiten zur dritten Frage behandeln, gleich hier anführen, weil wir sie in dieser Ausführlichkeit in den Text ohnehin nicht aufnehmen könnten, sie aber ganz zu übergehen, ihrer grossen Wichtigkeit wegen nicht zulässig ist.] „Eine „Sprache in ihrem ganzen Umfange enthält alles durch sie in Laute „Verwandelte". Aber sie „besteht, neben den schon geformten Ele-„menten, ganz vorzüglich auch aus Methoden, die Arbeit des Geistes, „welcher sie die Bahn und die Form vorgezeichnet, weiterfortzusetzen. „Die einmal festgeformten Elemente bilden zwar eine gewissermassen „todte Masse, diese Masse trägt aber den lebendigen Keim nie en-„dender Bestimmbarkeit in sich . . . Dies theils Feste, theils Flüs-„sige in der Sprache bringt ein eignes Verhältniss zwischen ihr und „dem redenden Geschlechte hervor. . . . Die Sprache muss „nothwendig Zweien angehören, und ist wahrhaft ein Eigen-„thum des ganzen Menschengeschlechts. Da sie nun auch

absolut gelten will. Sofern wir aber auf den dialektischen Fortschritt, dessen unwahre Fixirung sich also nur als scheinbarer Widerspruch darstellte, von der nationalen zur individuellen Spracherzeugung rücksichtigen, so ist klar, dass die Form der besondern Sprache, und zwar sowohl die ideale als reale Form, dem sprechenden Indivi-

---

„in der Schrift den schlummernden Gedanken dem Geiste erweckbar „erhält, so bildet sie sich ein eigenthümliches Dasein, das zwar immer „nur in dem jedesmaligen Denken Geltung erlangen kann, aber in „seiner Totalität von diesem unabhängig ist. Die beiden hier ange„regten, einander entgegengesetzten Ansichten, dass die Sprache „der Seele fremd und ihr angehörend, von ihr unabhängig „und abhängig ist, verbinden sich wirklich in ihr und machen „die Eigenthümlichkeit ihres Wesens aus. Es muss dieser „Widerstreit auch nicht so gelös't werden, dass sie zum „Theil fremd und unabhängig und zum Theil Beides nicht „sei. Die Sprache ist grade insofern objektiv einwirkend „und selbstständig, als sie subjektiv gewirkt und abhängig „ist .... Die wahre Lösung jenes Gegensatzes liegt in „der Einheit der menschlichen Natur. Was aus Dem stammt, „welches eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Be„griffe des Subjekts und Objekts, der Abhängigkeit und „Unabhängigkeit in einander über" (S. 63.). Wenn sich also einerseits eine Macht der Sprache über das Individuum, sofern sie nemlich Stoff ist, nicht läugnen lässt, so offenbart sich „andrerseits in „der Art, wie sich die Sprache in jedem Individuum modificirt, eine „Gewalt des Menschen über sie ... Die wahre Individualität „liegt also nur in dem jedesmal Sprechenden. Erst im Indi„viduum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit. Keiner „denkt bei dem Worte grade und genau Das, was der Andre, und „die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, „durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher zu„gleich ein Nichtverstehen, alle Uebereinstimmung in Ge„danken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen". — Die Macht der Sprache gegen das Individuum „kann man als ein „physiologisches Wirken ansehen, die von ihm ausgehende Ge„walt ist rein dynamisch". — Hierüber siehe Zusatz zu § 16 —. „In dem auf ihm ausgeübten Einfluss liegt die Gesetzmässigkeit

duum gegenüber, wiederum zum **Stoff** wird, oder: „von dem je-„desmal **Gesprochenen** ist die Sprache, als die **Masse seiner** „**Erzeugnisse**, verschieden". — S. 60. Hiedurch aber haben wir uns schon auf den Standpunkt der dritten Frage erhoben.

C. Dritte Frage.

Das Verhältniss des Stoffs zur Form im individuellen Sprechen, d. h. der besondren Sprachform zum individuellen Denken.

§. 16. Die Entwicklung des Besondern im Einzelnen.

97. **Sprechen** ist zu definiren als die formelle Erzeugung der durch diesen Akt selbst zum blossen Stoff herabgesetzten Form einer besondern Sprache. Denn „die Sprache hat nirgends, auch „in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte, ihr gleichsam todter „Stoff muss immer im Denken auf's Neue erzeugt werden, lebendig in „Rede oder Verständniss, und muss folglich ganz in's Subjekt über-„gehen". — S. 63. Es ist gezeigt worden, dass die Verschiedenheit der Sprachen hauptsächlich in ihrer **Form** beruht (vergl. § 13),

---

„der Sprache und ihrer Formen, in der aus ihm kommenden Rück-„wirkung ein Prinzip der **Freiheit**". — Ich habe zu dieser ebenso tiefen als klaren Auseinandersetzung Nichts hinzuzufügen. Zugleich aber geht grade aus ihr hervor, dass eine Vorstellung jenes Verhältnisses der Nation zum Individuum, wie der Verf. sie oben darlegte, unmöglich das eigentliche Wesen weder der nationalen noch der individuellen Spracherzeugung zu Tage bringen konnte.— Der Gedanke, dass die „Sprache erst im Individuum ihre letzte Bestimmt-„heit erlangt", führt uns nun sogleich auf die dritte Frage.

Zusatz zu § 16: 97. Indem ich rücksichtlich des Uebrigen auf den Schluss des vorigen Zusatzes verweise, will ich hier nur noch auf das Verhältniss zwischen den im individuellen Sprechen aus dem Gegensatz zur Einheit kommenden Momenten der **Freiheit** und **Gesetzmässigkeit** näher eingehen. Der Verf. nennt die Wirksamkeit der ersteren eine **rein dynamische**, die der letzteren eine **physiologische**; und schliesst (S.65.) folgendermaassen: „Ist aber auch die

weil sie die Grenze der Sprachen gegeneinander ist. Wenn nun das Sprechen als Beschränkung dieser Schranke gelten soll (vergl. No. 96), so muss sich die negative Kraft seiner Dialektik vorzugsweise gegen diese Form selbst richten. Auf diese Weise kommt das individuelle Denken zur Freiheit, indem es die Form der Sprache, die als solche fest ist, in's Fliessen bringt und somit zur blossen Materie degradirt, die es nun seinerseits in die individuelle Form giessen kann. Diese Verarbeitung der Sprache in die individuelle Form kann man insofern als eine „Einwirkung des Individu„ums auf sie" ansehen, als die Form der Sprache selbst dadurch in ihrem Streben nach fester Krystallisation behindert wird und somit empfänglich für höhere Gestaltung bleibt. Andrerseits aber

---

„Freiheit an sich unbestimmbar und unerklärlich, so lassen sich den„noch (?) vielleicht ihre Grenzen innerhalb eines gewissen, ihr allein „gewährten Spielraums auffinden; und die Sprachuntersuchung muss „die Erscheinung der Freiheit erkennen und ehren, aber auch gleich „sorgfältig ihren Grenzen nachspüren".— Der Ausdruck „dynamisch" ist in gewisser Beziehung ein sehr glücklich gewählter, insofern er nemlich die Hinweisung auf das Prinzip der Selbstbewegung enthält; andrerseits könnte er aber auch zu Missverständnissen Veranlassung geben, wenn man diese Dynamis nemlich im Gegensatz zur Energie fasst. Denn strenggenommen ist die sich gegen die Schranke des stofflich Nationalen in der Sprache richtende Thätigkeit der individuellen Freiheit wahrhafte Energie; und in diesem Sinne wäre der letztere Ausdruck vielleicht passender, besonders im Gegensatz zur physiologischen Wirksamkeit der Sprache selbst, die der Verf. keineswegs als stoffliche Einwirkung betrachtet wissen will, wie aus seiner Parenthese („wenn man den Aus„druck auf geistige Kraft anwenden will") hervorgeht. Klar ist der Unterschied zwischen dynamisch und physiologisch überhaupt nicht. Gewählt hat ihn der Verf. wohl nur deshalb, um durch letzteren Ausdruck nicht sowohl an die Quelle einer organischen Thätigkeit, als an die instinktartige Wirksamkeit einer Naturkraft zu erinnern, während umgekehrt durch erstere die Reflexion auf diese Quelle selbst hingeleitet werden sollte. Aber weder existirt—darauf

erhält sich die Sprache dem Individuum gegenüber auch als „unab„hängig", oder übt vielmehr auf dasselbe einen bestimmenden Einfluss aus, der aber selber die Reaktion desselben hervorruft, sobald er seinen Zweck erreicht hat. Hier ist jedoch zu unterscheiden zwischen dem Sprachmaterial, „der Masse des erzeugten Stoffs", und dem in dieser Erzeugung wirksam gewesenen Prinzip. Jenes Material wirkt nur so lange auf das Individuum, als die Sprachfähigkeit des letztern noch in der ersten Entwickelung begriffen ist, d. h. so lange der Mensch seine Muttersprache noch nicht völlig versteht. Sobald aber diese Stufe erreicht ist, wirkt die Sprache auf das Individuum nur noch durch das ihrer eignen Entwicklung zu Grunde liegende Prinzip auf ihn, also theoretisch, durch Analo-

---

kommt es bei diesem Unterschiede an — eine organische Thätigkeit ohne selbstständiges, ihr selbst immanentes Prinzip, noch auch eine solche Kraft ausser ihrer Wirksamkeit; und sofern auf beiden Seiten daher sowohl die Ursache als Wirkung vorhanden, fallen jene Begriffe — da durch dieses Sowohl-Alsauch die Reflexion auf ihre besondre Beziehung aufgehoben wird — vollkommen in einander, nemlich in den Begriff des organischen Wirkens. Der wahre Unterschied aber ist, dass diese organische Thätigkeit von Seiten der Sprache ideal, von Seiten des Individuums real ist, so dass, wenn wir die des letzteren nicht als „Dynamis", sondern als „Energie" bezeichnen, die der ersteren vielmehr selbst eine „Dynamis" ist, die erst im Individuum selbst und zwar durch die Kraft desselben zur Energie wird. — Wenn wir nun auf die Formen dieser „Wirk„samkeiten" reflektiren, so tritt die dynamische (der Sprache auf das Individuum) als „Gesetzmässigkeit", besser: als Nothwendigkeit, auf, die energische (des Individuums gegen die Sprache) als „Freiheit". Aber sie sind nicht geschieden, sondern Eins, und erst in dieser Einheit finden sie beide ihre Wahrheit. Darin liegt denn auch dass von einer „Ein-" oder „Rückwirkung" nicht gut, sondern nur von einer einfachen Wirkung die Rede sein kann. Wie aber sollen wir nun die obigen Schlussworte des § IX verstehen: „Die Freiheit ist „unerklärlich und unbestimmbar"? Wie, hat sie der Verf. nicht selbst eben als „dynamisches" Wirken bestimmt? Doch angenommen, es sei so: wie kann dann noch eine Vermuthung statt-

gie u. s. f. Denn die Sprache „besteht ganz vorzüglich auch aus „Methoden, die Arbeit des Geistes weiter fortzusetzen". [s.o.] Wenn daher das Individuum, indem es sich dem Einfluss des blossen Stoffs entzieht, zur Freiheit gelangt, so behält die Sprache ihm gegenüber doch den — durch diese Freiheit, da sie nicht Willkür, sondern innere Nothwendigkeit ist, selbst geforderten — theoretischen Einfluss der Gesetzmässigkeit. Hiebei ist aber nicht zu vergessen, dass diese Gesetzmässigkeit nicht der Sprache, als dieser, sondern vielmehr dem sprachbildenden Geiste im Menschen überhaupt, also auch dem Individuum, angehört, wodurch sie nicht nur der Freiheit desselben keine Grenze setzt, sondern vielmehr ihr Wesen selbst ausmacht.

§. 17. Entwicklung des Einzelnen zum Allgemeinen. Abschluss der drei Sphären der Sprachentwicklung.

98. Freiheit und Gesetzmässigkeit, als die beiden Faktoren des Verhältnisses zwischen dem sprechenden Individuum und der nationalen Sprachform, sind also im Grunde Dasselbe, oder Eins

---

haben, dass „sich dennoch vielleicht ihre Grenzen innerhalb eines „gewissen, ihr allein gewährten Spielraums auffinden lassen"? Wir haben hier ein neues Beispiel, wie der Gedanke des Verf.'s hart an der Grenze der Spekulation plötzlich in ganz verständiges Räsonnement umschlägt. Ist dieses Scheinbild von Freiheit, deren „Erscheinung „man ehren" — das klingt fast wie: mit Nachsicht und Schonung behandeln — „aber auch sorgfältig ihren Grenzen nachspüren soll", (damit sie nicht etwa sich zu viel herausnehme?) noch jene Freiheit, die als „dynamisches" oder energisches Wirken der individuellen Sprachkraft den Lebensfunken in der Sprache wie ein heiliges Vestafeuer wach erhält? Wer, ausser ihrer inneren Nothwendigkeit selbst, hat ihr einen „gewissen Spielraum" zu „gewähren"? Ist die Sprachforschung etwa eine Art von Kinderfrau, die den Zögling am Gängelbande führt, damit er nicht strauchle, oder ist sie nichtvielmehr eine Priesterin in dem Tempel, worin diese Freiheit als Göttin thront?

ist das Wesen des Andern. In dieser Einheit aber sind sie nichts Anderes als die allgemeinmenschliche Sprachfähigkeit, oder vielmehr deren konkrete Verwirklichung. Hiemit sind wir nun aus der Entwicklung der Sprachdynamis durch die drei Sphären ihrer Verwirklichung bis zur lebendigen (individuellen) Energie und also in ihren Begriff selbst, von dem wir ausgingen, zurückgekehrt. Denn „alles „Sprechen, von dem einfachsten an, ist ein Anknüpfen des einzeln „Empfundenen an die gemeinsame Natur der Menschheit". — S. 54. „Die ganze hier von der Sprache gegebene Ansicht beruht wesent-

---

Zusatz zu § 17: 98. Die „Anknüpfung" der individuellen an die absolute Sprachform ist, selbst in äusserlicher Beziehung als Anfang und Ende genommen, wahrhafte Identität. Quelle und Mündung sind hier Eins. Wenn daher der Verf. richtig bemerkt, dass selbst in der besondern Sprache „die einmal fest geformten Elemente „zwar eine gewissermassen todte Masse bilden, die aber den leben„digen Keim nie endender Bestimmbarkeit in sich trägt", und dass mithin „auf jedem einzelnen Punkte und in jeder einzelnen Epoche „die Sprache, grade wie die Natur selbst, dem Menschen, im Ge„gensatze mit allem ihm schon Bekannten und von ihm Gedachten, „als eine unerschöpfliche Fundgrube erscheint, in welcher der Geist „immer noch Unbekanntes entdecken und die Empfindung noch nicht „auf diese Weise Gefühltes wahrnehmen kann", so kann man doch mit der Vorstellung: „die Sprache enthält nach zwei Richtungen hin „eine dunkle, unenthüllte Tiefe. Denn auch rückwärts fliesst sie aus „unbekanntem Reichthum hervor, der sich nur bis auf eine gewisse „Weite noch erkennen lässt, dann aber sich schliesst, und nur das „Gefühl seiner Unendlichkeit zurücklässt" (S. 61) — nur bedingungsweise übereinstimmen. Denn diese „anfangs- und endlose Unend„lichkeit", welche die Sprache „mit dem ganzen Dasein des Men„schengeschlechts gemein hat" (S. 62), rechtfertigt sich nur als historische Entwicklung, und als diese auch nur insofern, als man darunter die zeitliche, nicht aber insofern, als man darunter die innerliche Genesis, die begriffliche Gestaltung ihres Wesens versteht. Jene „Unendlichkeit", welche die Sprache „für uns" — wie der Verf. selbst sagt — aber nicht für sich selbst hat, ist eben blosse „Endlosigkeit", also die rein negative Bestimmung einer unbegrenzten

„lich darauf, dass dieselbe zugleich die nothwendige Vollendung „des Denkens und die natürliche Entwicklung einer den Menschen, als solchen, bezeichnenden Anlage ist". — S. 297. „Da „nun die Naturanlage zur Sprache eine allgemeine des Menschen „ist, und Alle den Schlüssel zum Verständniss aller Sprachen in „sich tragen müssen, so folgt von selbst, dass die Form aller Spra„chen sich im Wesentlichen gleich sein, und immer den allge„meinen Zweck erreichen muss". — S. 298.

99. Diese allgemeine Sprachform ist aber hier nicht mehr als

---

graden Linie. Die begriffliche Entwicklung aber ist nicht unter diesem Bilde, sondern unter dem eines Kreises vorzustellen, da das Wesen des Begriffs ein ewiges, allgegenwärtiges, von Zeit und Raum unabhängiges ist. Die Sphäre des Begriffs ist allerdings so ungeheuer, dass die Peripherie für Denjenigen, der in einem Punkte der letzteren und nicht im Mittelpunkte selbst seinen Standpunkt genommen, leicht als grade Linie erscheinen kann. Wer aber in jenem Mittelpunkte steht, der sieht wohl, dass diese scheinbar grade Linie nicht „nach zwei Richtungen" hin in eine „anfangs- und endlose „Unendlichkeit" sich ausdehnt, sondern sich wirklich mit sich selbst wieder zusammenschliesst, so dass Anfang und Ende zwar nicht vorhanden sind, aber nur deshalb, weil sie in einander übergehen. Wilh. v. Humboldt steht nun aber wirklich in jenem Mittelpunkt; woher kommt er nun zu dieser Auffassung? Offenbar nur daher, weil er die Vorstellung von der zeitlichen Entwicklung der besondern Sprache auf die absolute Spracherzeugung überträgt, und deshalb den Einzelnen, der innerhalb jener besondern Sphäre steht, nicht als Individuum, als menschliche Individualität überhaupt, sondern eben nur als einen Einzelnen fasst. Denn die Individualität ist grade jener Punkt, in welchem die scheinbare „anfangs- und end„lose Unendlichkeit" ihren Anfang und zugleich ihr Ende findet, weil sie ebenso sehr die erste Quelle als der letzte Ausfluss menschlicher Entwicklung ist. Deshalb aber ist, wie er an einem andern Orte (siehe Text) sagt, „alles Sprechen, von dem einfachsten an", nicht ein blosses „Anknüpfen des einzeln Empfundenen an die gemein„same Natur der Menschheit", sondern ebensosehr die höchste Verwirklichung dieser gemeinsamen Natur im (scheinbar) einzeln Emp-

die blos abstrakte Realisation des Denkens, als der allgemeinen theoretischen Seelenthätigkeit des Menschen, zu fassen, sondern als die konkrete Gestaltung Dessen, was man überhaupt unter Sprache verstehen kann, also abgesehen von den im Begriff derselben liegenden Bestimmungen der Allgemeinheit, Besonderheit und Einzelheit. So hat z. B. der Begriff „*Wort*“ allerdings eine dreifache Bedeutung, je nachdem er als Form der Vorstellung überhaupt, oder einer nationalen Vorstellung, oder einer einzelnen Vorstellung, wie sie momentan dem sprechenden Individuum zum Bewusstsein

---

fundenen; wahrhaft wird diese scheinbare Einzelheit eben durch ihre absolute Geltung zur konkreten Individualität.

99. Wir verlassen also nunmehr die von uns durchlaufenen drei Sphären, in denen sich der Begriff Dessen, was Sprache ist, dialektisch fortbewegt, um sich aus der abstrakten Form des Sprachvermögens zur konkreten Gestaltung des Inhalts zu erlösen und sich hiemit zu erfüllen. Es ist daher die ganze bisherige Untersuchung als eine nothwendige Voruntersuchung zu betrachten, welche nur einen Zweck hat, den nemlich: für die Ergründung des allgemeinen Sprachinhalts einerseits einen festen Boden, andrerseits ein bestimmtes Prinzip zu finden. Aber es liegt im Wesen sowohl jenes Standpunkts als dieses Prinzips, dass beide ihren Begriff nicht in einfache Definitionen einschliessen lassen — wie denn überhaupt Definitionen die Sachen nicht erklären und erläutern, geschweige begründen, sondern vielmehr nur die abstrakten Begriffe derselben Demjenigen, der sie schon kennt, in gedrängten Bildern, gleichsam als logische Abbreviaturen, skizziren. Eine Definition darf in der Philosophie, wo es eigentlich nie um die blosse Bestimmung, sondern vor allen Dingen um die Entwicklung, um das Schaffen des Begriffs zu thun ist, immer nur den Werth eines Résumé's haben, und kann selbst in dieser Bedeutung nie auf absolute Vollständigkeit Anspruch machen, da der Begriff nur als werdender Wahrheit hat, als gewordener, fertiger und fester nur insofern, als darin das Werden selbst angedeutet ist. Letzteres ist abes nie vollständig der Fall, und deshalb würde auch die Definition, im Falle sie auf Vollständigkeit Anspruch machen wollte, die ganze Entwicklung in sich fassen müssen oder vielmehr eine blosse Wiederholung derselben sein. Was nun den

kommt, gelten soll; andrerseits aber kann bei diesem Begriffe auch von den angegebenen Bestimmungen abstrahirt werden, insofern es nemlich bei der genetischen Betrachtung desselben ganz gleichgültig ist, ob man ihn unter diesem oder einem andern Gesichtspunkte betrachtet. Diese genetische Betrachtung der Sprachelemente, auf die wir nun übergehen, scheint uns zwar beim ersten Anblick auf den Standpunkt der ersten Sphäre zurückzuversetzen, in der That aber gehört sie dieser nur insofern an, als sie das Allgemeine

---

Standpunkt, zu dem wir in unsrer Entwicklung des Begriffs der Sprache bisher gelangt sind, und das Prinzip betrifft, welches wir aus derselben für die weitere Betrachtung und Erforschung des Sprachinhalts gewonnen haben, so lassen sich Beide ebenfalls nicht in kurze Definitionen fassen, die absolute Richtigkeit und Vollständigkeit beanspruchen können. Wie sehr unser Verf. mit dieser Auffassung der Definition übereinstimmt, ergiebt sich daraus, dass er umgekehrt diesen Begriff für die vollständige Entwicklung selbst braucht, indem er (S. 104) im Anfang des § XIII sagt, dass er „im „Vorigen" — d. h. in sieben langen Paragraphen, §§ VI-XII — „das „Wesen der Sprache nur in seinen allgemeinsten Grundzügen darge„legt, und wenig mehr gethan, als ihre Definition ausführlicher zu „entwicklen". Dies scheint zwar zunächst vorauszusetzen, dass er vorher irgend eine Definition der Sprache gegeben habe, die dann später ausgeführt sei. Das ist aber nicht der Fall, denn es liegt im Wesen des Begriffs, dass er sehr viele Definitionen zulässt, die nicht nur ganz verschieden sind, weil sie verschiedene Seiten desselben bestimmen sollen, sondern auch einander widersprechen, weil viele von diesen verschiedenen Seiten entgegengesetzter Natur sind. Man würde also irren, wenn man dadurch die wahrhaft erschöpfende Definition eines konkreten Begriffs zu erlangen glaubte, dass man die verschiedenen Definitionen desselben oder der verschiedenen Seiten desselben zu einer Gesammtdefinition zusammenfasste. Man würde durch dies Experiment nur ein grosses Chaos von Widersprüchen zu Wege bringen, aber nichts weniger als eine Definition, geschweige denn eine erschöpfende. Der Grund davon liegt, wie gesagt, in dem der Definition mangelnden Moment des Werdens. Wollte man aber von diesen widersprechenden Seiten, als relativ

zum Zweck hat, insofern aber nicht, als sie dies Allgemeine nicht in seiner Abstraktion vom Besondern und Einzelnen, sondern in seiner Einheit mit ihnen zum Objekt macht. — Erst durch diese gleichsam tetraktysche Zusammenfassung der drei von uns durchlaufenen Sphären stellt man sich bei der Untersuchung über die allgemeinen Sprachelemente in den richtigen Mittelpunkt, von welchem aus man die drei Sphären als einen in sich selbst zurückgehenden Entwicklungskreis vollkommen beherrschen kann.

---

geltenden, abstrahiren, so würde man eben nur eine abstrakte Definition erhalten, dadurch aber grade das konkrete Wesen des Begriffs gar nicht berühren. Im Begriff des Menschen als Individuums liegt z. B. die nothwendige Bestimmung der Unterschiede des Geschlechts, Alters, Temperaments u. s. f. Wollte man alle diese Gegensätze in die Definition des Menschen hineinbringen, so würde sie völlig widersinnig werden, wollte man davon abstrahiren, so würde sie eine schaale Abstraktion werden, die den Begriff ganz ausser dem Spiel lässt und nur die ungefähre, formelle, aber ganz wesenlose Skizze desselben liefert. Die Definition der Sprache ist nun, im Ganzen und Grossen genommen, eine dreifache, von denen jede die andre gradezu aufhebt. Dieser Widerspruch ist aber nothwendig (Vergl. Zusatz zu § 8: 76) und eben deshalb eine Definition unmöglich. Dies sagt auch der Verf. ausdrücklich (S. 41) mit den Worten: „Die Sprache ist kein Werk (ergon), sondern eine Thätigkeit „(energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische „sein. Sie ist nemlich die sich ewig wiederholende Arbeit des „Geistes, den artikulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens „fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies „die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren „und wesentlichen Sinn kann man auch nur gleichsam die To„talität dieses Sprechens als die Sprache ansehen". — Man sieht aber aus den vielen Beschränkungen und unwillkürlichen — aber in der Sache selbst liegenden — Widersprüchen, z. B. des „jedes„maligen" mit der „Totalität" u. s. f., dass der Verf. wohl fühlt, die „genetische Definition" hebe den Begriff der Definition eigentlich auf. Wir müssen deshalb darauf verzichten, sowohl unsern Standpunkt als unser Prinzip zu definiren, sondern dies Beides muss sich aus der Entwicklung selbst ergeben.

III. Die konkreten Elemente der Spracherzeugung.

§. 18. Der dialektische Prozess in der Spracherzeugung.

100. Durch die Voruntersuchung über die möglichen Sphären, in denen die Spracherzeugung sich realisirt, hat die Sprachphilosophie ihren eigenthümlichen Boden gewonnen, indem jetzt erst die Frage möglich wird, was der Inhalt der Spracherzeugung sei und nach welchem nothwendigen innern Formprinzip sich dieser Inhalt gestalte. Im Grunde ist Beides nicht nur nicht zu trennen, sondern wahrhaft Dasselbe. Denn die Form ist für den Inhalt nicht eine blosse *conditio sine qua non*, sondern selber nur als Inhalt, und der Inhalt nicht der blosse Stoff für die Form, sondern ebenfalls nur als solche denkbar und vorhanden. Um sich dies auch in verständiger Weise anschaulich zu machen, braucht man nur die Frage aufzustellen, ob der Gedanke oder der Laut, jener: als der Inhalt

---

Zusatz zu § 18: 100. Die Wahrheit des dialektischen Prozesses — wenn sie überhaupt einer Rechtfertigung bedürfte — rechtfertigt sich nirgends klarer und schlagender als durch die Sprache, und zwar sowohl durch die Art und Weise, in welcher ihr Begriff durch die drei Sphären (siehe No. 80) sich fortbewegt und in dieser Fortbewegung sich zugleich begrenzt und verallgemeinert, d. h. mit einem Worte: sich individualisirt, als auch durch die Form, in welcher seine konkreten Elemente zur realen Erscheinung kommen. Nur in der durch die unendliche Beschränkung, d. h. Aufhebung der abstrakten Allgemeinheit, bewirkten Vereinzelung wird überall erst die wahrhaft absolute und konkrete Totalität erreicht. Dies ist auch der Sinn jener Worte des Verf.'s, die wir am Schluss des vorigen Zusatzes anführten, dass der wahre Begriff der Sprache auch nur „gleichsam die Totalität des jedesmaligen Sprechens" sei. Nur insofern dieser Satz als Definition gelten sollte, musste er oben angegriffen werden, weil er in dieser Rücksicht einen Wider-

und dieser als die Form, oder umgekehrt: dieser als der Inhalt und jener als die Form der Spracherzeugung anzusehen sei. Man wird dann bald zur Ueberzeugung kommen, dass Eins der Inhalt und die Form des Andern, oder was dasselbe besagt: Eins das Mittel und der Zweck des Andern sein muss. Praktisch würde man diesen Satz ausdrücken: Man könne nicht denken ohne zu sprechen, und nicht sprechen ohne zu denken. — Die Einheit des Inhalts und der Form ist aber keine ruhende und feste, sondern eine ewig werdende; d. h. der Gedanke, sofern wir diesen zunächst—aber nur mit abstraktem Recht (vergl. No. 80-81.)—als den Inhalt annehmen, hat, oder vielmehr **ist** das stete Streben, sich in den Laut zu verwandeln, der Laut—nemlich, wie sich von selbst versteht: der menschliche Laut — das stete Streben, sich in den Gedanken zu verwandeln. Es ist dies jedoch, wie schon erwähnt, keine doppelte Bewegung, sondern eine und dieselbe. Ihr allgemeines identisches Wesen aber ist die **Bestimmung** oder **Artikulation** im weitesten Sinne.

---

spruch enthält, den das „gleichsam“ des Verf.'s nur gleichsam entschuldigt. In der That bedarf er aber einer solchen Entschuldigung nicht, da grade in der Einheit des Gegensatzes zwischen dem Allgemeinen der „Totalität“ und dem Einzelnen des „Jedesmaligen“ die konkrete Wahrheit liegt. „Totalität des jedesmaligen Sprechens“ heisst nichts Anderes als **unendliche Verendlichung**, **unbeschränkte Beschränkung** sowohl des Gedankens als des Lauts, kurz **Artikulation im weitesten Sinne**. (Vergl. § 21, 108. Zusatz) Denn wenn wir Artikulation in der ursprünglichen Bedeutung des Worts als **Gliederung** fassen, so lehrt uns schon die Natur, dass eine solche Unendlichkeit der Begränzung das wahre Wesen der organischen Bildung sei, deren letztes Element durch kein Mikroskop als **Atom** — ein Begriff der grade am besten die Widersinnigkeit einer verständigen Erklärung des Gegensatzes zwischen dem Kontinuirlichen und Diskreten beweis't — aufgezeigt werden kann. Wenn daher der Verf. die Sprache als „die sich ewig wieder-„holende Arbeit des Geistes“ (siehe ebend.) bestimmt, „den arti-„**kulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu**

101. Das Wesen des Prozesses und das eigentliche Fortbildungsmoment in demselben beruht nun zunächst — einen allgemeinen ersten Stoff, der sogleich bestimmt werden wird, vorausgesetzt — darin, dass die Form, in welcher er sich artikulirt, d. h. zugleich begrenzt und energisch, organisch-lebendig wird, selbst wieder zum blossen Stoff sich herabsetzt, um sich in einer noch mehr be-

„machen", so ist darauf zu erwiedern, dass „artikuliren" und „zum „Ausdruck des Gedankens fähig machen" Dasselbe bedeutet, weil der Laut nur durch seine Transsubstantiation in den Gedanken artikulirt wird, umgekehrt aber auch der Gedanke sich nur durch seine Transsubstantiation in den Laut bestimmt und artikulirt. Es ist diese Bewegung aber, wie oben erwähnt, nur eine und dieselbe. Der Verf. schildert sie (S. 51) in seiner mehr anschaulichen, aber sehr schönen Weise folgendermaassen: „Die Sprache ist das bildende Or„gan des Gedankens. Die intellektuelle Thätigkeit, durch„aus geistig, durchaus innerlich, und gewissermaassen spurlos vor„übergehend, wird durch den Laut in der Rede äusserlich und „wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins „und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die „Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute „einzugehn; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, „die Vorstellung nicht zum Begriff werden".— Aber eben deshalb geht jene „intellektuelle Thätigkeit" ohne den Laut nicht etwa nur „spur„los vorüber", sondern kann vielmehr ohne ihn gar nicht entstehen. — „Die Uebereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indess „auch klar in die Augen. Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stosse „vergleichbar, die ganze Vorstellung in Einen Punkt sammelt und das „Gleichzeitige ausschliesst, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe „und Einheit. Die schneidende Schärfe des Sprachlauts ist dem Ver„stande bei der Auffassung der Gegenstände unentbehrlich. Sowohl „die Dinge in der äussern Natur, als die innerlich angeregte Thätig„keit dringen auf den Menschen mit einer Menge von Merkmalen zu„gleich ein. Er aber strebt nach Vergleichung, Trennung, Verbin„dung, und in seinen höheren Zwecken nach Bildung immer mehr „umschliessender Einheit. Er verlangt also auch, die Gegenstände „in bestimmter Einheit aufzufassen und fordert die Einheit des Lauts, „um ihre Stelle zu vertreten u. s. f." —

grenzenden Form noch energischer zu gestalten u. s. f. — Was ist nun jener erste Stoff? Er kann, wenn er wahrhaft erster sein soll, nur reines Objekt der intellektuellen subjektiven Thätigkeit gegenüber sein, also schlechthin die Natur im Gegensatz zum subjektiven Geist, das sinnlich Wahrnehmbare. In diesem Ausdruck liegt aber selber auch schon die Hinweisung auf die erste Form, nemlich auf das Wahrnehmen, und die Wahrnehmung wird sich somit als die erste Einheit des allgemeinen objektiven Stoffs und der allgemeinen subjektiven Form darstellen. Das Wahrnehmen aber enthält eine doppelte Seite: die nach dem Objekt gewendete ist als blosses Empfangen passiv, die nach dem Innern des Subjekts gekehrte ist als Aufnehmen und Erfassen aktiv. Ob man die letztere als die weitere und höhere Stufe der Thätigkeit des Subjekts betrachten will, oder nicht, kommt hier weniger in Betracht; wohl aber ist leicht einzusehen, dass mit ihr erst die Möglichkeit einer wirklichen Erzeugung der Vorstellung gegeben ist, sofern man unter dieser die freie und bestimmte Form einer innern Anschauung ver-

---

101—102. Es kann hier auf § 10 und den dahingehörigen Zusatz verwiesen werden, wo auch die Worte des Verf.'s angeführt sind, dessen Vorstellung von dem oben erwähnten Prozess wir hier nur genauer ausgeführt haben. Was den Laut als Mittel der Reproduktion betrifft, so liegt dessen Nothwendigkeit nicht nur, wie oben erwähnt, in dessen theoretischer Bedeutung, sondern auch darin, dass er schon in seiner unartikulirten Gestalt als blosser Empfindungslaut für die Reproduktion der blossen Beziehung des Objekts auf das Subjekt sich als geeignetes Mittel für die höhere Reproduktion darbot. Aber Beziehung auf die Empfindung ist blosse Bewegung, kontinuirliches, unterschiedsloses Einwirken, ohne Bestimmung und Begrenzung. Deshalb bedarf der Empfindungslaut keiner Artikulation; wohl aber der Erkenntnisslaut. Denn dieser geht auf den Inhalt des Objekts selbst, das zwar in seinen Attributen ebenfalls als ein sich bewegendes, weil thätiglebendiges, sich darstellt, aber doch so, dass in dieser dem Objekt selbst angehörenden und nicht blos es mit dem Subjekt verbindenden Bewegung die Kontinuirlichkeit und innere Unterschiedslosigkeit aufgehoben wird, weil ihr eigentlichstes Wesen grade in der

steht. Die **Wahrnehmung** ist demnach Stoff für das **Vorstellen**. Hier befindet sich das Denken schon durchaus auf eignem Boden. Die **Vorstellung** ist die rein subjektive, d. h. energische Einheit jenes Stoffs mit der in der Form des Vorstellens wirkenden subjektiven Denkthätigkeit. — Bei diesem Punkte hat der Prozess seine erste Phase vollendet, deren Ziel darin bestand, ein rein innerliches Produkt der subjektiven Thätigkeit zu schaffen; und es beginnt nun die zweite, welche dieses innerliche Produkt durch freie Objektivirung für sich zu reproduciren hat. Erst durch diese Repropuktion ergreift das Subjekt es als sein Eigenthum und **begreift** es, d. h. nimmt es in sich zurück und erhebt so die Vorstellung zum bewussten **Begriff**.

102. Wie aber ist diese Reproduktion möglich? Es lässt sich auch in ihr eine doppelte Seite oder Stufe erkennen, je nachdem der Inhalt der Wahrnehmung nur die Empfindung anregt, oder weiterhin auf das Erkennen wirkt. Auch die Empfindung reproducirt sich und zwar in praktischer Form als Geberde, in theoretischer als Laut. Dies ist aber eine unfreie Reproduktion der Wahrnehmung, die sich nicht auf deren Inhalt, sondern nur auf die Beziehung desselben zum Subjekt Rücksicht nimmt, wie wir es bei den Thieren sehen. Die Thiere kommen zwar auch zu Vorstellungen, d. h. sie nehmen auch den Inhalt der Wahrnehmung auf, aber da ihnen das Objekt nicht als solches, sondern nur in seiner Beziehung auf ihre Empfindung Zweck ist, fühlen sie auch kein Bedürfniss, diesen Inhalt an sich zu reproduciren, sondern beschränken sich auf die blosse Re-

---

innern Bestimmung, Gliederung und Begrenzung, kurz in der energischen Mannigfaltigkeit ihrer Thätigkeit sichtbar ist. — Es ist übrigens gleich der Einwurf, dass, da doch viele Objekte ruhende, thätigkeitslose seien, hieraus nach der obigen Erörterung ihre Undarstellbarkeit durch den Laut folgen würde, durch die später sich näher rechtfertigende Erklärung zu beseitigen, dass jede Eigenschaft irgend welches Objekts dem sprachbildenden Geiste als eine bestimmte Thätigkeit, oder doch als das Produkt einer Thätigkeit erscheint, in welchem das Werden der Thätigkeit selbst *implicite* vorhanden und erkennbar ist. Die Sprache knüpft ihre Selbsterzeugung an das Lebendige, und zwar zunächst an den Ton selbst an (Onomatopöie), und geht

produktion jener Beziehung, sei es in der Form der Geberde oder des Lautes. — Hier aber stehen wir an der Grenze der Spracherzeugung. Sie entspringt mithin aus dem Bedürfniss, den Inhalt selbst — ohne Rücksicht auf seine Beziehung zu dem Subjekt — zum Objekt zu machen. Dass Letzteres geschehe, dazu ist die Reproduktion nöthig; dass diese in der Form des Lautes bewirkt werde, liegt einerseits in der theoretischen Bedeutung desselben, die ihn zum natürlichen Ausdruck der Erkenntniss macht, andrerseits in seinem innern Wesen, welches als Bewegung der durch ihn zu reproducirenden Thätigkeit des Objekts analog ist. „Wie der Ge„danke das ganze Gemüth ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise „eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Das ihn von „allen übrigen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende beruht sicht„bar darauf, dass das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht im„mer oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja „bei dem der Lippe entschallenden Laute, einer wirklichen Handlung „empfängt und diese Handlung hier aus dem Innern eines lebenden „Geschöpfes, im artikulirten Laut eines denkenden, im unartikulir-

---

dann auf dem Wege einer lebendigen Symbolik zur Verwandlung jeder Thätigkeit, welchem Sinne sie immer sich offenbart, in die Bewegung des Tons fort. Die Bezeichnung der ruhenden Eigenschaft ist also schon genöthigt, eine zweifache Phase zu durchlaufen, nemlich die Verwandlung in die Vorstellung einer Thätigkeit und die Verwandlung dieser Thätigkeit in Tonbewegung. (Siehe unter § 22. Zusatz). Hierin liegt auch die Erklärung davon, dass die Poesie „die Muttersprache des menschlichen Geschlechts“ sei, wie Hamann sagt. Denn ihre wesentlichste Bedingung besteht eben darin, dass alle Gegenstände, auch die scheinbar ganz leblosen, als thätige, lebendige angeschaut und demgemäss dargestellt werden. — Was die oben angeführten Worte des Verf.'s betrifft, so ist seine Bezeichnung des Denkens als „einer Sehnsucht aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit“ nicht so misszuverstehen, als sei hier Beschränkung soviel als Begrenzung und Unendlichkeit soviel als Unbegrenztheit, was unsrer frühern Auffassung gradezu widersprechen würde. Schon die jenen Worten vorangehende Vergleichung mit dem Gegensatz des

„ten eines empfindenden, hervorgeht. Wie das Denken in seinen „menschlichen Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach „dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so „strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach aussen, und findet „einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, „dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, des-„sen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich ent-„spricht". — S. 50 u. 51.

103. Der Laut an sich, als Ton, enthält jedoch zunächst nur die Möglichkeit einer Bestimmung. Soll er den Inhalt des Objekts theoretisch reproduciren, so muss er seine der Mannigfaltigkeit desselben entsprechende Gestaltungsfähigkeit realisiren: er muss artikukulirt werden. Hier beginnt nun wieder der Prozess. Die Artikulation ist zwar einerseits bestimmte Form des Lauts überhaupt, aber doch nach der andern Seite hin abstrakter Stoff für weitere Bestimmung. Sie muss sich in sich selbst unterscheiden. Dies kann nun auf doppelte Weise geschehen, nemlich nach ihrem Inhalt und nach ihrer Form. Aus dem ersten Unterschiede entspringt

---

Dunkels und des Lichts beweis't, dass der Verf. „Beschränkung" nur als den von der materiellen Wirklichkeit ausgeübten Zwang, „Unendlichkeit" dagegen als die Freiheit von diesem Zwange auffasst, denn das Licht ist ja grade das unendlich bestimmende und begränzende Medium der Sinne, das Dunkel dagegen die Abwesenheit jeder Bestimmung, die Schrankenlosigkeit.

103—104. In diesen beiden Nummern des Textes ist die Uebersicht über die ganze folgende Entwicklung enthalten. Dies ist jedoch nicht ihr einziger Zweck; vielmehr musste der Prozess, welcher sich in dieser Entwicklung in grösserer Breite ausdehnt, hier deshalb in aller Kürze und nur seinen Hauptphasen nach dargelegt werden, weil nur in dieser Skizzirung das innere dialektische Moment seiner Bewegung deutlich zu erkennen ist. Es sind noch zwei Bemerkungen zu machen, von denen die erste meine oben befolgte Methode, die andre die Darstellungsweise und Anordnung der Gedanken des Verf.'s betrifft. — Es könnte nemlich scheinen, als wenn oben ein Weg eingeschlagen sei, der dem naturgemässen der Sprache selbst grade

die Skala der sogenannten Vokale, aus dem letztern die organische Differenz der sogenannten Konsonanten, die aber beide nicht nur in Analogie zu einander stehen, sondern auch Eines das Andre als Moment an sich haben, so dass sie in ihrem Gegensatz für sich als abstrakte erscheinen. Ihre Wahrheit dagegen ist die Silbe, die nichts Anderes ist als bestimmter artikulirter Laut, konkretes Resultat der Artikulation, nur mit der Hinweisung auf ihre Momente. Weiter aber ist die Silbe selber abstrakt, sofern sie nämlich als

---

entgegengesetzt ist. Man pflegt sich jetzt viel darauf zu Gute zu thun, dass man die Entdeckung gemacht hat, die Sprache setze den Satz nicht aus Wörtern, das Wort nicht aus Silben, die Silbe nicht aus Buchstaben zusammen, sondern der Satz sei vielmehr das erste aller Produkte der Spracherzeugung, und die Wörter daher ebenso Abstraktionen des Satzes, wie die Buchstaben Abstraktionen der Silbe. Auch unser Verf. sagt (S. 74:) „Man kann sich unmöglich die „Entstehung der Sprache als von der Bezeichnung der Gegenstände „durch Wörter beginnend und von da zur Zusammenfügung über-„gehend denken. In der Wirklichkeit wird die Rede nicht aus ihr „vorangegangenen Wörtern zusammengesetzt, sondern die Wörter „gehen umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor". Die Richtigkeit dieses Gedankens, den besonders Becker sehr kultivirt hat, scheint übrigens aus der im Texte gegebenen Darstellung selbst zum eignen Nachtheil derselben sich zu ergeben. Denn es ist dort gezeigt, wie der Fortschrit in der Bewegung vom artikulirten Laute bis zum Satz nur darin seine Nothwendigkeit findet, dass jede Stufe als zu abstrakt auf eine höhere konkretere hinausweis't. So ist der Begriff der allgemeinen Artikulation abstrakter als der des artikulirten Lauts, dieser wiederum abstrakter als die Silbe, diese als das Wort. Das Wort ist als Anfangsglied der zweiten Trias Wurzel, welche abstrakter ist als der Stamm, dieser abstrakter als die Flexionsform, welche ihrerseits auch nur im Satze ihre wahrhaft konkrete Bedeutung findet, ausserhalb desselben aber nur ein abgerissenes Glied ist, d. h. eben abstrakt. Da nun aber das Konkretere überall nicht etwa blos das Frühere, sondern das allein Wesenhafte und Wahre ist, weil es in und durch sich selbst Existenz und Inhalt hat, das Abstrakte dagegen, als willkürliches oder doch

Reproduktion des in das Subjekt aufgenommenen Inhalts der objektiven Anschauung gefasst wird — eine Reflexion, die deshalb unumgänglich ist, weil hierin ihre ganze Bedeutung und Existenz begründet ist—. Die bedeutungsvolle Silbe ist aber das Wort, als Einheit der Vorstellung. Artikulirter Laut — Silbe — Wort machen eine vollkommne Trias aus, deren erstes Glied die abstrakte Unterschiedslosigkeit der Momente, das zweite den Unterschied derselben, das dritte die Rücknahme der unterschiedenen Momente in die konkrete Einheit bezeichnet. Das Wort steht mit der Vorstel-

---

nur zweckmässiges Produkt des Verstandes, keine oder höchstens relative Wahrheit hat: so scheint hieraus nothwendig zu folgen, dass der Satz, als das Konkrete, auch das Wahre und Erste, die übrigen Begriffe und Phasen dagegen, und zwar in umgekehrter Reihe bis zum abstrakten Naturlaut, später erst aus dem Satze selbst hervorgegangen, oder vielmehr vom Verstande aus ihm abstrahirt sein müssen. — Es ist hierauf zu erwiedern, dass der Begriff des Satzes von zwei Seiten zu betrachten ist, indem er erstens nur *implicite* die Einheit von Sein und Thätigkeit, von Subjekt und Prädikat, ausdrückt: eine Einheit, die als völlig unterschiedslose das wesentlichste Element des formellen Satzes, die Synthesis, gar nicht enthalten kann, weil diese selbst den Unterschied und Gegensatz der Momente voraussetzt. In diesem Sinne ist die Interjektion auch ein Satz, wie sie denn wohl zuweilen als „formloser Empfindungssatz" definirt wird. Die zweite Bedeutung des Satzes liegt nun darin, dass die synthetische Einheit auch *explicite* als wirkliche Zusammenfassung der entgegengesetzten Momente sich gestaltet. Dies ist der gewöhnliche und wahre Begriff des Satzes; dennoch aber für die Erforschung des Ganges der Spracherzeugung mit dem ersten Begriff nicht zu verwechseln. Wenn man daher zugeben kann, dass die Sprache vom Satze ausgeht, so heisst dies doch nichts Anderes als dass sie vom Laut ausgeht, denn der erste Laut, durch den Etwas in der Sprache bezeichnet wurde, musste natürlich — wenn auch nicht das Bewusstsein über den im Gegenstand selbst vorhandenen Gegensatz zwischen dem Sein und der Thätigkeit, sowie über die Einheit dieses Gegensatzes — so doch den gesammten Stoff zur Erkenntniss, resp. zum Urtheil enthalten. Diesen ersten Erkenntnisslaut kann man aber nur mit demselben

lung auf demselben Niveau, ist Dasselbe wie diese dem Inhalt nach. Es ist noch nicht gesprochenes Wort als diese allgemeine, theoretische Form der Vorstellung. Die weitere Entwicklung stützt sich auf die Einheit des Worts und der Vorstellung, so dass beide in dieselbe Differenz auseinandergehen.

104. Die Vorstellung, als subjektive Form des objektiven Inhalts, ist noch ohne Reflexion auf den Unterschied des in dem letztern vorhandenen Gegensatzes von Sein und Thätigkeit, das Ding mit seinen Eigenschaften ist in der Vorstellung vollkommen Eines, Form und Inhalt verschwinden in einander durchaus. Als diese unter-

---

Rechte einen Satz nennen, womit man sagt, dass der Keim die ganze Pflanze enthalte. Was hier über den Satz im Verhältniss zum Empfindungslaut gesagt ist, lässt sich unmittelbar auch auf das flektirte Wort im Verhältniss zur Wurzel, und auf die Silbe im Verhältniss zur abstrakten Artikulation anwenden, wodurch der im Texte befolgte Gang gerechtfertigt sein dürfte. Das Eine nur ist dabei zu berücksichtigen, dass der Prozess, in welchem sich der Gedanke aus dem einfachen Laut bis zum formellen Satz entwickelt, weniger als ein Fortschreiten in grader Linie, denn als ein in derselben Sphäre verbleibendes qualitatives von-Innen-heraus-Wachsen betrachtet werden muss, das hauptsächlich in der innern Scheidung der noch in einander überfliessenden Momente sowie in ihrer festen Bestimmung und Gruppirung beruht. Es ist hiefür kein passenderes Bild als das schon erwähnte einer Entfaltung aus dem Keim. Eine Vorstellung wie die vom krystallinischen Anschiessen äusserer Theile wäre hier ganz unstatthaft. — Die zweite Bemerkung bezieht sich, wie schon erwähnt, auf die vom Verf. im Folgenden gewählte Anordnung der Gedanken, besonders in den §§ X-XII Er spricht sich hierüber im Anfang des § XIII dahin aus, dass er „im Vorigen das „Wesen der Sprache nur in seinen allgemeinsten Grundzügen darge„legt"— dies bezieht sich jedoch auch auf die frühern §§, besonders auf §§ VI-IX — indem er dies Wesen „in der Laut- und Ideen„form und der richtigen und energischen Durchdringung beider" nachgewiesen habe. Dies bezieht sich speziell auf die vorhin erwähnten und uns zunächst beschäftigenden §§ X-XII (Vergl. Einleitung No. 27 — 29), welche einen besondern Abschnitt ausmachen

schiedslose Einheit ist die Vorstellung abstrakte Allgemeinheit, und das Wort erhält durch die Forderung, diese Unterschiede aus sich herauszusetzen, die Bedeutung der Wurzel. Hier beginnt die zweite Trias. Denn die Bedeutung der Wurzel ist reine Dynamis, die zur energischen Entfaltung drängt. Wie daher die Vorstellung sich in den Gegensatz von Sein und Thätigkeit, so zerlegt sich die Wurzel in Nomen und Verbum, aber nur als Stamm dazu, noch ohne Flexion und Endung. Gegen Letztere ist aber der Stamm selber wiederum abstrakt: der konkrete Stamm ist nur als flektirtes Nomen und Verbum denkbar. Dies ist der letzte Gegensatz, welcher aufzuheben ist, und das geschieht abstrakt in der Sprossform,

---

Was uns vor Allem in die Augen fallen muss, ist der Umstand, dass diese drei §§ eine grössere Tendenz zu systematischer Entwicklung zu enthalten scheinen, indem die drei Momente derselben, nemlich 1. die Lautform 2. die Ideenform 3. deren Verhältniss zu einander, oder wie die Hauptüberschriften der §§ lauten: § X: „Laut-„system der Sprachen", § XI: „Innere Sprachform", § XII: „Verbin-„dung des Lautes mit der innern Sprachform" auf ein in sich abgeschlossenes System der Entwicklung der Sprachelemente schliessen lassen. Leider aber rechtfertigt sich, wie wir schon in der Einleitung (a.a.O.) kurz angedeutet, diese Hoffnung nicht. Der § XII, welcher der Ueberschrift nach eigentlich die Hauptsache enthalten sollte, ist unverhältmässig kurz, ohne einmal in dieser geringen Ausdehnung in die Sache selbst genauer einzugehen. Auch der § XI enthält, wie wir unten sehen werden, Weniges, was nicht schon aus § X bekannt wäre; und was den letztern betrifft, so ist er zwar überaus reich an schönen und tiefen Gedanken, zugleich aber auch so wenig systematisch geordnet, dass der innere Fortschritt der Entwickung so gut wie gar nicht sichtbar wird. Es ist dieser Mangel schon aus den Ueberschriften erkennbar. Zuerst finden wir die allgemeine Ueberschrift „Lautsystem der Sprachen"; daneben: 1. „Natur des „artikulirten Lauts"; 2: „Lautveränderungen"; 3: „Ver-„theilung der Laute unter die Begriffe" — ein Gegenstand, den man erst im § XII erwarten sollte —; 4: „Bezeichung all-„gemeiner Beziehungen" — ebenfalls in § XII hingehörig —, 5: „Artikulationssinn". Jetzt tritt wieder die allgemeine Ueber-

konkret im Satze. Die zweite Trias ist also Wurzel — Stamm Sprossform, die sich aber sofort zur Tetraktys erweitert: Wurzel — Stamm — Sprossform — Satz; indem abermals in der Wurzel die unterschiedslose Einheit der Momente, (wie oben im artikulirten Laut), im Stamm der Unterschied derselben, (wie oben in der Silbe Vokal und Konsonant, so hier Sein und Thätigkeit, Nomen und Verbum), in der Sprossform die abstrakte, weil ein-

---

schrift allein ein, und zuletzt neben ihr 6: „Technik der Sprachen". Wenn man nun diese sechs oder vielmehr — da die allgemeine auch als besondre gilt — sieben verschiedenen Ueberschriften in ihrer Reihenfolge durchgeht, mit der Absicht, einerseits die Hauptmomente in dem ganzen § zu erkennen, andrerseits ihre Verbindung, d. h. den Fortschritt der ganzen Untersuchung über den Laut aufzufinden, so kommt man bald zu der Ueberzeugung, dass ein solches Unternehmen unmöglich ist. Es ist offenbar dem Verf. weder an der ausdrücklichen Bestimmung jener Hauptmomente noch an der Hervorhebung ihrer Verbindung gelegen gewesen. In welchem Verhältniss steht z. B. die 5te Ueberschrift zur 4ten u. 8ten? Wie unterscheidet sich die zwischen der 5ten u. 6ten eintretende besondre Ueberschrift „Laut- „system der Sprachen" von der gleichlautenden allgemeinen des ganzen §? Diese und andre Fragen bleiben durch den Inhalt selbst völlig unbeantwortet. (Vergl. Einleitung No. 7). Es ist dies ein schon öfter erwähnter Hauptmangel — aber zugleich für den Verf. auch ein grosser Vortheil — seines Werks, dass es geflissentlich jeden Schein einer systematischen Entwicklung vermeidet. Der Kritik aber erwächst daraus insofern eine grosse Schwierigkeit, als die in begrifflicher Rücksicht aphoristisch-anschauliche Form seiner Darstellung für die einzelnen Gedanken eine bedeutende Schutzwaffe abgiebt. Denn wenn sie die Berechtigung, d. h. Begründung derselben untersuchen will, so ist sie gezwungen, die zusammengehörenden aus dem Genzen zusammenzusuchen, um sie gleichsam mit einander zu konfrontiren. Es ist dabei nicht zu vermeiden, dass man häufig Gedanken findet, die einander gradezu widersprechen, aber nur, weil sie, durch ihre weite Entfernung von einander verleitet, in einer absoluten Form auftreten, die ihnen nicht zukommt. Verwandelt man diese absolute Geltung in die gehörige relative, so verschwindet zwar

seitige Einheit der Momente, im Satz endlich die Rücknahme aller Unterschiede in die konkrete, bedeutungsvolle Einheit (wie oben im Worte) sich darstellt.

Erste Trias:

Artikulirter Laut — Silbe — Wort.

§. 19. Artikulation.

105. Artikulation, als die ganz allgemeine Weise der äussern Spracherzeugung gefasst, ist Lautgestaltung überhaupt und umfasst in diesem weiten Sinne (siehe oben No. 100 am Ende) auch alle engern Bestimmungen der Silbe — des Worts — des Satzes, kurz die gesammte Verarbeitung des Lauts als flüssiger Materie zu einer bestimmten Form. „Die Lautform" — d. h. jedes Produkt jenes Prozesses der Verarbeitung — „ist der Ausdruck, welchen die „Sprache dem Gedanken erschafft". — S. 84. Die Artikulation setzt also das Wesen und die Nothwendigkeit des Lauts überhaupt, als der allgemeinen theoretischen Manifestation des Lebens, der See-

---

der Widerspruch, denn sie zeigen sich dann als die einander ent- entgegengesetzten Momente einer höhern Wahrheit, aber die Schwierigkeit, welche dem Verständniss hieraus entsteht, ist deshalb nicht geringer. Diese Bemerkungen sollen übrigens nur das im Texte befolgte Verfahren rechtfertigen, nach welchem die Gedanken des Verf.'s nicht immer ihrer faktischen Aufeinanderfolge nach wiedergegeben sind, sondern mehr nach dem Gesammtinhalt des Abschnitts in eine zusammenhangende systematische Entwicklungsform gebracht sind.

Zusatz zu § 19: 106. Wenn man die Artikulation als die allgemeine Weise der äusseren Spracherzeugung fasst, so ist ihr Begriff mit dem des Prozesses selbst als dialektischer Fortbewegung identisch, und die Artikulation im engern Sinne nur als eine Stufe jener allgemeinen und als ihr Anfang zu betrachten. Wir haben schon oben gesehen, dass es bei diesem Anfange, welcher reine Negation des unendlichen Empfindungslauts ist, nicht bleiben kann, sondern dass die abstrakte Artikulation sich weiter bestimmt als Silbe, diese ferner das Wort. Dass hier die erste Trias vollendet ist, hat

lenhaftigkeit, voraus, indem sie diesem ganz Allgemeinen, Formlosen und Unbestimmten, aber eben deshalb unendlicher Gestaltung und Bestimmung Fähigen gegenüber als das Prinzip dieser Besonderung und Bestimmung erscheint. Damit dieser Prozess aber möglich werde, muss auch die Seele, welche ebenso wie der Empfindungslaut, der ihre Manifestation ist, ein schlechthin Unendliches und Unbestimmtes ist, aus ihrer Grenzenlosigkeit zum subjektiven Geist sich beschränken und um das Centrum des Bewusstseins sich sammeln. Dies geschieht, sobald und insofern sich das Individuum in der Wahrnehmung einem Objekt gegenüber zum Subjekt macht, und sich als solches weiss. Doch auch dieser Prozess des Zu-sich-selbstkommens (nemlich: aus der Versenkung in das Objekt) kann seinerseits

---

seine Nothwendigkeit darin, dass diese dritte Stufe als die Negation der Negation (Silbe) des ersten Allgemeinen (Artikulation) im Prozesse als das erste Individuelle, Konkrete, nemlich als die wahrhafte Affirmation jenes abstrakt Allgemeinen auftritt. Im Worte ist daher auch erst die Bedeutsamkeit als konkrete vorhanden, in der Artikulation dagegen nur als abstrakte. Der artikulirte Laut hat somit nur, wie der Verf. (S.65) sagt: „Fähigkeit zur Bedeutsamkeit“ (besser: zur Bedeutung) — eine Fähigkeit, die sich erst im Worte realisirt; weshalb der Verf. an einer andern Stelle (S. 74) die Wörter auch als die „wahren Elemente der Rede“ bezeichnet, „da die der Bedeut- „samkeit“ (oder vielmehr: Bedeutung) „ermangelnden Silben „nicht eigentlich so genannt werden können“. In der That ist die Silbe Nichts als die Mittelstufe, durch welche die Dynamis der Bedeutsamkeit, die in der Artikulation liegt, zur Energie derselben im Worte hindurchgeht. Ueber den Begriff der Bedeutsamkeit siehe unter § 20 Zusatz. — Im Texte wird erwähnt, dass die Nothwendigkeit einer Manifestation des animalischen Lebens, der Seelenhaftigkeit, durch den Laut für den Begriff der Artikulation als gegeben vorauszusetzen sei. Es ist dies eine Lücke in der Untersuchung des Verf.'s, die unausgefüllt bleibt. Zwar äussert er (S. 50) — wie in No. 102 bereits angegeben ist — über den Unterschied der Sinneseindrücke, dass „das Ohr durch den Laut den Eindruck einer Be- „wegung empfängt“, ohne jedoch auf die Nothwendigkeit dieses Moments für die Umgestaltung der objektiven Wahrnehmung in die

doch nur dadurch realisirt werden, dass eine ähnliche Verwandlung mit dem Laute vorgeht. (Vergl. § 18. Zusatz). Wenn demnach ein Prozess den andern voraussetzt, so geht daraus hervor, dass es im Grunde ein und derselbe Prozess ist. Sie bedingen sich gegenseitig, aber nicht in der Weise einer Wechselwirkung, sondern als die beiden Seiten eines sich entwickelnden Prinzips, nemlich der Bestimmung, als der Aufhebung der abstrakt unendlichen Einzelheit in die konkrete Individualität. Man kann sagen: wie die Vorstellung die Negation der Empfindung, so ist die Artikulation die Negation des Lauts überhaupt, welche sich hier als ein Brechen des abstrakten Wesen desselben etwa in derselben Weise darstellt, wie die

---

Form des Gedankens u. s. f. näher einzugehen. Ferner ist hieher die Stelle (S. 52) zu nehmen, dass „die Sprache dazu unentbehr-„lich sei, um die Vorstellung in wirkliche Objektivität hinüberzu-„versetzen", und ferner die Stelle (S. 65), dass „der Mensch den ar-„tikulirten Laut seinen körperlichen Werkzeugen durch den Drang „seiner Seele abnöthige" und dass „das Thier das Nemliche zu thun „vermögen würde, wenn es von dem gleichen Drange beseelt wäre". Aber dieser Drang, der hier als spezifischer Unterschied zwischen Mensch und Thier gesetzt wird, ist nur eine ganz formale Bestimmung, die das Wesen jenes Unterschiedes nicht erklärt. Doch selbst abgesehen hievon bleibt der nichtartikulirte Laut immer eine Voraussetzung, die im Verein mit der Voraussetzung des Dranges die Artikulation selbst d. h. ihre Nothwendigkeit ebenfalls zu einer Art von Voraussetzung macht. Zweierlei müsste also bestimmt werden, um das wahre Wesen der Artikulation dem Begriff zugänglich zu machen: 1. das Wesen und die Nothwendigkeit des Lauts überhaupt, als unmittelbarer Manifestation des animalischen Lebens; 2. das Wesen und die Nothwendigkeit des „Dranges", durch den der Mensch das unbestimmte, unendliche Seelenleben zum bestimmten Selbstbewusstsein, d. h. zum konkreten Geistesleben, und die Manifestation des erstern, den Laut, zur Manifestation des letztern, zur Artikulation, erhebt. Wenn daher der Verf. sagt: „die Absicht und die Fähig-„keit zur Bedeutsamkeit, und zwar nicht zu dieser überhaupt, „sondern zu der bestimmten durch Darstellung eines Gedachten, „macht allein den artikulirten Laut aus, und es lässt sich nichts

Farbe als ein Bruch des abstrakten Wesens des Lichts. Denn „man muss die Sprachbildung überhaupt als eine Erzeugung an- „sehen, in welcher die innere Idee, um sich zu manifestiren, eine „Schwierigkeit zu überwinden hat. Diese Schwierigkeit „ist der Laut“. — S. 86. Die Brechwerkzeuge sind dann die Sprechwerkzeuge; wie es denn bekannt ist, dass manche Sprach-

---

„Anderes angeben, um seinen Unterschied auf der einen Seite „vom thierischen Geschrei, auf der andern Seite vom musika- „lischen Ton zu bezeichnen. Er kann nicht seiner Beschaffen- „heit, sondern nur seiner Erzeugung nach beschrieben werden“; u. s. f.: so ist darauf zu erwiedern, dass ja diese Erzeugung, aber nicht blos in ihrer äussern Erscheinung, sondern ihrem innern Grunde und Wesen nach, mit jener Beschaffenheit zusammenfällt, und dass, wenn dieselbe nicht blos beschrieben, sondern in ihrem innern Prozess dargestellt wird, alle Forderungen, die man an den Sprachphilosophen in dieser Rücksicht stellen kann, erfüllt sind. — Es ist — und wir müssen wieder hier darauf zurückkommen — bei dem wahrhaft tiefen und spekulativen Geiste des Verf.'s zu bedauern, dass er seine herrlichen Gedanken so selten in der einfachen Form rein begrifflicher Entwicklung darzulegen und auf diese Weise zu begründen sucht. Seine Darstellungsart ist dem Inhalt nach zu spekulativ, um populär, und der Form nach zu populär, um spekulativ heissen zu können. Wenn ich bei dieser Kritik ein Verdienst haben kann, so beschränkt es sich nur darauf, dass ich versucht habe, die tiefen Gedanken Wilh. v. Humboldt's aus dem ungewissen Halbdunkel philosophischer Anschauung zur formellen Klarheit des konkreten Begriffs zu befreien. Es kann deshalb scheinen, als sei zu Viel von dem Meinigen in die Kritik eingemischt, aber mit Unrecht. Denn es ist in dieser ganzen Arbeit kaum ein Gedanke, den der Verf. nicht, wenn auch nicht ausgesprochen, so doch sicherlich gehabt hat. Er hat ihn gehabt, nur nicht entwickelt. Dass er ihm nicht fremd war, geht daraus hervor, dass er die Resultate davon oder einzelne Momente, die ihm vielleicht die wesentlichern schienen, ausspricht, was unmöglich gewesen wäre, hätte er nicht das Bewusstsein über dass Ganze in sich getragen. In diesem § spricht sich der Mangel an spekulativer Entwicklung vorzüglich darin aus, dass solche Begriffe,

forscher *) — aber ohne hinreichenden Grund und Beweis — brechen und sprechen für Wurzelverwandte gehalten haben.

106. Den Anfang der allgemeinen Determination, welche das Wesen des Spracherzeugunsprozesses bildet, macht also die Artikulation im engern Sinne, nach welchem sie die begriffliche Lautgestaltung — ebenfalls im engern Sinne, d. h. mit Ausschliessung der Wort- und Satzbildung und im Unterschiede von ihr — bezeich-

---

wie „artikulirter Laut", „Artikulation", „Bedeutsamkeit" u. s. f. ohne weitere Entwicklung in die Erörterung eingeführt werden, statt dass aufgezeigt werden müsste, wie wir zu solchen Begriffen kommen, oder wie z. B. der „artikulirte Laut" möglich sei, u. s. f. —

186. Dem oben angeführten Satze des Verf.'s über die Merkmale des artikulirten Lauts folgt eine Stelle, die sehr dunkel ist. Nachdem er nemlich die Artikulation erklärt hat: als beruhend „auf der „Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer „der Form seines Wirkens entsprechenden Behandlung des Lautes „zu nöthigen", fährt er fort: „Dasjenige, worin sich diese Form und „die Artikulation, wie in einem verknüpfenden Mittel, begegnen, ist, „dass beide ihr Gebiet in Grundtheile zerlegen, deren Zusammen„fügung lauter solche Ganze bilden, welche das Streben in sich „tragen, Theile neuer Ganzen zu werden". Würden wir nicht durch die in der letzten Hälfte des Satzes liegende Andeutung auf die Vermuthung geleitet, dass hier von den artikulirten Lauten im Verhältniss zu den Wörtern die Rede sei, so dürfte das Verständniss des

---

*) Z.B.: Ast in seinen Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik. § 1 Anm.; auch Heyse in seinen Vorlesungen über Sprachphilosophie. Weit grössere Wahrscheinlichkeit hat dagegen Bopp's Erklärung, nach welcher *s-prach* aus dem sanskr. *prâh'* mit vorgeschlagenem *s*, wie das deutsche *sag-en* aus *ak'* (lat. *ajo*, *n-ego* für *ne-ago*, vergl. Goth. *aika* in *af-aika* [absagen] u. s. f.) entstanden ist, und zwar ebenfalls mit vorgeschlagenem *s*. Demnach wären sprechen und sagen derselben Wurzel angehörig, nemlich das erstere als ein Kompositum des letztern zu betrachten weil das skr. *prâh'* aus dem Präfix *pra* und der Wurzel *ah'* zusammengesetzt ist. Vergl. Bopp Glossar. Sanskr. unter *ah'*, und meine Abhandlung: *De origine et formatione Pronominum personalium etc.* Berlin 1846. Seite 12.

net. In dieser Bedeutung ist sie von jetzt ab festzuhalten. „Die „Artikulation beruht auf der Gewalt des Geistes über die „Sprachwerkzeuge, sie zu einer der Form seines Wirkens ent- „sprechenden Behandlung des Lautes zu nöthigen“, und ist mithin

---

ganzen Satzes sehr schwierig sein. Und auch jetzt noch ist Manches darin unklar, besonders die Parallele des eben erwähnten mit dem in der Form des geistigen Wirkens liegenden Verhältnisse. Doch ist grade dies ein zu wichtiger Punkt für uns, um nicht wenigstens einen Versuch zu wagen, die Vorstellung des Verf.'s zu ergründen. Gesagt ist: 1. der Geist wirkt in einer bestimmten Form; 2. die Artikulation ist die dieser Form analoge Behandlung der Sprachwerkzeuge, hervorzurufen durch die Gewalt des Geistes über sie. — Bleiben wir hier einen Augenblick stehen, um zu fragen: Was ist diese Form? wie offenbart sie sich? und: was offenbart sie? Auf die letzte Frage ist die Antwort: das Wirken des Geistes —; auf die zweite würde zweifelsohne die Antwort sein: artikulirend, als Artikulation — denn hier ist nur vom theoretischen, erkennenden Geiste die Rede —; die erste Frage würde daher die Antwort erhalten: Sie ist die Wirksamkeit der Artikulation. — Sind wir aber damit wirklich weitergekommen und nicht vielmehr im Kreise herumgegangen, indem wir, um zur Artikulation zu kommen, von ihr ausgehen mussten? Allerdings, aber ist dies Anders möglich? Ist ein Wirken des Geistes als bestimmte Form einer bestimmten Thätigkeit desselben denkbar ohne Manifestation? Heisst nicht: eine solche Form der Wirksamkeit vor der Artikulation annehmen, Dasselbe als: man denke früher als man spreche? Realisirt sich nicht vielmehr das Denken im Sprechen, die Wirksamkeit des Geistes, welche hier allgemein als Bestimmung zu fassen ist, in der Artikulation? — Man kann also nur unter Gefahr der Verschiebung des wahren Verhältnisses sagen, dass die Sprachwerkzeuge „genöthigt“ werden, den Laut so zu behandeln, dass er der (also schon vorhandenen) Form der geistigen Wirksamkeit „entspreche“. Eins ist nicht früher als das Andere, Beide mit-, weil durcheinander. Die Richtigkeit dieser Behauptung erkennend, sucht daher auch der Verf. die Ursache der Artikulation nicht mehr in jener Form, sondern in einem ihnen beiden gemeinschaftlichen dritten Prinzip, worin sie sich „wie in einem verknü-

die ideelle Form des Sprachlauts. — S. 67. Sie ist deshalb auch von dem hörbaren Laute zu trennen, wie man an den Taubstummen wahrnehmen kann, welche „sprechen lernen, indem man „die Lage und Bewegung ihrer Sprachwerkzeuge lenkt", weil „sie,

---

„pfenden Mittel begegnen". Dass hiemit aber die vorangehende Vorstellung aufgehoben erscheint, ist leicht einzusehen, denn eine solche Gemeinschaftlichkeit und Analogie setzt die Koordination der Verglichenen voraus. Was ist nun dies gemeinschaftliche Prinzip? 1. „Beide „zerlegen ihr Gebiet in Grundtheile". 2. „Die Zusammenfügung die- „ser Grundtheile bildet Ganze, die das Streben in sich tragen, Theile „neuer Ganzen zu werden".— Hier wäre zuerst auszumachen, ob unter den „Grundtheilen" die Buchstaben oder die artikulirten Laute gemeint seien. Im ersten Fall würden wir als letzte Einheiten die Wörter, im zweiten die Sätze haben: jene durch Vermittlung der Silben, welche als die ersten „Ganzen" das Streben in sich tragen, Theile neuer Ganzen (der Wörter) zu werden; diese durch Vermittlung der Wörter, welche, als die ersten Ganzen aus der Zusammenfügung der artikulirten Laute, durch jenes Streben zur Bildung der Sätze geführt werden müssen. Beiden Annahmen stehen aber Schwierigkeiten entgegen: der ersteren die, dass die Buchstaben nach des Verf.'s eignen Ansichten blosse Abstraktionen sind (Siehe No. 109); der letzteren die, dass ebenfalls nach des Verf.'s eigner Ansicht die Sätze nie als aus Wörtern zusammengesetzt gedacht werden können (vergl. § 18. Zusatz 103-104), sondern umgekehrt diese aus jenen hervorgehen. Wir können uns deshalb nicht für die eine oder andre Annahme vorzugsweise entscheiden. Was heisst nun aber: „Beide zerlegen ihr „Gebiet in Grundtheile"; und zwar zuerst: Was ist unter diesem „Gebiet" zu verstehen? und sodann: Wie ist die „Zerlegung" vorzustellen? Was die erstere Unterfrage betrifft, so könnte man auf der einen Seite, nemlich bei der Artikulation, an den Lautstoff denken, obwohl dafür die Bezeichnung „Gebiet" nicht recht passen will. Was entspricht dann aber demselben auf der andern Seite, welche die „Form des geistigen Wirkens" darstellt? Wohl nichts Anderes als der in das Subjekt aufgenommene Stoff der objektiven Anschauung, obwohl auch hiefür der Ausdruck „Gebiet" ungewöhnlich wäre. Stoff der objektiven Anschauung, nicht Form; denn diese erlangt dieselbe erst durch die Reproduktion (vergl. § 18.

„durch den Zusammenhang **ihres** Denkens mit **ihren** Sprach-
„werkzeugen, im **Andern** aus dem einen Gliede, der Bewegung
„seiner Sprachwerkzeuge, das andre, sein Denken, errathen ler-
„nen". — S. 66.

§. 20. Artikulationssinn.

107. Die Dynamis der Sprache oder die dem Menschen überhaupt beiwohnende Sprachfähigkeit kann man als diese formale Gestaltungskraft „Artikulationssinn" nennen (Vergl. § 9. No. 80), welcher als die theoretische Form des allgemeinen Denkvermögens zu

---

101-102), welche ihrerseits ohne Artikulation des Lautstoffs d. h. ohne Sprache unmöglich ist. (Vergl. die Worte des Verf.'s im Zusatz zu § 18; 100). In der zweiten Unterfrage ist der Begriff der „Zerlegung" offenbar neutral als reine Thätigkeit zu fassen, ohne jegliche Reflexion auf die Spontaneität eines Subjekts, und demnach soviel als Entwicklung, genauer: Gliederung, d. h. Artikulation im weitesten Sinne (vergl. § 18; 100.). — Nachdem wir somit den Gedanken des Verf.'s bis in seine einzelnen Momente zerlegt haben, um die etwas dunkle Fassung desselben zu erhellen, bedarf es wohl keiner weitern Ausführung des Beweises, dass die oben im Texte gegebene Entwicklung des Begriffs der Artikulation und des dialektischen Prozesses überhaupt mit der Ansicht des Verf's durchweg übereinstimmt: und diese Uebereinstimmung anschaulich zu machen, war auch der wesentlichste Zweck der hier gegebenen weitläufigen Auseinandersetzung.

Zusatz zu § 20: 107. Es ist im § 19, 106 gesagt worden, dass der Laut in der Artikulation seine ideelle Form erhalte. Diese Idealität ist jedoch einerseits nur insofern eine solche, als in der Artikulation die bestimmende Macht des Geistes sich offenbart, also nur dem Laute als allgemeinem Empfindungslaute gegenüber, andrerseits aber ebendeshalb auch abstrakt, weil sie als blosses Prinzip der Bestimmung von ihrem Stoff, dem Laute, abgesondert werden kann. Gegen den Begriff der **Bedeutung** — über dessen aktiven Sinn sogleich gehandelt werden wird —, als in welchem sowohl das Substrat der Bestimmung, der Laut überhaupt, als auch das Prinzip derselben, die

fassen ist. Die Form ist also auch hier wie in jeder Art konkreter Erzeugung und organischer Thätigkeit das Wesentliche, weil Lebendigmachende. Zugleich geht daraus hervor, dass die Klarheit des Denkvermögens mit der Bestimmtheit des Artikulationssinnes in gradem Verhältnisse stehen muss, da der letztere eigentlich nur eine besondre, nemlich die theoretische Verwirklichungsform des erstern

---

Artikulation, zu blossen Momenten herabgesetzt und in konkreter Einheit vorhanden sind, erscheint daher die Artikulation zwar ebenfalls noch abstrakt, aber nicht als abstrakte Idealität, sondern vielmehr als abstrakte Realität, weil sie sich als das äusserliche Scheinen der Bedeutung darstellt. So ist auch der Artikulationssinn als die formale Gestaltungskraft nur dem Laute gegenüber als ideelles Vermögen zu fassen, weil er diesen idealisirt, d. h. mit dem ideellen Stoff der Bedeutung erfüllt. Dem Vermögen der letztern d. h. der allgemeinen Denkthätigkeit gegenüber verhält sich der Artikulationssinn nur als formales Medium, also nicht als ideelle, sondern als reelle, aber noch abstrakte Gestaltungskraft. Dass hienach der Laut und die demselben angehörenden Organe, sowohl die produktiven (Sprachwerkzeuge) als receptiven (Ohr), nicht die erste, sondern die zweite Stelle unter den Bedingungen der Spracherzeugung einnehmen, und dass jene erste vielmehr der ideellen Sprachkraft, für die wir nunmehr die Vorstellungskraft und den Artikulationssinn als inneres und äusseres Moment setzen können, zukomme, scheint sich fast von selbst zu verstehen, und wir können daher in dieser Rücksicht dem Verf. nicht beistimmen, wenn er dem Artikulationssinn eine der Feinheit der Sprachorgane und des Ohrs untergeordnete Bedeutung zuerkennt. Denn abgesehen von den obigen Gründen scheint auch die „Feinheit der Organe“, gegen die das „Gefühl für Wohllaut“ eine rücksichtlich der Bedeutsamkeit unwesentliche Stellung behauptet, erst ein Resultat der Feinheit des Artikulationssinnes zu sein. Sagt doch der Verf. bald nachher selbst: „Durch die Herrschaft des „Artikulationssinns wird die Empfänglichkeit sowohl als die Selbst„thätigkeit der sprachbildenden Kraft gestärkt“, folglich doch auch die diese Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit bedingenden Organe des Sprechens und Hörens. Was übrigens den ganzen Standpunkt in dieser Entwicklung etwas verschiebt, ist die Reflexion des Verf.

ist. Wenn daher der Artikulationssinn als die formale Gestaltungskraft der Sprachfähigkeit bezeichnet wurde, so ist damit nicht gemeint, dass er zur Bedeutung, als der materialen Gestaltungskraft, in einem rein gegensätzlichen Verhältniss stehe. Vielmehr „schafft das Streben, dem Laute Bedeutung zu verleihen" — also die Bedeutung im aktiven Sinne, nicht als Eigenschaft,

---

auf die Nationalsprache. Statt nemlich den Artikulationssinn als allgemeine Dynamis zu betrachten und seine Beziehung zur Dynamis des menschlichen Denkens überhaupt zu untersuchen, spricht er von einem positiven Artikulationssinn: dass seine Feinheit „ein grosser „Vorzug der sprachbildenden Nationen" sei u.s.f. — Es ist dies nach zwei Seiten hin ein Hinausgehen in eine andre Sphäre. Denn erstlich weis't der Ausdruck „Vorzug" darauf hin, dass der Artikulationssinn als relativer, nach Graden bestimmbarer Begriff gefasst wird, da doch hier vielmehr von seinem absoluten Wesen die Rede sein sollte. Zweitens könnte man in Zweifel darüber sein, was der Verf. unter „sprachbildenden Nationen" versteht, ob nemlich blos Nationen als sprachbildende, in der Sprachbildung begriffene, oder solche, die im Gegensatz zu andern, gleichsam sekundären, wirklich spracherzeugend sind. Die erstere Auffassung ist indess wohl die wahrscheinlichere, weil der Artikulationssinn, da er es wesentlich mit der Gestaltung zu thun hat, sich in der Bildung sekundärer Sprachen mit ebenso grosser oder möglicherweise noch grösserer Feinheit entwickeln kann, als in der primärer Sprachen. — Was die Begriffe der Bedeutung, Bedeutsamkeit u. s. f. betrifft, so ist die genaue Scheidung und Bestimmung derselben meines Erachtens für die philosophische Sprachforschung zu wichtig, um nicht einmal näher erörtert zu werden. Wenn man, wie gewöhnlich, Bedeutung im Sinne von Gedankeninhalt einer Lauteinheit — und da die erste konkrete Lauteinheit das Wort ist — des letzteren fasst, Bedeutsamkeit dagegen als Disposition zur Bedeutung, so ist zunächst zu bemerken, dass wir für „Bedeutsamkeit" zwar ein entsprechendes Adjektiv *bedeutsam* besitzen, aus dem jenes Wort selbst gebildet ist, dagegen für den Begriff „Bedeutung" ein solches Correlat fehlt. Denn „*bedeutend*" ist dem gewöhnlichen Wortsinne nach als Gegensatz von „unbedeutend" ein Synonym von „vorzüglich" u. s. f., d. h. es

sondern als Thätigkeit genommen — „die Natur des artikulirten „Lauts“ — besser der Artikulation —, „dessen Wesen ausschliess„lich in dieser Absicht besteht“ und „wirkt folglich auf eine be„stimmte Bedeutung hin“. — „In der Stärke und Reinheit des „Artikulationssinnes liegt daher, wenn wir die Feinheit der Sprach„organe und des Ohres, so wie des Gefühls für Wohllaut, für den

---

hat nur einen positiven, keinen neutralen Sinn. Auch *bedeutungsvoll* leidet zwar an dieser Nebenbedeutung, die ihm besonders aus dem zweiten Theil seiner Komposition „voll“ zu erwachsen scheint; indess möchte es sich noch besser als *bedeutend* dazu eignen, den Mangel eines passenden Adjektivs für „Bedeutung“ zu ersetzen, besonders auch darum, weil wir jenes zur Bezeichnung eines besondern Begriffs gleichfalls nicht entbehren können. Es ist demnach also zuerst *Bedeutsamkeit* von *Bedeutung* wie Dynamis und Energeia zu unterscheiden und deswegen der artikulirte Laut insofern „bedeutsam“ zu nennen, als er einer Bedeutung fähig ist. Wenn daher Wilh. v. Humboldt das Wesen des artikulirten Lauts in „die Fähigkeit zur Bedeutsamkeit“ legt, ferner aber von „der Be„deutsamkeit ermangelnden Silben“ spricht (vergl. § 19. Zusatz 106), so ist nunmehr darauf zu erwiedern, dass nicht nur der erste Ausdruck eine pleonastische Tautologie und der zweite gradezu eine Unrichtigkeit enthält, insofern hier „Bedeutsamkeit“ beidemale mit Bedeutung identificirt wird, sondern auch der Begriff der Artikulation selbst gar nicht bestimmt, oder aber mit dem des „artikulirten „Lauts“ verwechselt ist. Der artikulirte Laut ist bedeutsam oder enthält die Fähigkeit zur Bedeutung (nicht zur Bedeutsamkeit), als solcher ist er aber auch schon Silbe, die gleichfalls also wohl noch der Bedeutung, aber nicht der Bedeutsamkeit ermangelt. Die Artikuation dagegen ist durch den Begriff einer Fähigkeit nicht zu bestimmen, da sie als Prozess zu fassen ist. Es ist oben erwähnt worden, dass sie Bestimmung — als neutrale Thätigkeit — ist. Dies ist aber etwas ganz Allgemeines, selbst wenn man als den zu bestimmenden Stoff den Laut und als das zu bestimmende Objekt die Vorstellung setzt. Um aus diesem Allgemeinen herauszukommen, müsste ein Ausdruck gefunden werden, der den Begriff der Bedeutsamkeit, aber als neutraler Thätigkeit, enthielte. Dieser Begriff fehlt, und es ist daher

„ersten ansehen, ein zweiter wichtiger Vorzug der sprachbildenden „Nationen. Es kommt hier Alles darauf an, dass die Bedeutsam„keit den Laut wahrhaft durchdringe, und dass dem sprachempfäng„lichen Ohre, zugleich und ungetrennt, in dem Laute nichts als „seine Bedeutung, und von dieser ausgegangen, der Laut grade „und einzig für sie bestimmt erscheine". — S. 83.

---

zu sehen, ob er nicht zu schaffen ist. Wenn man — wozu man in etymologischer Rücksicht das Recht hat — den Ausdruck Bedeutung nicht blos als Beschaffenheitsbegriff, sondern auch als Thätigkeitsbegriff — was übrigens im Grunde d. h. im neutralen Sinne Dasselbe besagt — fasst, so also, dass „Bedeutung" sowohl die innere Gestaltung des artikulirten Lauts zum Wort, also die Verwirklichungsform der Bedeutsamkeit zur Bedeutung (als Beschaffenheit), als auch das Resultat dieses Prozesses, die realisirte Bedeutsamkeit, d. h. der bestimmte Begriff des Worts, heissen kann, und man demgemäss auch die Adjektiva *bedeutend* und *bedeutungsvoll* unterscheidet: so ergiebt sich der Begriff der Artikulation als die Dynamis der Bedeutung (im ersten Sinne, nemlich als neutralen Thätigkeitsbegriffes) im Unterschiede vom artikulirten Laut, als dem Produkt oder der einfachen Form dieser Dynamis. — Dass diese Fassung der Ausdrücke „*Bedeutung*", „*bedeutend*" u. s. f. vom gewöhnlichen Sprachgebrauch abweicht, kann zugegeben werden; dass sie aber ihrer ursprünglichen Bildung widerspricht, dürfte nicht mit Recht behauptet werden. Das gewöhnliche Bewusstsein reflektirt selten auf das Werden der Erscheinungen, sondern meist nur auf das Gewordensein derselben. Zuweilen findet sich jedoch auch in ihm dieser Unterschied in ganz bestimmter Weise, wie z. B. der Begriff „Schöpfung" beweis't, welcher sowohl den Prozess als auch das Produkt des Schaffens bezeichnet. Es kann hier zum Ueberfluss noch an die Verschiedenheit der Begriffe „Energie" im gewöhnlichen Sinn, wo es eine hervorstechende Kraft des Charakters bezeichnet, und der aristotelischen *ἐνέργεια*, welche die lebendige Form bedeutet, erinnert werden: ein Ausdruck, der in letzterm Sinn ebenfalls schon seinen Weg in die Sprachphilosophie gefunden hat. Diese Bedeutungen verhalten sich nicht anders zu einander als die beiden Bedeutungen des Worts „bedeutend" oder „Bedeutung". Ich glaube also ein Recht in An-

§. 21. Artikulirter Laut. Silbe. Wort.

108. Das Prinzip der Begrenzung, welches den artikulirten Laut gegen den Laut überhaupt so wie gegen andre artikulirte Laute negativ bestimmt, macht seinem positiven Inhalt nach seine Einheit aus. Denn „das Denken fordert Zsammenfassung des „Mannigfaltigen in Einheit. Die nothwendigen Merkmale des „artikulirten Lauts sind daher“ einerseits positiv: „scharf zu ver„nehmende Einheit“, andrerseits negativ: „eine Beschaffenheit, die „sich mit andern und allen denkbaren artikulirten Lauten in ein „bestimmtes Verhältniss zu stellen vermag. Die Geschiedenheit des „Lauts von allen ihn verunreinigenden Nebenklängen ist zu sei„ner Deutlichkeit und der Möglichkeit zusammentönenden“ (harmonischen?) „Wohllauts unentbehrlich, fliesst aber auch unmittelbar

---

spruch zu nehmen, wenn ich mir erlaube, diese Begriffe in die Sprachphilosophie einzuführen.

Zusatz zu § 21: 108. Eigentlich ist die oben angegebene Unterscheidung zwischen der negativen und positiven Bestimmung des artikulirten Lauts nicht ganz genau. Denn die „scharf zu vernehmende „Einheit“ könnte vielleicht ebensogut auch als negative Bestimmung gelten, weil sie das Moment der Abgrenzung enthält, umgekehrt aber jene „Beschaffenheit“, die oben als negative Bestimmung eingeführt ist, ebensogut auch als positive gefasst werden. Der Grund von dieser scheinbaren Undeutlichkeit liegt aber nur darin, dass diese Unterscheidung der beiden Seiten an der Sache selbst gar nicht vorhanden und also eine unwahre ist, vielmehr jede nur insofern wahr ist, als sie zugleich die andere als Moment in sich enthält. Deshalb ist auch ein fester Gegensatz nicht möglich. Was nun aber die „Be„schaffenheit“ betrifft, so ist nicht recht einzusehen, wie sie „sich“ (nicht den Laut selbst) „mit andern Lauten in ein bestimmtes Ver„hältniss zu setzen vermag“, besonders auch darum, weil dies „Ver„hältniss“ selbst, obwohl es als „bestimmtes“ bezeichnet wird, dennoch nicht bestimmt wird. So viel ist jedoch einleuchtend, dass diese Beschaffenheit mit jener Einheit im Grunde identisch sein muss.

„aus der Absicht, ihn zum Elemente der **Rede** zu machen". — S. 67. Denn diese Nebenklänge sind nicht etwas positiv am artikulirten Laute Haftendes, sondern ein Deficit an Begrenzung gegen den **Laut überhaupt**.

109. Das Verhältniss des artikulirten Lautes zu andern artikulirten Lauten setzt nun eine **Differenz in der Artikulation** überhaupt. Denn da das Wesen der Artikulation reine Negativität, reine Gestaltung und Bestimmung ist, so muss sie sich nach „Ueber„windung" des abstrakten Positiven, d. h. des formlosen Lautes, da sie sich mit demselben zugleich erfüllt, gegen sich selbst richten und sich zur Versöhnung des Negativen und Positiven, der Form und des Inhalts, selber aufheben. Sie hört damit auf abstrakte Allgemeinheit zu sein, weil sie sich zum Gegensatz, und weiterhin in diesem zur **Besonderung** entschliesst. Die Besonderung ist zunächst wirkliche Absonderung, Scheidung in den Organen der Artikulation, indem sich an beiden Enden der Zunge — dem allgemeinen, sozusagen: **neutralen** Artikulationsorgan, daher auch in den meisten Sprachen mit „Sprache" identisch, z. B. γλώσση, *lingua*,

---

Denn wenn man in der Determination, welche das allgemeine Wesen der Artikulation ausmacht, zwei Seiten unterscheiden kann, nemlich als sich nach Aussen zu negativ verhaltende Begrenzung und als nach Innen zu gehende Centralisation und Gliederung, so ist dieser Prozess doch nur ein einfacher, da diese Centralisation nur durch die Begrenzung und letztere nur durch jene möglich ist und bewirkt wird, kurz, wie schon oben bemerkt wurde, Eins hat das Andre als Moment an sich.

109. Ueber die in der Artikulation begründete Differenz des artikulirten Lauts ist zu bemerken, dass der Verf. — und ich musste ihm darin folgen — statt von dem abstrakten oder doch allgemeinen **Gegensatz** der Vokalität und Konsonanz auszugehen, dessen erste Einheit der ganz allgemeine artikulirte Laut ist, d. h. den jeder artikulirte Laut ohne Rücksicht auf sonstige organische Bestimmtheit aufhebt, und der also auch jeder organischen Besonderung vorangeht, als den ersten Hauptunterschied „die Verschiedenheit der Sprach„werkzeuge und des räumlichen Ortes in jedem derselben" bezeich-

langue, in „*Zungen*" reden (Bibel) u. s. f. — Die Extreme der Lippe und des Gaumens, zwischen denen jenes die Brücke und Vermittlung wie den Ausgang bildet, als besondre Organe im engern Sinne darbieten. Das Weitere, wie die einzelnen Organe wiederum durch Ineinanderübergehen liquid werden und neue Besonderungen bilden, ferner: was der Inhalt dieser Besonderung ist, d. h. was die charakteristischen Unterschiede der Organe ausmacht u. s. f., müssen wir hier, wo es nur auf das Prinzip ankommt, übergehen. Darin aber stimmen die besondern Artikulationspotenzen unter sich, weil mit dem allgemeinen Artikulationsvermögen, überein, dass in jedem von ihnen derselbe Gegensatz zwischen der Negativität der Form und der Positivität des Inhalts sich geltend macht, der aber nunmehr als versöhnter und organisch beruhigter erscheint: als der Gegensatz zwischen Konsonanz und Vokalität, dessen Vermittlung und Versöhnung in der Silbe erreicht wird. Da nun die organische Differenz der Artikulation als solcher, d. h. als formaler Gestaltungskraft, angehört, so wird sie wesentlich in der Konsonanz sichtbar werden, d. h. wir werden zunächst Zungen-, Lippen- und Gaumenkonsonanten haben. Da jedoch der Inhalt des artikulirten Lauts von seiner Form nur insofern zu tren-

---

net. Ehe wir die sehr wichtige Frage nach der Beziehung, in welcher der Gegensatz zwischen Vokalität und Konsonanz zu der organischen Besonderung steht, erörtern, zuvor ein paar Nebenfragen: Ist die Bezeichnung „räumlicher Ort" nur tautologisch zu fassen, oder liegt eine tiefere, auf einen weitern Unterschied sich gründende Bedeutung in diesem Ausdruck? Wir vermuthen das Letztere (schon darum, weil diese Tautologie zu nichtssagend wäre) und zwar in dem Sinne, dass hier die Ausdehnung, die ganze Sphäre des Organs, im Gegensatz zu der blos punktartigen Bestimmung „wo"? gemeint ist; insofern ist dann die Bezeichnung „räumlich", wenn auch etwas unbestimmt, doch keineswegs überflüssig. Ferner: Wie ist jenes „Und" zwischen „Sprachwerkzeuge" und „des räumlichen Orts" zu verstehen? Als bloss erklärend oder als eine neue Bestimmung enthaltend? Offenbar wohl das Letztere, wenn anders meine Auffassung des „Räumlichen" richtig ist. Denn

nen ist, als das Eine in dem Andern als Moment vorhanden ist, so wird zwar einerseits, wenn — was übrigens dem Wesen der Artikulation am gemässesten ist — der Inhalt (Vokalstoff) als Moment gesetzt wird, die organische Differenz am klarsten und bestimmtesten hervortreten; andrerseits aber wird, wenn die Form (die Kons nanzform) zum Moment herabgesetzt wird, weil sie nicht vernichtet werden kann, doch immer das Gesetz der Differenziirung wirksam bleiben: kurz wir werden ebenso auch Vokale der Zunge, der Lippe und des Gaumens haben, wie wir Konsonanten derselben hatten, und zwar wird das Verhältniss des Gegensatzes (*u* und *i*) und der Vermittlung (*a*), so wie des Ineinanderübergehens (Mischvokale *o*, *e*) ganz dasselbe bleiben. Zugleich aber — und dies ist ein sehr wesentlicher Punkt — wird durch diese doppelte Richtung der Artikulation, je nachdem nemlich der Inhalt oder die Form als Moment des Andern erscheint, die Artikulationsthätigkeit selber in eine konkrete Differenz gespalten, so dass sie nach zwei Seiten hin, oder vielmehr auf zwei Weisen zugleich wirksam sein kann, indem sie für den Inhalt das eine Organ, für die Form ein andres, ja das entgegengesetzte in Bewegung setzt, wie es z. B. in den Silben *gu* und *bi* geschieht. In *gu* gehört die Form dem Gaumen an, der Inhalt

---

in diesem Falle will der Verf. durch das Und (im Sinne von: und zwar) die Sphäre des Organs in sich wieder bestimmen, was insofern ganz gerechtfertigt ist, als z. B. die Zunge nach zwei Seiten, nemlich nach der Lippe und dem Gaumen zu, wirksam sein kann, und selbst die extremen Organe, z. B. der Gaumen, mehr nach hinten oder nach vorn zu den Hauch brechen können. Nun zu der Hauptfrage. Unläugbar ist die organische Besonderung, welche das Wesen der Silbe ausmacht, schon eine Weiterbestimmung des allgemeineren und daher abstrakteren Gegensatzes zwischen Vokalität und Konsonanz. Wenn man dagegen erwiedert, dass ein artikulirter Laut ebensowenig ausserhalb eines bestimmten Organs als ausserhalb jenes Gegensatzes ausgesprochen werden kann, so ist darauf hinzuweisen, dass grade in der absoluten Untrennbarkeit der Vokale von den Konsonanten der Beweis liegt, dass ihr Gegensatz eine bedeutendere Abstraktion enthält, als die Besonderung der Organe. Dies

der Lippe; in *bi* ist's umgekehrt. Hier eliminiren sich also die Momente gegenseitig. — Eine dritte Differenz, die aber rein quantitativer Natur ist, wird durch den Grad von Kraft hervorgebracht, zu deren Anwendung die Organe genöthigt werden. Dadurch entsteht die Theilung der Konsonanten in starke und schwache (*Tenues* und *Mediae*). Die sogenannten *Aspiratae* sind wieder Modifikationen dieser beiden Arten und zwar eigentlich jeder derselben, da sie ihnen nicht koordinirt sind. Im Sanskrit giebt es daher auch nicht wie z. B. im Griechischen *Tenues, Aspiratae, Mediae*, sondern reine *Tenues*, aspirirte *Tenues*, reine *Mediae*, aspirirte *Mediae*; woraus hervorgeht, dass der die Modifikation bewirkende Hauch die Form der Artikulation nicht durchdringen darf, und dass folglich die deutschen Aspiraten, *ph, ch* u. s. f. eigentlich liquide Konsonanten sind, die sich den sogenannten Halbvokalen nähern, da sie auch strenggenommen nur in den extremen Organen (Lippe, Gaumen) möglich sind. Das *th*, wenn es nicht, wie das englische *th* und griechische ϑ, sich dem liquiden Zungenlaute (*s*) nähert, hat deshalb eigentlich blos orthographische, resp. etymologische Bedeutung. „Die

---

erhellt auch aus dem Umstande, dass die Vokale selbst bestimmten Organen angehören, indem sie, obgleich den Konsonanten entgegengesetzt, doch in Rücksicht auf ihre Differenz eine bestimmte Analogie mit den nach der Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge auseinanderfallenden Konsonantenreihen haben, so nemlich, dass *a* den Zungenlauten, *i* den Gaumlauten, *u* den Lippenlauten entspricht, was übrigens auch schon aus dem Uebergange derselben in ihre analogen Konsonanten durch Vermittlung der sogenannten Halbvokale hervorgeht. Eine solche Analogie ist nur daraus zu erklären, dass der Gegensatz zwischen Vokalität und Konsonanz überhaupt ein unwahrer, zwar im Wesen des artikulirten Lautes selbst, aber nicht als konkreter Einheit, d. h. der Silbe, sondern als abstrakten Produkts der allgemeinen, im Begriff der Artikulation liegenden Bestimmungsthätigkeit des Sprachgeistes begründet liegt, deshalb aber auch selber allgemeiner als die Differenz zwischen den Organen und zwischen den Produkten ihrer Thätigkeit ist. — In Rücksicht auf die im Texte wörtlich mitgetheilte Gedankenfolge aus dem Werke des Verf.'s glaube

„ersten Hauptunterschiede bildet" also „die Verschiedenheit der
„Sprachwerkzeuge und des räumlichen Orts in jedem dersel-
„ben, wo der artikulirte Laut hervorgebracht wird. Es gesellen
„sich dann zu ihm Nebenbeschaffenheiten, die jedem, ohne
„Rücksicht auf die Verschiedenheit der Organe, eigen sein können,
„wie Hauch, Zischen, Nasenton u. s. w. Von diesen droht jedoch
„der reinen Geschiedenheit der Laute Gefahr"... „Diese Neben-
„be schaff heiten müssen" daher, wenn sie „vollständig und doch
„dem feinsten Ohre unvermischt und rein hervortönen" sollen, „mit
„der ihnen zum Grunde liegenden Artikulation in eine eigne Modi-
„fikation des Hauptlautes zusammenschmelzen, und auf jede andre,
„ungeregelte Weise durchaus verbannt sein. Die konsonantisch
„gebildeten artikulirten Laute lassen sich nicht anders, als von einem
„Klang gebenden Luftzuge begleitet, aussprechen. Dies Ausströ-
„men der Luft giebt nach dem Orte, wo es erzeugt wird, und
„nach der Oeffnung, durch die es strömt, ebenso bestimmt ver-
„schiedene und gegeneinander in festen Verhältnissen stehende Laute,
„als die Konsonantenreihe. Durch dies gleichzeitig zwiefache Laut-
„verfahren wird die Silbe gebildet. In dieser aber liegen nicht,
„wie es nach unsrer Art zu schreiben scheinen sollte, zwei oder
„mehrere Laute, sondern eigentlich nur Ein auf eine bestimmte
„Weise herausgestossener. Die Theilung der einfachen Silbe in

---

ich nochmals darauf hinweisen zu müssen, dass grade aus dieser ganzen Stelle die in einem frühern Zusatze aufgestellte Behauptung sich rechtfertigt, dass Alles, was in den früheren §§ ausführlich entwickelt wurde, dem Verf. keineswegs fremd und nur von ihm in kürzerer und mehr anschaulicher Weise dargelegt sei. Ein Punkt vielleicht könnte von ihm zu leicht berührt sein, nemlich die innere Nothwendigkeit in der Besonderung der Organe und das Gesetz derselben. Auch ist auf einen Widerspruch in seinen Worten aufmerksam zu machen, der zu schroff hervortritt, als dass man nicht etwas Tieferes darin zu suchen veranlasst würde. Einmal nemlich wird gesagt, dass die Silbe, „eine für das Ohr durchaus unzertrenn-„liche Einheit ausmache", deren Theilung in Konsonant und Vokal nur eine „künstliche" sei; sodann heisst es aber später, dass

„einen Konsonanten und Vokal, insofern man sich beide als „selbstständig denken will, ist nur eine künstliche. In der Natur „bestimmen sich Konsonant uud Vokal dergestalt gegenseitig, dass „sie für das Ohr eine durchaus unzertrennliche Einheit ausmachen... „Genau genommen, können auch die Vokale nicht allein ausgespro- „chen werden. Der sie bildende Luftstrom bedarf eines ihn hör- „bar machenden Anstosses; und giebt diesen kein klar anlautender „Konsonant, so ist dazu ein, auch noch so leiser Hauch erforder- „lich, den einige Sprachen auch in der Schrift jedem Anfangsvokal „vorausgehen lassen"... Doch werden „die zwei, sich immer ge- „genseitig bestimmenden Konsonanten- und Vokalreihen sowohl durch „das Ohr als die Abstraktion bestimmt unterschieden" und es entsteht hieraus „ein Gegensatz dieser beiden Reihen gegeneinander, „von welchem die Sprache vielfachen Gebrauch macht". — S. 68 u. 69.

110. Diese Dyas, die man mit Vokalität und Konsonanz zu bezeichnen pflegt, ist also der allgemeine Ausdruck des Gegensatzes in der Artikulation, als eines Bruches, und findet sich deshalb in dem organischen Gegensatz wieder; er ist aber auch abstrakter als dieser, der somit als seine Weiterbestimmung und Besonderung zu betrachten ist. Als die Vermittlung und Einheit jenes abstrakteren Gegensatzes erscheint mithin der artikulirte Laut, als dessen konkretere Weiterbestimmung die Silbe, die Vermittlung und Einheit desselben in der organischen Besonderung, zu betrachten ist. Wenn daher im Begriff des artikulirten Lauts noch keine ausdrückliche Reflexion auf organische Differenz enthalten ist, so macht

---

„die sich immer gegenseitig bestimmenden Konsonanten- und Vokal- „reihen sowohl durch das Ohr, als die Abstraktion bestimmt unter- „schieden" werden. Es ist nun die Frage, in welchem Sinne eine solche Unterscheidung, die dem natürlichen Organ selbst anheimfällt, als eine künstliche bezeichnet werden kann? Die Antwort ist einfach folgende: die Unterscheidung findet allerdings statt, aber nicht in abstrakter Weise, sondern so, dass jedes Unterschiedene seinen Gegensatz als Moment in sich hat. So lös't sich also der Widerspruch dahin auf, dass die Einheit der Silbe in der That eine unzertrennliche ist, nur so, dass in der vokalischen Silbe der Konsonant

diese das eigentliche Wesen der Silbe aus, die deshalb auch jenen abstrakteren Gegensatz noch schärfer, weil individueller, hervorhebt, aber auch kräftiger, weil ebenfalls individueller, aufhebt. Der Artikulationsprozess ist hier zum ersten Male wirklich zur Ruhe gekommen, hat ein wirkliches Produkt erzeugt, in dem sich die Versöhnung der Gegensätze zum einfachen Lebensprinzip seiner sinnlichen Existenz gestaltet hat.

111. Die sinnliche Existenz der Silbe bleibt dennoch wiederum nur in der Abstraktion, so lange sie für sich schlechthin als Produkt eines formalen Gestaltungsprozesses gefasst wird. Sie ist aber nur wirkliche Erscheinung des von Innen herauswirkenden Prinzips und fordert deshalb zur Bestimmung desselben als ihres Inhalts auf. Die Versöhnung der Gegensätze in ihr ist zwar nicht blosser Schein, doch hat sie ihre Wahrheit nur als innere Beruhigung zu einem ideellen Ganzen. Sofern nun aus der Silbe, als materieller Lauteinheit, der ideelle Blitz herausschlägt und sie sich somit als

---

dem Vokal, in der konsonantischen der Vokal dem Konsonanten untergeordnet wird. Es ist deshalb auch jenes „gleichzeitig zwiefache „Lautverfahren", durch welches die Silbe gebildet wird, eigentlich nicht ein zwiefacher sondern ein einfacher Prozess, der aber nach zwei Seiten derselben Thätigkeit bestimmbar, sich nach der besondern Modifikation jedes seiner beiden nothwendigen Momente (Vokalität und Konsonanz) sehr verschiedenartig gestalten kann, und zwar bis zu dem Grade, dass in jedem Momente grade das entgegengesetzte Organ thätig sein kann. Als Beispiel sind schon oben die beiden Seiten *bi* und *gu* angeführt. Es liegt hierin eine wahre Einheit von Unterschied und Einheit, von Freiheit und Nohwendigkeit, wie sie das Wesen jeder konkreten, vorzugsweise geistigen, Existenz ausmacht.

111. Die Silbe ist die einfache oder besser: einseitige Negativität des artikulirten Lauts, insofern sie nur die materielle Dynamis desselben determinirt, nicht aber seine ideelle, d. h. die Bedeutsamkeit. Diesen Mangel holt das Wort ein und wird durch die Aufhebung der in der Silbe noch vorhandenen Abstraktion vom Element der Bedeutung nunmehr die ganze konkrete Bestimmtheit des artikulirten Lauts,

geistig gesättigt zeigt, ist sie Wort. Das Wort ist nicht etwa mehr als die Silbe, ebensowenig wie die Silbe mehr ist als der artikulirte Laut; vielmehr haben wir in allen Dreien dasselbe Individuum vor uns, nemlich das Produkt der Artikulation — letztere als ideelle und materielle Determination gesetzt —; aber nur im Worte ist der Begriff wirklich erschöpft, weil in ihm sich alle Beziehungen der Thätigkeit zu einfacher lebendiger Kongruenz zusammenschliessen. Es ist zu bemerken, dass das Wort weit mehr Aehnlichkeit mit dem artikulirten Laut, als mit der Silbe hat. Denn die Silbe ist etwas Halbschlächtiges, nach der ideellen Seite hin abstrakt, nach der materiellen konkret; das Wort dagegen, nicht minder wie der artikulirte Laut, ist etwas Ganzes, jenes etwas durchaus Konkretes, dieser etwas durchaus Abstraktes. Deshalb ist das Wort als Energeia gefasst auch nicht eigentlich die Realisation der Silbe, sondern des artikulirten Lauts; denn dieser ist reine Dynamis. Die Silbe bildet den Uebergang von der Dynamis zu der Energeia, d. h. sie ist bedeutsam, das Wort dagegen bedeutungsvoll. So ist also das Wort, als die individuelle Affirmation des artikulirten Lauts, das letzte Ziel der Artikulation, und somit auch die Spitze der Spracherzeugung überhaupt. Die weitere Entwicklung der Sprachbildung kann nun nicht mehr Spracherzeugung (im stoff-

---

die individuelle Einheit seiner materiellen und ideellen Bestimmung. Ueber die Schlussworte des § ist nur noch zu bemerken, dass der Ausdruck des Verf.'s: „die Sprache ist nur bis zum Umfange des „Wortes selbstthätig bildend“ leicht missverstanden werden kann, indem die beiden Begriffe „selbstthätig“ und „bildend“ in dem Zusammenhange, wie sie hier erscheinen, sich eigentlich aufheben, weil „selbstthätig“ hier offenbar die Bedeutung von schaffend, erzeugend, nicht blos gestaltend oder bildend, haben soll. Deshalb sagt er auch bald darauf: „Dem Satze und der Rede bestimmt sie „nur die regelnde Form und überlässt die individuelle Gestal„tung der Willkür des Sprechenden“. Ferner scheint dieser ganze Gedanke — abgesehen davon, dass er von der unerwiesenen und wohl auch nicht erweisbaren Voraussetzung einer zwiefachen Thätigkeit in der

lichen Sinne), sondern nur Sprachgestaltung sein. „Der Umfang „des Wortes ist die Grenze, bis zu welcher die Sprache selbstthä„tig bildend ist. Das einfache Wort ist die vollendete, ihr entknos„pende Blüthe". — S. 75.

§. 22. Genesis des Worts. Begriff und Beziehung.

112. „Unter Wörtern versteht man die Zeichen der einzel„nen Begriffe. Die Silbe bildet eine Einheit des Lautes; sie wird „aber erst zum Worte, wenn sie für sich Bedeutsamkeit" — soll heissen: Bedeutung — „erhält. Es kommt daher im Worte alle„mal eine doppelte Einheit, des Lautes und des Begriffs zusam„men". — S. 74. Es sind nun zwei Fragen zu beantworten: 1. Wie ist diese Einheit möglich? und 2. In welcher Weise realisirt sie sich? — Es handelt sich also hier nicht mehr um die Entstehung des Worts überhaupt, seinem abstrakten Begriff nach, sondern um die Genesis des bestimmten Wortes, d. h. der verschiedenen Wörter. Von diesem Standpunkte aus betrachtet

---

Sprachentwicklung ausgeht, von denen die eine zum Subjekt die Sprache, die andre „die Willkür des Sprechenden" hat — der eigenen Ansicht des Verf.'s zu widersprechen, dass man die Bildung des Worts nicht der Bildung der Rede vorausgehend denken dürfe; ein Widerspruch, den wir indess oben (Zusatz zu § 18, 103-104) schon beseitigt zu haben meinen.

Zusatz zu § 22: 112.—113. Der Ausdruck, dass im Worte „alle„mal eine doppelte Einheit, des Lautes und des Begriffs, zusammen„komme", ist hier in seiner ganzen Strenge zu nehmen. Denn es soll damit nicht blos gesagt sein, dass das Wort eine Einheit von Laut und Begriff, sondern die Einheit einer Laut- und Begriffseinheit sei. Auch das Wörtchen „allemal" ist nicht zu übersehen, weil darin die Hindeutung darauf liegt, dass nicht im Worte überhaupt, als allgemeiner Form, diese Einheit zweier Einheiten stattfinde, sondern nur in dem bestimmten und zwar in jedem bestimmten Worte; woraus — um der künftigen Entwicklung hier vorzugreifen — folgt, dass

erscheint das Wort als Produkt der Lautformung und Bedeutung — letztere ebenfalls als neutrale Thätigkeit gefasst; (vergl. Zusatz zu § 20. 107). Jene beiden Fragen beziehen sich daher eigentlich auf die Thätigkeitsweisen, deren Produkt das Wort ist und finden ihre wahre Erledigung nur in dem Prinzip derselben. Für dieses aber ist die erste Frage schon beantwortet (vergl. § 18, 102-103) im allgemeinen Wesen der Artikulation, als ideeller und materieller Determination. Die zweite Frage dagegen bezieht sich spezieller

---

diese Einheit im Wurzelwort weniger konkret als im Stammwort, in diesem wiederum weniger als in dem Sprosswort realisirt werde. Jene Bemerkung des Verfassers enthält also eine grosse Feinheit, deren ganze Tiefe beim ersten Anblick nicht gleich klar am Tage liegt. — In Rücksicht auf die erste der beiden im Text aufgestellten Fragen äussert sich der Verfasser in demjenigen Unterabschnitt des § X, welcher von der „Vertheilung der Laute unter die Begriffe „handelt, folgendermassen (S. 75:) „Da die Wörter immer Begriffen „gegenüberstehen, so ist es natürlich, verwandte Begriffe mit ver„wandten Lauten zu bezeichnen." Dieser Satz aber, so plausibel er beim ersten Anblick erscheint, ist völlig unverständlich. Schon der Vordersatz enthält eine unrichtige Vorstellung, indem die Wörter den Begriffen nicht „gegenüber stehen", sondern die letzteren schon in sich enthalten. Oder ist hier Begriff im objektiven Sinne als Inhalt der abstrakten Vorstellung gefasst? Dann aber würde dieser Ausdruck etwas ganz Anderes besagen, als er im Nachsatz besagen soll, folglich recht eigentlich eine „Verwechslung der Begriffe" stattfinden. Ferner aber — den Vordersatz selbst zugegeben — folgt der Nachsatz gar nicht aus dem Vordersatz, da statt Wörter plötzlich „Laute" untergeschoben wird; und es muss daher heissen: „so ist es natürlich, „verwandte Begriffe mit verwandten Wörtern zu bezeichnen", was sich aus dem Begriff des Worts als Einheit von Begriff und Laut von selbst versteht. Hiemit ist aber nichts Neues gesagt, kein Fortschritt gemacht. Setzen wir dagegen umgekehrt in den Vordersatz statt „Worte": Laute ein und lesen den Nachsatz unverändert nemlich: „Da die „Laute immer Begriffen gegenüberstehen u. s. f. —" so erkennt man leicht, dass hierin Das schon als Voraussetzung enthalten ist, was erst bewiesen werden soll, nemlich die in der Analogie von

auf den Prozess selbst, als der Verwirklichungsweise jener doppelten Dynamis, und kann deshalb als die Frage nach der „Beziehung „des Lautes zur Bedeutsamkeit" gefasst werden. — S. 78. Diese Beziehung kann nur eine dreifache sein, nemlich zunächst: unmittelbare Identität in der Reproduktion — diese beschränkt sich auf die Welt der selbst tönenden Gegenstände —; vermittelte Identität, also unmittelbare Nichtidentität — diese

---

Laut und Begriff begründete Möglichkeit einer Einheit derselben. Endlich aber — auch die logisch-richtige Verbindung zwischen Vorder- und Nachsatz zugegeben — würde doch der Inhalt des Nachsatzes selbst sich in keiner Weise rechtfertigen lassen. Was, frage man sich, ist hier unter den Ausdruck „verwandt" zu denken? Ist hier „Verwandtschaft", als Analogie zwischen Laut und Begriff, oder zwischen, einerseits Laut und Laut, andrerseits Begriff und Begriff zu verstehen? Wenn das Erste: so fehlt gerade die Hauptbestimmung, nemlich: wie eben eine solche Verwandtschaft zwischen so heterogenen Dingen, wie Laut und Begriff sind, möglich sei, oder doch: woran man sie erkennen könne; wenn das Zweite: so fehlt überhaupt jedes Maass für eine Vergleichung der beiden Seiten, die dann nur in einem Verhältniss vorgestellt werden, dem jeder Exponent fehlt. Wenn B, b verwandte Begriffe, L, l verwandte Laute sind, so würde das Verhältniss lauten $B:L = b:l$, folglich der Exponent in beiden Verhältnissen $= x$, folglich auch die Verhältnisse eigentlich nicht als $=$ zu setzen sein. Und doch ist diese Auffassung des Ausdrucks „Verwandtschaft" offenbar die des Verfassers selbst, wie aus einer Stelle des § XIII (S. 106 ff.) sich ergiebt, wo es heisst: „Die Worterfindung besteht im Allgemeinen nur darin, nach der in „beiden Gebieten aufgefassten Verwandschaft, analogen „Begriffen analoge Laute zu wählen .... Die Verwandtschaft „ist ... eine dreifache, nämlich die der Laute, die der Begriffe „und die aus der Rückwirkung der Wörter auf das Gemüth entste„hende". Wenn wir die letzte, sehr dunkel bezeichnete Art auf sich beruhen lassen, so geht doch so viel aus dem Ganzen hervor, dass die Verwandtschaft der Wörter unter einander einerseits eine Verwandschaft der Laute unter einander, andrerseits eine der Begriffe untereinander sein kann; eine Auffassung, die der obigen

beschränkt sich auf die Welt der sinnlichwahrnehmbaren Gegenstände —; abstrakte Identität — diese hat es nicht mehr mit konkreten Gegenständen, sondern mit abstrakten Anschauungen, wie Raum- und Zeitverhältnissen, zu thun. „Man kann demnach eine „dreifache Bezeichnung der Begriffe unterscheiden: 1. Die unmittelbar nachahmende, wo der Ton, welchen ein tönender Ge-

---

durchaus entspricht, aber wie diese die Verwandtschaft zwischen Laut und Begriff *im* Worte ganz unberührt lässt. Nun sagt aber der Verf. weiter (S. 75:) „Wenn man die Abstammung der Begriffe, mehr „oder weniger deutlich, im Geiste wahrnimmt, so muss ihr eine Ab„stammung in den Lauten entsprechen, so dass Verwandtschaft der „Begriffe und Laute zusammentrifft.“ Hier ist nun wirklich ein Fortschritt enthalten aber in der Form einer kategorisch ausgesprochenen Hypothese. Weshalb „muss“ das folgen? Worin liegt die Nothwendigkeit? Und dann, ist „Entsprechen“ und „Zusammentreffen“ schon Dasselbe? Wenn man sagt, dass die Wahrnehmungen der verschiedenen Sinne sich entsprechen, indem man z. B. durch eine gewisse Melodie an eine gewisse Farbe, oder auch an einen gewissen Geruch u. s. f. erinnert werden kann, treffen diese Wahrnehmungen deshalb zusammen, bilden sie in der Vorstellung eine solche Einheit, wie der Begriff mit dem Laute im Worte? — Jene Einheit und ihre Möglichkeit ist also nicht bewiesen, ja der Verf. zweifelt selber daran, ob dieser Beweis möglich sei, indem er (S. 78.) bemerkt: „Die äusseren, zu allen Sinnen zugleich sprechenden Ge„genstände und die innern Bewegungen des Gemüths blos durch Ein„drücke auf das Ohr darzustellen, ist eine im einzelnen grossentheils „unerklärbare Operation. Dass Zusammenhang zwischen dem Laute „und dessen Bedeutung vorhanden, scheint gewiss; die Beschaf„fenheit dieses Zusammenhanges aber lässt sich selten vollständig „angeben, oft nur ahnen, und noch viel öfter gar nicht errathen.“ Gleichwohl leitet ein unüberwindliches Gefühl den Verf. zu wiederholten Malen zu diesem Punkte zurück, woraus hervorgeht, dess er die Lösung des darin verborgenen Räthsels doch nicht für so ganz unmöglich hielt. Schon weit klarer und schärfer ist die Auffassung des Verhältnisses, welche (S. 108 im § XIII) in folgenden Worten enthalten ist: „Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des

„genstand hervorbringt, in dem Worte so weit nachgebildet wird, „als artikulirte Laute unartikulirte wiederzugeben im Stande sind. „Diese Bezeichnung ist gleichsam eine malende", und entspricht daher den kyriologischen Hieroglyphen; denn „so wie das Bild die Art „darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache „die, wie er vom Ohre vernommen wird". — S. 79. — 2. „Die

---

„Begriffs und des Lautes fordert . . . eine Vermittlung beider „durch etwas Drittes" — dies ist der Exponent, den wir oben vermissten —, „in dem sie zusammentreffen können. Dies Vermittelnde „ist allemal sinnlicher Natur, wie in Vernunft die Vorstellung des „Nehmens, in Blüthe die des Hervorquellens*) liegt; es gehört der „äussern oder innern Empfindung oder Thätigkeit an. Wenn die Ab- „leitung es richtig entdecken lässt, kann man, immer das Konkre- „tere" (soll heissen: das Besondere) „davon absondernd, es entweder „ganz, oder neben seiner individuellen Beschaffenheit, auf Extension oder Intension oder Veränderung in beiden zurückführen, „so dass man in die allgemeine Sphäre des Raumes und der Zeit „und des Empfindungsgrades gelangt." Ob man mit einer solchen Abstraktion aber wirklich dem Prinzip der Wortschöpfung auf den Grund kommt, dürfte mit Recht bezweifelt werden; vielmehr scheint, wie der Verf. selbst richtig bemerkt, das umgekehrte Verfahren stattfinden zu müssen, „von den Begriffen aus zu den Wörtern herabzu- „steigen, da nur die Begriffe, als die Urbilder, Dasjenige enthalten „können, was zur Beurtheilung der Wortbezeichnung nothwendig ist". Doch abgesehen davon, dass wir die Begriffe selbst nur in der Form der Wörter besitzen, so „wird auch das Verfolgen dieses Weges „durch ein inneres Hinderniss gehemmt, da die Begriffe, so wie man „sie mit einzelnen Wörtern stempelt, nicht mehr bloss etwas Allge-

---

*) Aber beweis't nicht dies Beispiel grade, dass die Grundvorstellung, welche bei der Wahl des Lautes für die Realisirung des Begriffs im Worte wirksam gewesen, oft der Nebervorstellung, welche man später mit dem gebildeten Worte verbindet, weichen muss? — Blüthe hat etymologisch gefasst keineswegs die Bedeutung des Hervorquellens, sondern des Farbigseins, da es mit blau, Blut u. s. f. aus derselben Wurzel stammt.

„**symbolische**, die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, „dem Laute und dem Gegenstande gemeinschftlichen Beschaffenheit „nachahmende Bezeichnung", die also den symbolischen Hieroglyphen entspricht. „Sie wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände „Laute aus, welche theils an sich, theils in Vergleichung mit andern,

---

„meines, erst näher zu Individualisirendes darstellen können". Die Wahrheit aber ist, dass weder durch Aufsteigen von den Wörtern zu den Begriffen, noch umgekehrt durch Herabsteigen von diesen zu jenen, allein die Einheit von Begriff und Laut bewiesen werden kann, weil nicht nur beide Operationen durch ihre Halbheit und Einseitigkeit defect sind, sondern auch das Resultat, da entweder das eine oder das andre Moment als Voraussetzung gilt, in beiden Fällen eine unbekannte Grösse enthält. Der richtige Weg zur konkreten und absoluten Wahrheit, welcher zugleich jene beiden einander entgegengesetzten Operationen als Momente in sich vereinigt ist, ist die philosophische Spekulation in ihrer rein methaphysischen und zugleich logischen Bedeutung. Im Texte ist nur das Resultat derselben angegeben, da hier nicht der Ort für eine solche Entwicklung ist. Die Vergleichung mit der ganz ähnlichen Entstehung der Schrift ist nur der genauern (anschaulicheren) Deutlichkeit halber beigefügt worden. Gehen wir nun auf die Kritik der vom Verf. gegebenen Stufenfolge der „nachahmenden, symbolischen und analogischen Be„zeichnungsart der Begriffe" über. Es ist darin die Antwort auf die zweite Frage: nach der Art und Weise der Realisation jener Einheit von Laut und Begriff enthalten. Hiebei könnte es nun zunächst auffallen, dass, obwohl der Verf. die Operation des Sprechens, d. h. der Verwandlung der Sinneswahrnehmungen und Gefühlseindrücke in Laute, als „eine im Einzelnen grossentheils unerklärbare" behauptet (S. 78), er doch „einen dreifachen Grund sieht, gewisse Laute mit „gewissen Begriffen zu verbinden", wiewohl man „zugleich fühlt, „dass damit, besonders in der Anwendung" — kann hier von einem Gegensatz zwischen Theorie und Praxis die Rede sein? — „bei „weitem nicht Alles erschöpft ist". Es ist hierin eine Unsicherheit, ein Schwanken zu erkennen, was eine Art von Misstrauen gegen die Berechtigung dieser „Unterscheidung einer dreifachen Bezeich„nung der Begriffe" einflösst, der es überdies nicht nur an einem festen Prinzip, sondern auch an der Nothwendigkeit ihres in-

„für das Ohr einen dem des Gegenstandes auf die Seele ähn-
„lichen Eindruck hervorbringen. — 3. Die analogische, d. h.
„die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft
„der zu bezeichnenden Begriffe. Wörter, deren Bedeutungen ein-
„ander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird

---

nern Fortganges fehlt. Denn es wird weder gezeigt, warum die „unmittelbar nachahmende" Bezeichnung den Anfang und die „analo-„gische" das Ende, noch warum die „symbolische" den Uebergang vondererersten zur dritten bildet, noch auch, warum es überhaupt drei sind. Versuchen wir also, den wahrscheinlichen Gedankengang d. Vrf.'s, der sich hier nur in seinen Resultaten abspiegelt, darzulegen, um zu beurtheilen, wie weit derselbe als gerechtfertigt erscheint. 1. Der artikulirte Laut als Bezeichnungsmittel und das zu bezeichnende Ob jekt sind zwar Gegensätze, aber nicht ursprünglich und absolut, weil sie sonst keinen gemeinsamen Punkt haben, durch den sie zu einander in Beziehung zu setzen wären. Ihre reale Einheit — die Möglichkeit einer Einheit überhaupt hier vorausgesetzt — muss daher ihrer Differenz vorausgehen, d. h. sie muss unmittelbare Identität sein; woraus folgt, dass die erste Anwendung des Lautes als Bezeichnungsmittel zum Objekt einen Laut selbst haben muss, oder der Laut ist zuerst schallnachahmend. Die Identität in der Schallnachahmung weis't jedoch als realisirte, d. h. als artikulirte Onomatopöie, sofort über sich selbst hinaus und setzt damit das Objekt mit dem Bezeichnungsmittel in Widerspruch und zwar in einen zwiefachen: zuerst in Rücksicht auf den artikulirten Laut selbst, dessen Form, die Artikulation, nur ihm selbst, nicht auch dem Objekt, dem unartikulirten Schall, angehört; sodann in Rücksicht auf das zu bezeichnende Objekt, welches in der That nicht selbst Ton, sondern nur tönend ist, z. B. ein blökendes Schaaf. Darin, dass der Laut als artikulirter unmittelbar sich nur auf die Thätigkeit des Objekts bezieht, während seine Bedeutung die ganze Vorstellung des letztern (als thätigen Seins) bezeichnet, liegt schon die Wurzel für die zweite Stufe, für die symbolishe Lautbildung, während auf der ersten Stufe das zu bezeichnende Objekt und seine Thätigkeit für das sprachbildende Bewusstsein noch in ungetrennter Einheit sind. 2. Das Nächste wird daher sein, dass jene Differenz, die schon als Wur-

„aber nicht auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter „gesehen". — S. 80. In dieser Bezeichnung „wird die Analogie „der Begriffe und der Laute, jede in ihrem eignen Gebiete, der„gestalt verfolgt, dass beide gleichen Schritt halten müssen". Sie entspricht den phonetischen Hieroglyphen.

---

zel und als Bestimmung, daher subjektiv gefasst als Drang, in allen Fällen aber als Nothwendigkeit, in der Identität der Schallnachahmung vorhanden war und wodurch sich diese Identität selber nur als relative, also als aufzuhebende erweis't, zum wirklichen Unterschiede werde. Das Substrat für diese Nothwendigkeit ist das Faktum, dass es auch nicht-tönende Gegenstände in der Natur giebt; die Weise ihrer Verwirklichung aber ist wiederum zwiefach, indem zunächst der artikulirte Laut vom blossen Ton unterschieden wird, dann, dass sich die Vorstellung zum Gegensatz zwischen dem Objekt und seiner Thätigkeit entschliesst. Hier tritt also die objektive Differenz dem sprechenden Subjekt klar in's Bewusstsein und zwar sogleich in der Form der subjektiven Differenz. Denn in der Bezeichnung nicht-tönender Gegenstände ist der Sprechende gezwungen, die Identität des artikulirten Lautes mit dem Ton in ihrer Unmittelbarkeit fallen zu lassen. Die Bezeichnung nicht-tönender Gegenstände enthält also eine zwiefache Differenz, aber in dieser selbst einen zwiefachen Anknüpfungspunkt, nemlich auf der Seite des bezeichnenden Lauts die Artikulation, welche ja schon bei der Bezeichnung tönender Gegenstände vorhanden war, auf der Seite des zu bezeichnenden Gegenstandes das Sein desselben, als sinnlichwahrnehmbares, welches ebenfalls schon auf der ersten Stufe vorhanden war. In direkter Differenz dagegen steht auf der einen Seite der Lautstoff, auf der andern die Thätigkeit des nichttönenden Gegenstandes. Die Einheit dieser doppelten Vermittlung innerhalb der doppelten Differenz kann nun allerdings als Symbol gefasst werden, insofern sie im objektiven Sinn zugleich eine Uebertragung aus der einen Sphäre sinnlicher Wahrnehmung in die andre enthält, wie denn z. B. hell sowohl vom Ton als von der Farbe gesagt wird. Das Wesentliche in dieser „sym„bolischen Bezeichnungsart" ist also, dass der sprachbildende Geist, weil bei nichttönenden Gegenständen die Reflexion auf die Aehnlichkeit des Tons und des Lautes fortfiel, eine vermittelte Aehnlichkeit zwischen der Beschaffenheit des zu bezeichnenden Objekts mit der

113. Die abstrakte Identität ist nicht nur insofern abstrakt, als die Vermittlung zwischen dem objektiven Inhalt der Vorstellung und dem Stoff der sie bezeichnenden Lautform völlig aufgehoben ist, sondern auch insofern, als damit in der objektiven Vorstellung

---

Beschaffenheit des sich artikulirenden Lauts aufsuchte. Die Vermittlung selber aber liegt einerseits zunächst darin, dass der blos gesehene, gefühlte u. s. f. Gegenstand in dieser Rücksicht denselben Eindruck auf die Empfindung hervorbrachte, wie der gehörte, mit andern Worten, dass der gehörte doch auch gesehen u. s. f. wurde, sodann in der Analogie der Form- und Stoffdifferenzen innerhalb der Artikulation selbst, also zunächst in dem Gegensatze zwischen Vokalität und Konsonanz überhaupt, sodann in beiden wiederum in den organischen Differenzen, die durch die Reflexion auf das zu bezeichnende Objekt die ganz allgemeine Bedeutung eines Gegensatzes zwischen Position und Negation, Männlichkeit und Weiblichkeit, Grösse und Kleinheit und, mit Rücksicht auf die Empfindung: zwischen Härte und Weichheit, Angenehm und Unangenehm, u. s. f. erhalten. Allein aus der Nothwendigkeit einer solchen Vermittlung geht schon deutlich hervor, dass der artikulirte Laut nicht als reines Produkt der Artikulation, sondern doch auch zugleich noch als Lautstoff — wenn auch nur mittelbar — gelten soll, so zwar, dass das Stoffliche darin der Vermittlung nur als dem Prozess der Bezeichnung, das Formale d. h. rein geistige Element der Artikulation dagegen der Vermittlung als dem Resultat dieses Prozesses angehört; so dass hierin das Stoffliche selbst völlig aufgehoben ist. 3. Sobald der sprachbildende Geist also noch eine Stufe höher steigt, so findet er in der Bezeichnungskraft des Lauts das blos Stoffliche gar nicht mehr vor, oder die Verbindung zwischen dem blossen Ton und dem Laute ist völlig zerstört. Wenn also auf der ersten Stufe nur tönende Gegenstände durch unmittelbare Nachahmung des Lauts, auf der zweiten alle sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände durch symbolische Vermittlung des Tons, d. h. durch Uebertragung der Wahrnehmungsart eines Sinnes, des Ohres, auf die Wahrnehmungen aller andern Sinne, dargestellt wurden, so ist also jetzt schon das Reich der sinnlichen Welt dem Laute unterworfen, und wir treten in das Reich der Verhältnissbegriffe und Beziehungen. Es werden hier keine neuen Wörter mehr erfunden, sondern nach der Analogie der vor-

selbst eine Differenz zwischen Inhalt und Form gesetzt, und endlich, als darin das Objekt überhaupt von dem Subjekt durchaus geschieden ist. Im Grunde ist jedoch diese dreifache Abstraktion eine und dieselbe, wenigstens aus demselben allgemeinen

---

handnen nur gebildet, die Gegenstände selbst werden nicht mehr nach ihren nur an ihnen selbst vorkommenden, d. h. sie als Einzelne bezeichnenden Beschaffenheiten, sondern in ihrem Verhältniss untereinander und zum Subjekte selbst benannt. Solche Beschaffenheiten, die nur im Verhältniss und — als Thätigkeit gedacht — in der Beziehung ihre Bedeutung haben, sind Bestimmungen des Orts, weiterhin der Zeit, des Zwecks u. s. f. Die meisten von Menschenhänden künstlich hervorgebrachten Gegenstände fallen z. B. in die Kategorie des Zwecks, um die Bestimmung, die der Grund des Schaffens war, darin zu versinnlichen. Es wird diese Bezeichnungsart dann auch auf natürliche Gegenstände, besonders auf Glieder von Thieren u. s. f. ausgedehnt, an denen die Bedeutung des Orts oder des Zwecks wesentlich oder augenscheinlich ist. Ausser der Verwendung schon vorhandener Wörter findet auf dieser Stufe auch eine Wortbildung nach dem einfachen Prinzip der reinen Artikulation statt. Dahin gehört meiner Ansicht nach z. B. die Schöpfung der Pronominalstämme, sofern in ihnen die allgemeinen Beziehungen des Ich zum Es und des Ich zum Du einen Ausdruck erhalten, ferner auch der hiemit enge zusammenhangenden ersten Zahlen *). Es ist hier nicht der Ort, in die innere logische Entwicklung aller dieser Kategorien näher einzugehen; es mag daher nur beiläufig erwähnt werden, dass diese Dreiheit der Stufen der Worterzeugung zugleich auf's Genauste mit der Entwicklung des Worts als Wurzel-Stamm-Sprossform zusammenfällt, da auf der ersten Stufe, der der Schallnachahmung, offenbar nur Wurzeln, als in denen die Differenz zwischen Sein und Thätigkeit noch gar nicht vorhanden ist, auf der zweiten nur Stämme, als in denen diese Differenz zur Wirklichkeit kommt, auf der dritten nur Sprossformen, d. h. Ausdrücke für die Verhältnisse und Beziehungen der

---

*) Vergl. meine Abhandlung: *De origine et formatione Pronominum personalium priorumque numerorum aliarumque, quae huc pertinent, notionum. Berlin 1846.*

Prinzip entspringende, welches als völlige Negation der durch den ganzen Prozess gesetzten Beziehung zwischen dem Objekt und dem Subjekt zu fassen ist. Diese Abstraktion fordert also Aufhebung ihrer selbst, d. h. die Beziehung soll wieder hergestellt wer-

---

Gegenstände auf einander, geschaffen werden können. Ferner aber fällt diese doppelte Dreiheit wiederum mit der Laut-Wort-Satzbildung zusammen. Denn eine Wurzel ist ihrem innern Wesen nach nur artikulirter Laut überhaupt, das gebildete Wort in seinem Gegensatz von Nomen und Verb ist Stamm, die Sprossform dagegen ist nur aus der Synthesis des Satzes erklärlich, ja ist selbst Satz, weil in diesem erst der wahre Ausdruck der Beziehung gegeben ist; z. B. *Jäger* = der jagende Mensch ist wirkliche Synthesis, wenn auch nicht als Urtheil: dieser Mensch jagt. — Dies ist im Wesentlichen die Gedankenfolge des Verf.'s, wie sie aus den aphoristischen Bemerkungen über die innere Bedeutung der drei Stufen abstrahirt zu werden vermag. In Betreff der Schallnachahmung hebt er zwar die wesentliche Bestimmung heraus, dass, „da die Nachahmung immer „unartikulirte Töne trifft, die Artikulation mit dieser Bezeichnung „gleichsam im Widerstreit" sei; aber er zeigt nicht, dass in diesem „Widerstreit" oder, wie oben gesagt wurde, Widerspruch der Keim des Fortschritts zur zweiten Stufe enthalten sei. Die „symbolische „Bezeichnung" definirt er gleichfalls richtig als „die nicht unmit„telbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande „gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende", ohne jedoch auf die Art dieser „Gemeinschaftlichkeit" zweier heterogener Dinge einzugehen, und ohne zu bestimmen, dass diese dritte Beschaffenheit die Beschaffenheit eines dritten Gegenstandes ist, nemlich des tönenden Gegenstandes, in welchem sich der [artikulirte] Laut und der [nicht-tönende] Gegenstand vermitteln. Indess lässt sich doch aus dieser Erklärung für die der dritten Stufe so viel entnehmen, dass die letztere auch von dieser „Gemeinschaftlichkeit in einer drit„ten Beschaffenheit" abstrahiren muss; gegentheils sie mit der zweiten zusammenfallen würde. Diese dritte Stufe aber charakterisirt er nun „als die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft „der zu bezeichnenden Begriffe". Was heisst Dies? Als Bestimmungen sollen hier zwei relative Begriffe gelten, die selbst der Bestimmung bedür-

den, aber nicht als unwillkürliche, gleichsam unvermeidliche Bedingung des Prozesses, sondern als begriffliche Synthesis innerhalb der Gedankensphäre selbst. Diese Synthesis ist der Begriff des Satzes.

---

fen, da ihre Correlate fehlen; und wir fragen: Aehnlichkeit der Laute womit? mit Lauten oder mit Begriffen? — Verwandtschaft der Begriffe womit? Dies wird erklärt: „Wörter, deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute", also: einander ähnliche Laute — darf man schliessen. Also bleibt auch hier in beiden Verhältnissen der Proportion $B:b = L:l$ der Exponent $= x$. Denn da der Verf. ausdrücklich bemerkt, dass „hier nicht, wie bei der sym„bolischen Bezeichnungsart, auf den in den Lauten selbt liegenden „Charakter gesehen wird", so ist jeder letze Vergleichungspunkt zwischen Laut und Begriff aufgehoben. Es sollen mithin zwei analoge Reihen von Lauten und Begriffen existiren, ohne dass man weiss, wo die Eine oder Andre anfängt, und welches Gesetz sie in Rücksicht auf die Analogie ihrer Entwicklungsglieder gemeinsam haben. Wenn daher verlangt wird, (S. 81:) „dass beide gleichen Schritt halten" sollen, so wäre vor allen Dingen zu erklären, wie ihre Regulirung möglich sei, da jede nur „in ihrem eignen Gebiete verfolgt werden" kann. Der Grundfehler dieser Erörterung ist offenbar ein Mangel an konkretem Denken, den der Verf. durch Verwandlung abstrakter Vorstellungen in lebendige Anschauungen vergeblich zu verdecken bemüht ist. Noch einen Gedanken wollen wir anführen, der, obgleich sehr unbestimmt und dunkel gefasst, doch eine sehr wesentliche Bestimmung enthält: „Diese Bezeichnungsweise" (die analogische) „setzt, „um recht an den Tag zu kommen, in dem Lautsystem Wortganze „von einem gewissen Umfange voraus, oder kann wenigstens nur in „einem solchen Systeme in grösserer Ausdehnung angewendet werwerden". Wenn wir davon ganz absehen, dass Ausdrücke wie „um „recht an den Tag zu kommen" — „Wortganze von einem gewissen „Umfange", die „vorausgesetzt" werden — und in einem „Laut„systeme vorausgesetzt" werden, wovon noch gar nicht die Rede gewesen, ferner: dass sie „wenigstens in einem solchen Systeme „nur in grösserer Ausdehnung angewendet werden" können u.s.f. — kurz Ausdrücke, deren Bedeutung sich oft nur ahnen, und noch viel öfter gar nicht errathen lässt, die schon an sich dunkle Sache noch mehr verdunkeln müssen —: so scheint doch die Bemerkung, dass die

Die „Bezeichnung der Beziehungen“ setzt also den Satz voraus und kann deshalb erst später erörtert werden.

§. 23. Gestaltung des Worts. Lautumformung.

114. Die Entstehung des Wortes, als nach drei Stufen sich unterscheidende „Bezeichnungsart der Begriffe“, enthält in sich selbst schon die Nothwendigkeit einer Gestaltung; mit andern Worten: jede höhere Stufe wird nicht eher möglich sein, als bis die nächst niedrige wahrhaft realisirt ist. Ferner fordert das Prinzip der Wortgenesis, als des Prozesses, in welchem die „Beziehung des Lauts „zur Bedeutsamkeit“ zur konkreten Erscheinung kommt, eine stete Doppelseitigkeit des Prozesses oder eine Zwiefachheit von Momenten in demselben, so dass er selbst nur als doppelte, differente,

---

analogische Bezeichnungsart Wortganze von einem gewissen Umfange voraussetzt, einen tieferen Sinn zu enthalten. Offenbar will der Verf. darauf hindeuten, dass die Worterfindung, oder besser: Worterzeugung, mit der symbolischen Bezeichnungsart insofern geschlossen sei, als die schon vorhandenen Wörter nunmehr entweder wirklich als Stoff für weitere, dem blossen Artikulationsgesetz anheimfallende Bildungen, oder doch nur als Schemata und Musterbilder für analoge Gestaltungen gelten. Wenigstens habe ich diesen Ausdruck so verstehen zu müssen geglaubt (siehe oben: 3.), wiewohl es mir auffällig bleibt, dass dann der Verf. die Bezeichnungsart der Beziehungen nicht sogleich und auschliesslich dieser Klasse zuertheilt hat, vielmehr sie, als eine ganz besondere Sphäre, theils aus der symbolischen, theils aus der analogischen Wortbildung erklärt; siehe unten § 25. Zusatz 118.

Zusatz zu § 23: 114. „Lautumformung“, wie der Verf. die phonetische Realisation der Bedeutsamkeit nennt, bezeichnet also denselben Prozess, wie die Bedeutung, aber nach seinen verschiedenen Momenten als einander entgegensetzten Seiten desselben. Hieraus folgt also, dass sie eine nothwendige Erscheinung im Sprachleben überhaupt, also auch in dem Leben jeder einzelnen Sprache ist. Wie ist es nun zu verstehen, wenn der Verf. von der, „den reinsten“

wiewohl in dieser Differenz zugleich stets einfache Thätigkeit wirken kann. In dieser Differenz erscheint er daher einerseits als Bedeutung (als neutrale Thätigkeit, wodurch die Bedeutsamkeit der Silbe realisirt wird) andrerseits als „Lautumformung"; Beide, als einfacher Prozess gedacht, machen die Wortgestaltung aus.— S. 72. Was die erste Seite betrifft, so ist ihre dreifache Stufenfolge oben als schallnachahmende, symbolische und analogische bereits erörtert worden. Ganz denselben Gang nimmt auch die Lautumformung. Wenden wir die allgemeinen Bestimmungen hierauf an, so ergiebt sich hier in Rücksicht auf das Verhältniss von Laut und Begriff als die erste Phase der *unmittelbaren Identität:* die Wurzel. Mit ihr beginnt eigentlich erst die Gestal-

— also nicht allen — „Sprachen eigenthümlichen Lautumformung", und von „mangelnder Lautumformung" als von einem bekannten Faktum spricht? Offenbar nur dadurch, dass er sich die Lautumformung nicht als allgemeine Bestimmung der Spracherzeügung, kurz nicht als die phonetische Bewegung der Wurzel-Stamm-Sprosswortbildung, sondern als ein System von Gesetzen vorstellt, nach denen die aus dem Verhältniss der Wörter zu einander, z. B. in der Redefügung und Zusammensetzung, möglicherweise entspringenden Dissonanzen der zusammentreffenden End- und Anfangsbuchstaben ausgeglichen werden. Das Prinzip der Lautumformung in diesem Sinne wäre demnach ein blos euphonisches, das mit der Bedeutung schlechthin gar nicht zusammenhängt. Denn . wenn auch der Verf. von einem „zwiefachen „Gesetze" spricht, dem „die Lautumformung unterliege", nemlich einem „blos organischen, das aus den Sprachwerkzeugen und „ihrem Zusammenwirken entstehe", und einem „geistigen", welches, „durch das geistige Prinzip der Sprache gegeben, die Or„gane hindere, sich ihrer blossen Neigung zur Trägheit zu überlassen, „und sie bei Lautverbindungen festhalte, die ihnen an sich nicht na„türlich sein würden", so ist doch das Prinzip in beiden Bestimmungen und „Gesetzen", wie leicht zu sehen, ein rein euphonisches, also den inneren Gehalt der Wörter in keiner Weise berührendes. Es wäre aus dieser Fassung des Begriffs „Lautumformung" dem Verf. kein Vorwurf zu machen — besonders auch als gerechtfertigt anzuerkennen, dass er nach seiner Ansicht von demselben die Lautumformung nicht in

tung. Auch die Schallnachahmung enthielt noch keine Reflexion auf den Unterschied zwischen dem Tönen, als dem Prädikat des bezeichneten Gegenstandes, und dem Subjekte des Tönens. Diese Reflexion tritt erst auf der zweiten Stufe ein, weil hier nichttönende Gegenstände bezeichnet werden sollen; eine Bezeichnung, die eben den Unterschied zwischen Thätigkeit und Sein zur Voraussetzung hat. Rücksichtlich der Lautumformung wird also die *vermittelte Identität* sich als die Erhebung der Wurzel zum Stamm darstellen, da in diesem die Differenz zwischen Thätigkeit und Sein, also die unmittelbare Nichtidentität zur Geltung kommt. Das Letzte ist, dass diese Differenz sich zu einer abstrakten, d. h. *logischen* und — mit Beziehung auf die natürliche objektive Einheit — *analogischen*

---

allen Sprachen vorfindet, wie er denn selber die chinesische Sprache davon ausnimmt; — wenn er nur diese seine Fassung konsequent beibehielte. Denn ist anders unsere Behauptung als erwiesen anzusehen, dass Lautumformung in diesem Sinne mit der eigentlichen Wortbildung, d. h. mit denjenigen Veränderungen des Lauts, welche durch den innern Bedeutungsprozess nothwendig gefordert werden, also selber bedeutungsvoll sind, gar nichts zu thun habe; ferner dass, wenn sie dennoch auf diese Sphäre ausgedehnt wird, sie mit sich selbst in Widerspruch geräth, weil man dann nicht mehr sagen kann, sie finde sich in den reinsten Sprachen, indem sie vielmehr dann ein wesentliches Moment der Sprachbildung überhaupt ist: so muss es auffallen, dass der Verf. kurz nachher (S. 74) äussert: „Die Lautumfor- „mung, von der wir hier reden, kommt hauptsächlich in zwei, „oder wenn man will (?), in drei Stadien der Sprachbildung vor: „bei den Wurzeln, den daraus abgeleiteten Wörtern, und deren „weiterer Ausbildung in die verschiedenen allgemeinen, in der Natur „der Sprache liegenden Formen. Mit dem eigentlichen System, wel „ches jede Sprache hierin annimmt, muss ihre Schilderung begin- „nen". Der Widerspruch hierin mit den obigen Bestimmungen springt zu sehr in die Augen, als dass es nöthig wäre, ihn besonders hervorzuheben. Nur Eins will ich über den eben angeführten Gedanken sagen, nemlich mein Bedauern aussprechen, dass der Verf. in der Wurzel-Stamm-Sprossformbildung so wenig einen nothwendigen innern Zusammenhang sieht, dass er es der Willkür des Lesers

Identität aufhebt, d. h. dass der Stamm zur Sprossform wird. In der Sprossform, als zwiefache, nemlich als Nomen und Verb, gesetzt, ist das Eine immer zugleich als Moment im Andern enthalten, mit andern Worten: das flektirte Nomen hat das Verb, das flektirte Verb das Nomen zur Voraussetzung. Die Einheit ist in Jedem also nur einseitig realisirt.— Die höchste, vollständige Realisation wird also die Einheit dieser beiden Einheiten*) sein —: der Satz, in welchem daher auch die abstrakte Identität jeder Seite zur wahrhaft konkreten Synthesis und tetraktyschen Affirmation sämmtlicher Stufen, d. h. zur absoluten Realisation des Gedankens erhoben ist.

überlässt, ob er die letztere noch dazurechne oder nicht, ferner aber, dass er eben diese letztere so gut wie gar nicht bestimmt. Denn was heisst: „Ausbildung in die verschiedenen allgemeinen, in der „Natur der Sprache liegenden Formen"? — In der Sprache ist Alles geformt, und wie es in ihr geformt ist, das liegt natürlich in ihrer Natur. Unter solche allgemeine Kategorien kann man jede Spracherscheinung bringen. Wenn wir aber fragen wollen, wie es möglich sei, dass der Verf. den Begriff der Lautumformung als eines Systems von Lautveränderungen aus euphonischem Prinzip nachher mit dem eines Systems von Lautveränderungen aus dem Prinzip der Bedeutung — letztere als Thätigkeit gedacht — hat vertauschen können, so liegt der Grund darin, dass er auch hier wiederum nur die Nationalsprache im Sinn hat, statt von dem allgemeinen Wesen der Sprache selbst auszugehen, und dass er also unter Lautumformung die Summe aller Veränderungen versteht, welche die bestimmten artikulirten Laute in einer bestimmten Sprache durchlaufen können; eine Summe, die unendlich gross sein muss, weil die Umformung nirgend ein Ende haben kann, so lange die Sprache noch lebendig ist. Das Prinzip aber von allen diesen Erscheinungen ist nicht veränderlich, sondern ein und dasselbe, wenn auch sein Wesen Veränderung selbst ist. Wilh. v. Humboldt verwechselt also das äussere Gesetz der Veränderung, welches

---

*) Ganz entsprechend dem Begriff des Wortes, in der Sphäre der ersten Trias. — Vergl. § 22. Zusatz 112.

Zweite Trias:

Wurzel - Stamm - Sprossform.

§. 24. Allgemeine Entwicklung.

115. Die Nothwendigkeit der zweiten Trias als solcher liegt darin, dass jede wahrhaft konkrete Entwicklung drei Stufen hat, die sich als der Fortschritt des Prozesses aus der unmittelbaren Identität — durch die Differenz, also Aufhebung der Unmittelbarkeit und dadurch der Identität selbst — zur vermittelten Identität oder Rücknahme der Unterschiedenen in eine höhere, nemlich konkretere Einheit, deren Form Individualität ist, bestimmen. Zugleich enthält die letzte Stufe wiederum den Keim weiterer Bestimmung in sich, die sich zu einer neuen Dreiheit von Stufen entfaltet, bis sich die ganze Entwicklung in einer letzten Tetras abschliesst, welche, als die absolute Einheit nicht nur der letzten drei Stufen, sondern aller Triaden, die wahrhaft individuelle Realisation des absoluten

---

erst eine Konsequenz des Prinzips ist und in verschiedenen Sprachen verschieden sein kann, mit dem letztern selbst, welches in allen dasselbe sein muss, da es der Sprache als solcher angehört.

Zusatz zu § 24: 115. Es ist schon im vorigen Zusatz erwähnt, dass der Verf. in der Trias von Wurzel — Stamm — Sprossform keine absolute Nothwendigkeit sieht, wenigstens diese nicht zu entwickeln sucht, sondern jene Stufen als gegeben voraussetzt. Eine zweite Eigenthümlichkeit seiner Ansichten über diese Trias besteht darin, dass er eigentlich nur die Stämme als „Wörter" betrachtet, und sie auch im Gegensatz zur ersten und dritten Stufe so nennt, wie aus S. 77 hervorgeht: „Wir haben die Wörter hier, zum Ein- „fachen hinaufgehend, von den Wurzeln gesondert, wir können sie „aber auch, zum noch Verwickelteren hinabsteigend, von den eigent- „lich grammatischen Formen unterscheiden". Hier ist allerdings der Unterschied nicht zu übersehen, welchen der Verf. stillschweigend zwischen Sprossform und grammatischer Form setzt, ein

Begriffs ist. So war das Wort in der Stufenreihe von Artikulirter Laut — Silbe — Wort das Konkreteste; insofern es sich aber weiter bestimmt als Wurzel — Stamm — Sprossform, ist es auf der ersten Stufe als Wurzel das Abstrakteste gegen die folgenden. Damit es also zu weiterer Entwickelung kommt, muss es sich als Abstraktes setzen, mithin dynamisch werden. Als Dynamis ist dann das Wort eben Wurzel, denn diese heisst eigentlich nichts Anders als ein Keim, der die Bestimmbarkeit in sich enthält; eine Bestimmbarkeit, die immer in doppelter Weise zur Bestimmung gelangt, weil zur Bewegung des Prozesses zwei Momente gehören. In der obigen Trias zeigt sich die Bestimmbarkeit daher ebenfalls als doppelte, nemlich als begriffliche, rücksichtlich des Prinzips der Bedeutsamkeit, und als phonetische, rücksichtlich des Prinzips der Lautumformung, welche hier also nur eine Weiterbestimmung der allgemeinen Artikulation ist. Die Tetras beschliesst dann, wie schon erwähnt, der Satz, wovon später.

Unterschied, der, wenngleich für die Genesis des Worts überhaupt ganz unwesentlich, doch für die Anwendung und den Gebrauch desselben in der Rede allerdings sehr wichtig ist. In diesem Falle würde also auch eine bestimmte Klasse von Produkten der dritten Stufe zu den „Wör- „tern gerechnet werden müssen, nemlich die aus Stämmen abgeleiteten Sprosswörter, welche ich nebst den obigen durch Ableitung — bestehe diese in Suffigirung oder Affigirung, in Flexion oder Agglutination — entstandenen Wortformen zu der allgemeinen dritten Stufe der Sprossformen zählen zu müssen glaubte; besonders auch deshalb, weil der Verf. in dieser Fassung des Begriffs „Wörter“ sich nicht konsequent bleibt, insofern er dieselben im Gegensatz zu ihrer durch Flexion u. s. f. erweiterten Form „Grundwörter“ nennt; ein Ausdruck, unter dem man wohl die aus Stämmen abgeleiteten Sprosswörter füglich nicht miteinbegreifen kann. Die betreffende Stelle (a. a. O.) lautet: „Die Wörter müssen nemlich, um in die Rede eingefügt zu werden, „verschiedene Zustände andeuten und die Bezeichnung dieser kann „an ihnen selbst geschehen, so dass dadurch eine dritte, in der Re- „gel erweiterte Lautform entspringt... Wo dies nun in der Sprache „der Fall ist, nennt man diese Wörter“ (im Gegensatz zur erweiter-

§. 25. Entwicklung der einzelnen Stufen.

116. Die **Wurzel** ist also das ganz Abstrakte im Wort, nicht nur insofern sie eine Abstraktion der Grammatiker ist, sondern an sich, als Anfang der Wortformung überhaupt. Es geht ihr die reale Existenz als Worteinheit ab; und man kann daher

---

ten Lautform nemlich) „Grundwörter; die Sprache besitzt dann „wirklich eine Lautform in dreifach sich erweiternden Sta„dien; und dies ist der Zustand, in welchem sich ihr Lautsystem „zu dem grössten Umfange ausdehnt." Dieser Zusatz des Verf.'s rechtfertigt zugleich meine im Texte befolgte Scheidung, da aus demselben deutlich hervorgeht, dass, wenn die zweite Stufe die Grundwörter einschliesst, die dritte wohl sämmtliche Sprossformen, mögen sie als blosse Ableitungswörter — die ja auch immer in der Ableitungssilbe eine Beziehung ausdrücken, wie Jäg-*er* u. s. f. — oder als grammatische Formen sich darstellen, umschliessen muss.

Zusatz zu § 25: 116. Es ist gleich im Voraus zu bemerken, dass der Ausdruck „Wurzel" hier in rein begrifflichem Sinne zu nehmen ist: als erstes dynamisches Moment der Wortschöpfung. Ob und mit welchem Rechte in den Lehrbüchern besondrer Sprachen unter Wurzel etwas Anderes, Bestimmteres und möglicherweise schon Geformtes verstanden werden kann und darf, ist hier zu entscheiden nicht der Ort, und es mag in dieser Rücksicht die Bemerkung genügen, dass die Verkehrtheit im Gebrauche dieses Ausdrucks hauptsächlich darin ihren Grund findet, dass man gewöhnlich es für unnöthig hält, eine Frage nach dem begrifflichen Inhalt zu thun und daher vergisst, dass ein „Wurzelwort" zugleich ein Wurzelbegriff sein muss, ein Wurzelbegriff aber, wenn anders er nicht in blos relativem Sinn genommen wird, purer Unsinn und ein Widerspruch in sich selbst ist, weil der „Begriff" vor allen Dingen nur durch dasjenige Moment ein solcher ist, welches der Wurzel grade abgeht, nemlich: durch die energische Bestimmtheit. So ist also auch der Ausdruck Wurzelwort entweder ein Widerspruch in sich selbst, wenn er heissen soll: ein (gebildetes) *Wort*, welches eine Wurzel ist —, oder eine Tautologie, wenn *Wort* im abstrakten Sinne genommen wird —, oder endlich eine überflüssige Bezeichnung, wenn er besagen soll, ein *Wort*, das aus einer Wurzel stammt; denn jedes Wort hat, wenn man seinen Stoff durch alle Veränderungen hindurch

nicht sagen: dies Wort ist eine Wurzel, oder gar: ist ein Wurzelwort, sondern: es hat eine Wurzel. Denn die Wurzel ist als Wort formlos, weil sie nur den Anfang der Formung macht und

---

bis zur ursprünglichen Gestalt, oder vielmehr Gestaltlosigkeit, verfolgt, eine Wurzel. Wenn daher der Ausdruck „Wurzelwort" wirklich Etwas heissen soll, so könnten damit höchstens die Stämme, die Humboldt'schen „Grundwörter", im Gegensatz zu den durch Ableitung oder Flexion entstandnen Sprossformen bezeichnet werden.— Betrachten wir jetzt die Ansichten des Verf.'s über diesen Gegenstand. Er sagt S. 75: Wenn „ein Theil des Wortes einen, gewissen Regeln „unterworfenen Wechsel erfährt, ein andrer Theil dagegen ganz un- „verändert, oder nur in leichterkennbarer Veränderung be- „stehen bleibt", so „nennt man diese festen Theile der Wörter „und Wortformen die wurzelhaften, und, wenn sie besonders „dargestellt werden, die Wurzeln der Sprache selbst". Erstlich ist bereits oben die Möglichkeit einer solchen „besondern Darstellung" der „festen Theile der Wörter" geläugnet worden. Schon dass die Festigkeit sich nicht nur auf die unveränderten, sondern auch auf die „leichterkennbar veränderten" Theile beziehen soll, beweis't, wie schwankend und haltlos die Bestimmung dieses Begriffs ist. Denn was heisst: Etwas ist „leichterkennbar"? Wie weit erstreckt sich diese leichte Erkennbarkeit, wo ist ihre absolute Grenze? Die relative wird wohl nach der Sprachkenntniss, die Jemand besitzt, sehr verschieden ausfallen. Also noch einmal, es muss geläugnet werden, dass irgend im Worte ein fester Theil, der als solcher auszuscheiden wäre, realiter existirt. Im Grunde ist Das auch die Ansicht des Verf.'s, wie sich aus dem Folgenden ergiebt: „Diese Wur- „zeln erscheinen in ihrer nackten" (muss heissen: gestaltlosen) „Gestalt in der zusammengefügten" (?—Vergl. die Worte des Verf.'s in § 18. Zusatz 103—104) „Rede in einigen Sprachen selten, in andern „gar nicht. Sondert man die Begriffe genau, so ist das Letz- „tere sogar *immer* der Fall. Denn so wie sie in die Rede eintreten, „nehmen sie auch in Gedanken eine ihrer Verbindung entspre- „chende Kategorie an, und enthalten daher nicht mehr den „nackten und formlosen Wurzelbegriff. Auf der andern Seite" (etwa, wenn man die Begriffe nicht genau sondert?) „kann man sie

zwar dadurch, dass sie den Stoff dazu hergiebt. Sie kann deshalb auch in der Sprache nie aufgezeigt werden; denn nur, was eine Form hat, kann aufgezeigt werden. Ebensowenig wie es reine Schallnach-

---

„aber auch nicht in allen Sprachen ganz als eine Frucht der blossen „Reflexion und als letztes Resultat der Wortzergliederung ansehen".— Der Ausdruck „ganz" ist hier in numerischer Bedeutung zu nehmen, wie sich aus der unten zu erwähnenden Scheidung in subjektive und objektive Wurzeln ergiebt. In dem Beweise für obige Behauptung vergisst der Verf., was er kurz zuvor gesagt, nemlich dass die Gedankenform die Wurzel als solche, d. h. als gestaltloses Wort aufhebt, und sie zum realen, konkreten Worte macht; wobei immer noch die Voraussetzung — die meiner Meinung nach eine ebensogrosse Unmöglichkeit enthält, wie der Versuch, einen unartikulirten Laut durch einen Buchstaben zu bezeichnen — dass ein Wort existiren könne, welches die Wurzel unverändert darstellte, zu beweisen wäre. Er fährt sodann (S. 77) fort: „Es giebt aber auch Sprachen, die in dem „hier angenommenen Sinne wirklich keine Wurzeln haben, weil" (das ist wichtig) „es ihnen an Ableitungsgesetzen und Lautumfor- „mung von einfacheren Lautverknüpfungen aus fehlt. Alsdann fallen, „wie im Chinesischen, Wurzeln und Wörter zusammen, da sich die „letztern in keine Formen auseinanderlegen oder erweitern; die „Sprache besitzt blos Wurzeln". Dieser Schluss könnte auffallen, denn es liegt darin die Behauptung, dass Wörter, welche keine Wurzeln haben, (weil sie keine Ableitungsgesetze, also keine abgeleiteten Wörter haben, in Rücksicht auf welche der Begriff der Wurzel, als ein relativer, Bedeutung haben könnte) ebendeshalb weil sie keine haben, nur solche besitzen. Doch ist er richtig, aber er muss umgekehrt werden: Sprachen die nur Wurzeln haben, wie die Chinesische, haben ebendarum keine, d. h. der Begriff der Wurzel, als Keim des Wortes, verliert seine Bedeutung.— Man sieht hieraus, dass der Verf. zwischen dem einseitigen Begriff, den die komparative, „historische" Grammatik von der Wurzel hat, und dem spekulativen noch schwankt. Aber eben weil er jenen in seiner Einseitigkeit und deshalb für unwahr und im höchsten Sinne des Worts auch unpraktisch erkennt, steht er wesentlich schon auf spekulativem Standpunkt, oder ist wenigstens auf der Bewegung zu ihm begriffen. Dies rechtfertigt

ahmungen giebt, sondern die Schallnachahmung schon durch das in ihr nothwendiger Weise vorhandene Prinzip der Artikulation über sich hinausgeführt wird, ebensowenig giebt es reine Wurzeln.

---

wieder unsern Text, insofern wir den spekulativen Standpunkt in seiner Bestimmtheit und Unbedingtheit festhalten zu müssen glaubten, um nicht in Widersprüche zu gerathen. Der Verf. möchte weder seine geheime, tiefphilosophische Ueberzeugung opfern, noch es auch ganz mit seinen alten Freunden verderben: dadurch geräth er auf einen Ausweg, der die Sache aber nur verwickelter macht. Es ist dies die wichtige Unterscheidung zwischen subjektiven und objektiven Wurzeln. S. 112 sagt der Verf.: „Das Wesen des Lautzusammen„hangs der Wörter beruht darauf, dass eine mässige Anzahl dem „ganzen Wortvorrath zum Grunde liegender Wurzellaute durch „Zusätze und Veränderungen auf immer bestimmtere und mehr „zusammengesetzte Begriffe angewendet wird". — Aus dieser Bemerkung geht Zweierlei hervor, nemlich 1. dass der Verf. von „Wur„zellauten" und nicht von Wurzelwörtern spricht, also von der stillschweigenden Voraussetzung ausgeht, dass die Wurzelbildung und Lauterzeugung identisch, und der Begriff der Wurzel dem des Wortes, als einer bestimmten Begriffseinheit, entgegengesetzt sei; 2. dass erst durch die „Zusätze" und „Veränderungen" ein Wort bestimmt, ein Begriff individualisirt werde, also die Wurzel an sich abstrakter sei, als die gebildeten Wörter. Diese beiden Folgerungen, mit denen meine im Texte gegebene Ansicht vollkommen übereinstimmt, ist sehr wichtig. Was nun den Unterschied zwischen den objektiven und subjektiven Wurzeln betrifft, so sagt der Verf. S. 114: „Die objektiven tragen das Ansehen der Entstehung durch „Analyse an sich; man hat die Nebenlaute abgesondert, die Bedeu„tung, um alle darunter geordnete Wörter zu umfassen, zu schwan„kendem Umfange erweitert und so Formen gebildet, die in dieser „Gestalt nur uneigentlich Wörter genannt werden können. Die sub„jektiven hat sichtbar die Sprache selbst geprägt. Ihr Begriff er„laubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Indivi„dualität. . . Er deutet daher auf einen primitiven Zustand der „Sprachen hin, was, ohne bestimmte, historische Beweise, von den „objektiven Wurzeln nur mit grosser Behutsamkeit angenommen wer-

Dieser Vergleich ist um so angemessener, als Beide, Wurzel und Schallnachahmung, auf der Stufe der unmittelbaren Identität stehen und deswegen in ihnen die Differenz von Thätigkeit und Sein,

---

„den kann". Zu diesen „subjektiven Wurzeln" rechnet nun der Verf. die Personenwörter, indem er bemerkt, dass diese die ursprüng„lichen in jeder Sprache sein müssen, und dass es eine ganz unrich„tige Vorstellung sei, das Pronomen als den spätesten Redetheil in „der Sprache anzusehen". Mit dem Letztern stimmen wir völlig „überein, selbst damit, dass die Personenwörter zu den ursprünglichsten Wörtern der Sprache gehören. Aber dass sie für sich und unmittelbar als Wurzeln anzusehen seien, oder auch, dass ihre Wurzeln nur Pronominalwurzeln sein sollten, können wir deshalb nicht zugeben, weil es einerseits dem Begriff der Wurzel widerspricht, für eine bestimmte Wortklasse ausschliesslich den Stoff abzugeben, andrerseits sich auch ausdrücklich nachweisen lässt, welche andren Wortklassen aus denselben Wurzeln entsprungen sind. Bopp, den der Verf. hier als Autorität anführt, hat selbst diesen Nachweis geführt, und z. B. das Pronomen der ersten Person *ego*, *aham*, *ich* u. s. f. mit dem Begriffe des Sagens (Skr. *ah'*, Lat. *ajo*) identificirt. Dies steht also der Behauptung des Verf.'s umsomehr entgegen, als er grade die erste Person auch der Entstehung in der Sprache nach als die erste erklärt *) Wenn ferner die Behauptung des Verf.'s, dass die Wurzel-

---

*) Womit wir übrigens beiläufig nicht übereinstimmen können. Der Verf. führt als Grund an: „Das Erste ist natürlich die Persönlichkeit als Spre„chenden selbst, der in beständiger unmittelbarer Berührung mit der Natur „steht, und unmöglich unterlassen kann, auch in der Sprache ihr den Aus„druck seines Ichs gegenüberzustellen. Im Ich aber ist von selbst das Du „gegeben, und durch einen neuen Gegensatz (?) entsteht die dritte Person, „die sich aber, da nun der Kreis der Fühlenden und Sprechenden verlassen „wird, auch zur todten Sache erweitert." Umgekehrt: diese sogenannte todte Sache muss nothwendigerweise das Erste sein, weil das angeschaute Objekt früher im Bewusstsein ist, als die Thätigkeit und das Subjekt der Anschauung selbst. Durch diesen Gegensatz entsteht nach dem Es dann erst das Ich, und aus der Entgegenstellung des Ichs zu einem andern Ich das Du, als zweites Ich Ich habe mich hierüber schon früher genauer ausgespro-

welche dort die Stammunterschiede, als Verb und Substantiv, hier die symbolische Worterzeugung hervorbringt, noch gar nicht vorhanden ist. Aus dieser Gleichheit der Differenziirung ergiebt sich

---

laute erst durch die Zusätze und Veränderungen zu immer bestimmteren Begriffen werden (was doch wohl nichts Anderes heissen kann, als dass sie sich immer mehr, auch in Rücksicht auf begrifflichen Gehalt, individualisiren), mit der Bemerkung verglichen wird, „dass die „subjektiven Wurzeln ihrem Begriffe nach überall Ausdruck scharfer Individualität" sind, so ist man in der That in Verlegenheit, wie man Beides miteinander vereinigen soll. Als Lautganzes bezeichnete allerdings dieser Wurzelstoff ursprünglich eine individuelle, oder vielmehr einzelne, ungeschiedene Vorstellung, aber sobald er als Wurzelstoff zu gelten anfing, d. h. sobald die in ihm liegende abstraktsinnliche Vorstellung sich zu spalten und die aus dieser Spaltung (zunächst als Gegensatz von Sein und Thätigkeit) hervorgehenden Splitter sich zu individualisiren, d. h. als Wörter zu formen begannen, hörte eben damit die ursprüngliche Einzelheit auf, zugleich als konkretes Ganzes zu gelten, indem sie von nun an gar nicht mehr selbstständig für sich, sondern nur als Stoff in den verschiedenen, einander bestimmt entgegengesetzten Gestaltungen vorhanden war. Wenn daher die Definition, welche der Verf S. 115 von der Wurzel giebt, richtig ist, indem er nemlich sagt: „Mit dem Namen der Wurzeln „können nur solche Grundlaute belegt werden, welche sich unmittel- „bar, ohne Dazwischenkunft andrer, schon für sich bedeutsamer Laute, „dem zu bezeichnenden Begriffe anschliessen" —, so ist zu fragen, ob ein solcher Grundlaut für sich als nackter Lautstoff existirend gedacht werden kann, oder ob nicht vielmehr, da Alles, was existirt, nothwendigerweise in einer Form existiren muss, die Wurzel aber grade der Form entbehrt, eben hiemit die Nichtexistenz der Wurzel

---

chen in meiner Abhandlung: *de origine et formatione pronominum personalium etc.* § 7; vrgl. Tabula pag. 40. und die Anmerkung pag. 41; wo auch die vom Verf. in der oben angeführten Stelle citirte Abhandlung: „Ueber die. „Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen" berücksichtigt ist; endlich pag. 46. Anm. 3. —

(und Das ist die einzig mögliche Bestimmung der Wurzelbildung), dass sie mit der Schallnachahmung ebenso zusammenfällt, wie die Stammbildung mit der symbolischen, die Sprossformenbildung mit

---

als eines realen Seienden ausgesprochen ist. Der Verf. fährt daher fort: „In diesem strengen Verstande des Worts brauchen“ — wir sagen: können — „die Wurzeln nicht der wahrhaften Sprache „angehören; und in Sprachen, deren Form die Umkleidung der Wur„zeln mit Nebenlauten mit sich führt, kann dies sogar überhaupt „kaum, oder doch nur unter bestimmten Bedingungen der Fall sein. Denn die wahre Sprache ist nur die in der Rede sich offenbarende, „und die Spracherfindung lässt sich nicht auf demselben Wege „abwärtsschreitend denkend, den die Analyse aufwärts verfolgt“. Zu bedauern ist, dass der Verf. sich nicht unbedingter und bestimmter ausgesprochen, und z.B. statt der Beschränkung: „kann dies sogar.. „überhaupt.. kaum—, oder.. doch.. nur.. unter bestimm„ten Bedingungen“ — wenn sie bestimmt sind, warum werden sie nicht angegeben? — u. s. w. einfach gesagt hat: „kann es nie und „unter keiner Bedingung“ der Fall sein, dass nackte Wurzeln in der Rede erscheinen, auch in solchen Sprachen nicht, die ihre Wurzeln nicht „umkleiden.“ Denn durch den Gebrauch selbst hören sie auf, Wurzeln zu sein. Kann man z. B. *Band* und *band* als nackte Wurzel betrachten, da sich in jenem Nominal- und in diesem Verbalstamm dieselben Laute finden? Ja kann man diese beiden Wörter auch nur als nackte Stämme ansehen, wenn sie in der Rede vorkommen, und nicht vielmehr das erstere als einen bestimmten Casus des Substantivs, und das zweite als eine bestimmte Person einer bestimmten Zeit des Verbs, wenn auch weder in jenem die Casusflexion, noch in diesem die Personalflexion lautlich bezeichnet ist? Ist die Flexion deshalb nicht begrifflich vorhanden? Und macht nur das phonetische Material ein Wort zu Dem, was es ist und bedeutet, oder gehört nicht vielmehr wesentlich — und wesentlicher — das begriffliche dazu? — Das ist eben der Fehler nicht nur der alten indischen, sondern auch der europäischen modernen Grammatiker, dass sie sich nur um Das, was sich ihnen als phonetisch handgreiflich darstellt, kümmern, aber nicht um Das, was durch das Phonetische hindurchscheint, um den Begriff, gegen den das Phonetische nur ein

der „analogischen" Worbildung. Reine Wurzeln sind also stets Onomotopöien; d. h.: wenn man den Laut- und Begriffsstoff eines Worts bis auf seine relativ ursprünglichste Gestalt verfolgen kann, so wird

---

häufig unvollkommnes Substrat ist. Dieser gedankenlosen Ansicht der indischen Grammatiker von der Wurzel haben wir auch die einseitige Behauptung zu verdanken, dass alle Wurzeln Verbalwurzeln seien; eine Behauptung, die zuerst von Becker zu beweisen gesucht und dann von seinen Nachbetern breitgetreten ist. Hoffmeister, der sich sonst nicht grade durch feinen Takt in Bezug auf das Wesen der Spracherscheinungen auszeichnet, kommt hier der Grenze der Wahrheit ziemlich nahe, aber ebendarum mit sich selbst in Widerspruch, weil er die Ursprünglichkeit der Verbalwurzeln dennoch nicht aufgeben will. Er sagt nemlich in seiner „Erörterung der Grund- „sätze der Sprachlehre" u. s. f. S. 66: „Ich stimme Becker vollkom- „men bei, dass das Verb das älteste Wort" (! — Das ist schon ganz etwas Anderes, aber auch nicht wahr) „der Sprache sei, und zwar „aus folgendem, noch nicht beachtetem Grunde". (S. 37:) „In dem „frühsten Alter der Sprache, wo diese sich auf lauter gegenwärtige „Sinnesanschauungen bezog, brauchte nur das Prädikatwort genannt „zu werden, weil der Gegenstand, von dem dies galt, vor Augen „lag". — Und das Prädikat nicht? und nicht vielmehr dies, nemlich die durch dasselbe ausgedrückte Eigenschaft, allein? — „Darin aber kann „ich B. nicht beipflichten, dass das Wurzelwort eine Thätigkeit „ausdrücke; sondern ich meine im Gegentheil, dass die ursprüngli- „chen Wörter der Sprache neutral seien, und eine blosse Weise „des Seins ausdrücken". Neutralität ist ein guter Ausdruck, aber nur dann richtig, wenn sich seine negative Kraft gleicherweise gegen Verb und Substantiv richtet. Sie hat nur Wahrheit als Indifferenz des Gegensatzes von Sein und Thätigkeit. Auch Wilh. v. Humboldt hält an der Ursprünglichkeit der Verbalwurzeln fest, und nennt das Verfahren der indischen Grammatiker ein „aus einem richtigen Gefühl ihrer „Sprache" entsprungenes. Sein Grund dafür ist merkwürdiger Weise dem von Hoffmeister grade entgegengesetzt. Denn wenn Letzterer sagt, dass der Gegenstand dem Sprechenden ja vor Augen lag, und deshalb nicht bezeichnet werden brauchte, so scheint daraus hervorzugehen, dass die Existenz des Gegenstandes den Anfang der Wahrnehmung machte, das Bewusstsein über seine Thätigkeit aber dann

man zuletzt nothwendig auf ein onomatopöetisches Bildungsprinzip stossen.

117. Da das Wesen der Wurzel Bestimmbarkeit ist, so enthält sie nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Nothwendigkeit der Bestimmung, und weis't damit über sich selbst hinaus; d. h. sie enthält an sich selbst die Forderung, sich aufzuheben. Aber da sie wie ihr Inhalt, die ungeschiedene Vorstellung, einfache Einheit ist, so kann sie sich nur so bestimmen, dass ihre Momente in einen selbständigen konkreten Gegensatz auseinandergehen. Die Momente jeder einfachen Einheit aber sind Materie

---

erst folgte. Unser Verf. sagt dagegen: „Es liegt in der Natur der „Sprachentwicklung selbst, dass die Bewegungs- und Beschaffenheits- „begriffe die zuerst bezeichneten“ (aber auch die zuerst wahrgenommenen?) „sein werden, da nur sie wieder gleich, und oft in „dem nemlichen Akte, die bezeichnenden der Gegenstände „sein können, insofern diese einfache Wörter ausmachen“. Aus dem Allem geht jedoch gar keine Nothwendigkeit hervor, warum der Begriff des Seins später als der der Thätigkeit im Bewusstsein des Sprechenden vorhanden sein soll. Die Wahrheit ist, wie gesagt, dass die ungeschiedene Vorstellung, welche den begrifflichen Inhalt der Wurzel ausmacht, solche Unterschiede wie den zwischen Sein und Thätigkeit gar nicht kennt, vielmehr das Wesen derselben und daher auch das der Wurzel eben in dieser Unterschiedslosigkeit selbst beruht, d. h. dass nicht nur weder die Verbal- noch die Nominalwurzeln die früheren sind, sondern auch diese Bezeichnungen selbst, wenn sie nicht blos relative Bedeutung haben sollen, einen Widerspruch enthalten. Selbst die Alten stellten schon das Nomen in dieser Beziehung durchaus neben das Verb; weshalb Beide (nicht das Verb allein) von Apollonius: *τὰ ἐμψυχότατα μέρη τοῦ λόγου* genannt werden*).

117. Wie sich der Stamm zur Wurzel verhält, so verhält sich die Sprossform zum Stamm; ebensowenig wie eine Wurzel für sich existiren kann, ebensowenig kann auch ein Stamm für sich existiren. Denn auch dieser ist etwas Relatives und an sich Abstraktes. Man mag demnach ein Wort aussprechen, welches man

---

*) *Apollon. de syntaxi. lib. I, cap. 3.* Vergl. Hermes S. 27.

und Form, in der Vorstellung also Sein und Thätigkeit. In dieser Diskretion, die für jede Seite zugleich eine doppelte Konkretion und keineswegs blosse Zerlegung in Theile ist, erscheint die Wurzel als Nominalstamm und Verbalstamm. Die äussere Nothwendigkeit zur Differenz liegt, wie schon erwähnt, in dem Uebergange aus der blossen Schallnachahmung zur symbolischen Wortbilbung, weil durch das Verlassen der blos hörbaren Gegenstände eine Trennung zwischen dem Dinge und seiner Thätigkeit eintreten musste. (Vergl. 114.)

118. Der Stamm enthält also zunächst in Rücksickt auf seinen Inhalt eine Verwandlung der blossen Bestimmbarkeit in die Bestimmtheit, weiter dann aber zugleich die Form der einseitigen Geschiedenheit. In dieser Einseitigkeit zeigt sich also die Bestimmt-

---

will, so kann man es immer nur in einer bestimmten grammatischen Form aussprechen. Dass man bei Substantiven gewöhnlich den Nominativ, bei Verben den Infinitiv als Grundform betrachtet, ist etwas rein Konventionelles. Denn lös't man die Casus- und Modusendung ab, so hört das Wort auf, Wort d. h. Laut- und Begriffseinheit zu sein. Denn zur Einheit ist auch Begrenzung nöthig, diese aber ist zugleich Verbindung, nemlich als Ausdruck der Beziehung. Die indeklinirbaren Redetheile machen hievon nur eine scheinbare Ausnahme, da ihre begriffliche Einheit ausserhalb des Satzes aufgehoben ist. Es geht hieraus hervor, dass die von den indischen Grammatikern aufgestellten Themen und Wurzeln, jene für die Deklination, diese für die Conjugation, nur verstandesmässige und in praktischem Sinne zweckmässige Abstraktionen sind, aber keine konkrete Sprachbildungen. Es liegt der Begriff dieser Relativität auch schon in den Benennungen „Wurzel" und „Stamm". Beide weisen nemlich über sich als auf ihren höheren Zweck hinaus, die Wurzel auf den Stamm, der Stamm auf die Blüthe, resp. Frucht tragenden Zweige. Die Sprossform allein weis't ihrer Benennung nach nicht über sich hinaus, sondern auf Stamm und Wurzel, als Produkt derselben, zurück, und zeigt sich ebendarin als Resultat und Abschluss der ganzen Bewegung, welche im dialektischen Prozess der Worterzeugung liegt. Man beruft sich oft auf die Chinesische Sprache, als welche diese Stufen des Prozesses und deshalb den Prozess selbst nicht kenne, sondern bei

heit selbst als eine halbe, folglich abstrakte. Denn die Momente, die in der indifferenten Vorstellung eine subjektiv-abstrakte, im Gegenstande selbst aber eine objektiv-konkrete Einheit bildeten, sind, um sich zu bestimmen, als Gegensätze auseinandergetreten, wodurch die Beziehung zwischen ihnen, welche in der objektiven Einheit des Gegenstandes grade das konkrete Element ausmachte, zerrissen ist, sie selbst folglich als nur in abstrakter Weise bestimmt erscheinen. Wie daher die Wurzel durch ihr eignes Wesen, welches die Bestimmbarkeit war, die Nothwendigkeit enthielt, diese abstrakte Dynamis durch die Differenz zu realisiren, so enthält diese Stammdifferenz wiederum die Nothwendigkeit, den starren Gegensatz wie-

---

den Wurzeln stehen bleibe. Wäre Das aber der Fall, so würde in ihr auch von einer Satzbildung gar nicht die Rede sein können. Dass aber jede Sprache jene Scheidung begrifflich vollführe, wird wohl nicht geläugnet werden können, ebensowenig wie dass diese begriffliche Scheidung die wesentliche sei. Daraus aber folgt mit Nothwendigkeit, dass alle Sprachen grammatische Bestimmungen haben müssen, welchen Ausdruck sie übrigens ihnen auch geben mögen.

118. Es kommt hier noch die Bezeichnung der Beziehungen in Betracht, welche wir oben (§. 22. 113) fallen lassen mussten. Es ist daselbst, besonders im Zusatz, erwähnt worden, dass diese Bezeichnung dann eintrat, als nicht nur das Reich der hörbaren, sondern das der sinnlich-wahrnehmbaren Gegenstände überhaupt erschöpft und verlassen war, und die Reflexion auf das Verhältniss der Gegenstände unter sich und zum Subjekt in's Bewusstsein gelangte; woraus sich ergiebt, dass für die Bezeichnung dieses Verhältnisses weder die unmittelbare Schallnachahmung noch auch die symbolische Vermittlung ausreichen konnte, sondern die abstrakte Analogie des Lauts zum Begriff in Anwendung kommen musste. Der Verf. stimmt hiemit nicht überein, insofern er die Bezeichnung der Beziehungen von der der Begriffe als einer ganz andren Sphäre unterscheidet. (S. 81:) „In dem ganzen Bereich des in der Sprache zu Bezeich„nenden unterscheiden sich zwei Gattungen wesentlich von einan„der: die einzelnen Gegenstände oder Begriffe, und solche all„gemeinen Beziehungen, die sich mit vielen der ersteren theils

der flüssig zu machen, um sich aus der abstrakten Einseitigkeit desselben zu erlösen. Da nun aber das konkrete Element in der objektiven Einheit die Beziehung des Gegenstandes zu seiner Thätigkeit war, so muss das Wort, da es die Reproduktion des Gegenstandes in der Lautform ist, diese Beziehung als begriffliches und phonetisches Moment des Stammes in sich selbst erzeugen, und zwar als doppeltes nach der Doppelseitigkeit der Stammbildung. Dadurch dass die Entgegengesetzten in Fluss gerathen, indem an Jedem die Beziehung auf das Andere hervorbricht, d. h. jede Seite die andere als Moment in sich erzeugt, erhalten sie auch für sich konkrete Bestimmtheit. Die Deklination, als Form des in Fluss gerathenen

---

„zur Bezeichnung neuer Gegenstände oder Begriffe, theils zur Verknüp-„fung der Rede verbinden lassen." Dies kann nicht zugegeben werden. Die Sprossform steht in nicht grösserer Entfernung von dem Stamm als dieser von der Wurzel. Denn die Abstraktion von der Beziehung des Gegenstandes auf einen andern oder auf das Subjekt ist nicht stärker, als die Abstraktion von dem Unterschiede zwischen Sein und Thätigkeit. Auch geht aus dem Mangel der Reflexion auf den Begriff der Thätigkeit in jenem Satze des Verf.'s die Unvollständigkeit und dadurch Unrichtigkeit des einfachen Gegensatzes zwischen „Gegenständen" nnd „Beziehungen" hervor. Denn — könnte man fragen — wozu rechnet wohl der Verf. den Begriff und die Bezeichnung der Thätigkeit? Zu den Gegenständen? Doch schwerlich. Zu den Beziehungen? Noch weniger, da er unter diesen nur die grammatischen Kategorieen, denen der Begriff der Thätigkeit selbst unterliegt, versteht, indem er sagt: „Die allgemeinen Beziehungen gehö-„ren grösstentheils" (!) „den Formen des Denkens selbst an, und „bilden, indem sie sich aus einem" (aus welchem?) „ursprünglichen „Prinzip ableiten lassen, geschlossene Systeme, in denen das Ein-„zelne sowohl in seinem Verhältniss zu einander, als zu der das „Ganze zusammenfassenden Gedankenform, durch intellektuelle Noth-„wendigkeit bestimmt wird." Was nun die Bezeichnung dieser Beziehungen betrifft, so hält er „von den drei (S. 78) aufgezählten Be-„zeichnungsarten vorzugsweise die symbolische und analogische

Nominalstamms, hat deshalb ihren Grund und ihren Zweck im Verbum, und die Konjugation, als Form des in Fluss gerathenen Verbalstamms, hat ihren Grund und Zweck im Substantiv. In dem Begriff der Sprossform, als dieser doppelten konkreten Realisation des Stammgegensatzes, ist die Differenz wiederaufgehoben und somit die Trias der Wortbildung vollendet.

§. 26. Genesis des Satzes. Beziehung als konkrete Synthesis. Periode.

119. Die Sprossform ist also als Wort- und Begriffseinheit allerdings konkret, da sie nicht blos Thätigkeit oder Sein, sondern

---

„anwendbar“. Aber die Beispiele, welche er für die symbolische anführt, z. B. die Bildung der arabischen Collektiva durch die Einschiebung eines gedehnten Vokals, wodurch die „zusammengefasste „Menge durch die Länge des Lauts symbolisch dargestellt“ werde, enthalten nichts Symbolisches, sondern blosse Analogie. Würde hier nicht die Zusammenfassung in eine Einheit, sondern die Mannigfaltigkeit selbst, etwa durch häufige Wiederholung desselben Buchstaben oder eigentlich desselben ganzen Worts versinnlicht, dann könnte möglicherweise von einer Symbolik die Rede sein. Man erinnere sich nur an den Gebrauch des *Guna* und *Wriddhi* im Sanskrit zur Bezeichnung der Patronymika oder sonstiger z. B. verbaler Ableitungs formen, so würde nach des Verf.'s Ansicht auch hierin etwas Symbolisches liegen. Dass aber davon Nichts darin liegt, geht schon daraus hervor, dass das Gesetz überall dasselbe bleibt, obwohl doch die Gegenstände, in denen es in Wirkung tritt, jedesmal andere sind; ein Beweis, dass diese Bezeichnungsart vom Inhalt des Gegenstandes ganz abstrahirt, und ebendeshalb darin eine abstrakte Identität des Begriffs liegt, welche das Wesen der Analogie, aber nicht das des Symbols ausmacht. — Die sonstige Unbestimmtheit, mit der sich der Verf. über diese Bezeichnungsart ausdrückt, scheint daraus zu entspringen, dass er keine bestimmte Grenze zieht zwischen blosser Ableitung und Flexion, welche beide im Begriff der Spross-

Thätigkeit im Sein und Sein in der Thätigkeit, also in beiden Fällen einen halben Gedanken bezeichnet. Zugleich aber enthält diese Halbheit in der Hinweisung eines Jeden auf das Andre — eine Hinweisung, die als bloss momentale Form der gegenseitigen Beziehung gefasst werden kann — eine halbe Abstraktion und folglich die Forderung, den halben Gedanken zum ganzen, d. h. konkreten und die Beziehung selber konkret zu machen. Dies geschieht, indem die momentale Andeutung des Einen im Andern zum selbstständigen Ausdruck erhoben und beide Gegensätze nebst ihren Momenten in eine solche

---

form vereinigt sind. Bald hat er die Eine bald die Andre, aber nicht Beide in ihrer Einheit, das heisst: das allgemeine Wesen der Sprossform im Auge. Es wird daher unten bei der Flexion noch weiter davon die Rede sein.

Zusatz zu § 26: 119. Dass die Sprossform grade in dem Moment, wodurch sie zum konkreten Worte wird, den abstrakten Keim zu einer höheren Form enthält, nemlich in dem Moment der Beziehung, ist ein Beweis, dass die Betrachtung der Spracherzeugung als eines dialektischen Prozesses die allein wahre ist. Denn wir haben überall bemerkt, dass in dem Elemente, welches den Fortschritt der einen Stufe zur höhern realisirte, nicht blos dieser Zweck, sondern immer zugleich Mehr erreicht wurde und dass in diesem Ueberschuss, ohne welchen das Element selbst nicht zur Existenz hätte kommen können, sogleich die Forderung und Hinweisung zu weiterem Fortgange sich geltend machte. Mit der Sprossform, in der einerseits das Wort seine höchste Realisation gefunden, werden wir daher andrerseits auf den Satz hingewiesen, der sie selber schon — aber nur andeutungsweise, d. h. abstrakt — enthält. Sofern aber die Beziehung, welche hier das Element des Fortschritts enthält, ebenfalls zu ihrer konkreten Verwirklichung kommt, wodurch die Zwiespältigkeit der Sprossform, als Nomen und Verb, in der ausdrücklichen Einheit beider Beziehungen aufgehoben wird, ist überhaupt jedes abstrakte Element vernichtet, und die Beziehung, welche in der Sprossform nur Schein einer Einheit und Sehnsucht des Einen zum Andern war, zur Wahrheit geworden. Man kann — um dies an einem Beispiel zu erläutern — auf eine

Einheit gebracht werden, worin sie in koordinirter Selbstständigkeit mit gleichem Rechte vorhanden sind. Die Beziehung, welche dieser Einheit zu Grunde liegt, ist dann nicht mehr eine doppelt einseitige des Einen auf das Andre, sondern eine Beziehung zweier Beziehungseinheiten auf einander, d. h. sie ist konkrete Synthesis und ihre grammatische Form der Satz. Die philosophische Definition des Satzes würde also lauten: Der Satz ist der

---

andre Synthesis hinweisen, in der sich dieselbe positive Dialektik zeigt, auf die Ehe. Mann und Weib, in ihrer Abstraktion, d. h. ausser Verbindung gedacht, tragen Jedes geistig wie körperlich die Beziehung auf das Andre an sich, geistig in der Sehnsucht, welche selber nur Gefühl der Abstraktion ist, körperlich in den Geschlechtsgliedern. Realisirt wird diese Beziehung aber nur in der Begattung, d. h. Realisation der Gattung; ein Akt, dessen dialektische Wahrheit und konkrete Bedeutung ihren eignen Beweis durch die Hervorbringung eines neuen lebendigen Wesens führt. — Der Verf. dehnt die Bedeutung der Synthesis weiter aus, indem er schon die „Verbindung des Begriffs mit der Lautform" als ein „synthetisches Verfahren" betrachtet, und zwar mit gutem Grunde. Er sagt in diesem Sinne S. 102: „Von dem ersten Elemente an ist die Erzeugung „der Sprache ein synthetisches Verfahren, und zwar ein solches „im ächtesten Verstande des Worts, wo die Synthesis etwas schafft, „das in keinem der verbundenen Theile für sich liegt". Allein er er verkennt nicht, dass die wahre, konkrete Synthesis erst im Satze sich vollende; (S. 120:) „Es gesellt sich zu dem Akte der Bezeich„nung des Begriffs selbst noch eine eigne, ihn in eine bestimmte „Kategorie des Denkens oder Redens versetzende Arbeit des Gei„stes; und der volle Sinn des Wortes geht zugleich aus je„nem Begriffsausdruck und dieser modificirenden Andeu„tung hervor . . . . Erst durch diese, in möglichster Reinheit und „Tiefe vollendete, und der Sprache selbst fest einverleibte Operation „verbindet sich in derselben, in der gehörigen Verschmelzung und „Unterordnung, ihre selbstständige, aus dem Denken entspringende, „und ihre mehr den äussern Eindrücken in reiner Empfänglichkeit

Ausdruck (nicht blos Andeutung wie in der Sprossform) **des konkreten Gedankens, als synthetischer Einheit von einem auf die Thätigkeit bezogenem Sein und einer auf das Sein bezogenen Thätigkeit.**—

120. Wenn man den einfachen Satz in die Formel: *St* = *Ts* fasst, wo *S*, *T* Sein und Thätigkeit, *s*, *t* aber die blossen Beziehungen auf dieselben, als Momente für die entgegengesetzte Flexionsbildung, bedeuten, = endlich die synthetische Beziehung zwischen den

---

„folgende Thätigkeit". Vorzüglich sieht nun der Verf. die Synthesis in drei Sphären (S. 250:) „Am deutlichsten erkennt man sie in der „Satzbildung, dann in den durch Flexion oder Affixe abgeleite- „ten Wörtern, endlich überhaupt in allen Verknüpfungen des „Begriffs mit dem Laute". Wenn man diese drei Stufen in umgekehrter Ordnung betrachtet, so sieht man leicht, dass in dem ersten die Vollendung der ersten Trias, in dem zweiten die der zweiten, im dritten die tetraktyische Realisation des Gedankens im Satze angedeutet ist, woher sich meine ganze Entwicklung in diesem Sinne als völlig der Ansicht des Verf.'s angemessen ergiebt. Denn das Wort, als die Spitze der ersten Trias, ist die vollendete Synthesis des Lauts mit dem Begriff, die Sprossform, als die Spitze der zweiten Trias, ist die vollendete, durch Flexion oder Ableitung ausgedrückte Synthesis des Begriffs und der Beziehung, und der Satz erklärt sich von selbst als die absolute Synthesis des bezogenen Seins und der bezogenen Thätigkeit im konkreten Gedanken. Ausserdem erkennt der Verf. die Synthesis in „drei Punkten", welche von den eben angegebenen Stufen, welche den allgemeinen Triaden entsprechen, verschieden sind, da sie sich sämmtlich auf die letztere, nemlich die Satzsynthesis, gründen, wodurch diese selbst zu einer neuen Trias umgeschaffen wird, deren Spitze die Periode oder der zusammengesetzte Satz ist. Er sagt nemlich S. 249:

128. „Es giebt nemlich Punkte im grammatischen Baue der Spra- „chen, in welchen jene Synthesis und die sie hervorbringende

beiden Beziehungseinheiten *St* und *Ts* ausdrückt: so kann jede der letztern in derselben Weise erweitert werden, in der die Sprossform zum ganzen Satz wurde, oder: die Beziehungsmomente, welche hier als blosse Flexionen auftreten, können einen selbstständigen synthetischen Ausdruck erhalten. Da aber *t* eine Bestimmung des Seins, *s* eine Bestimmung der Thätigkeit enthält, so wird auch der synthetische Ausdruck, welcher für *t* eintritt, eine Bestimmung des Seins, und derjenige, welcher *s* ersetzt, eine Bestimmung der Thätigkeit enthalten, so jedoch, dass zugleich die in *t* und *s* liegende Beziehung auf das entgegengesetzte Moment in der Synthesis des Nebensatzes eben-

---

„Kraft gleichsam nackter und unmittelbarer an's Licht treten und „mit denen der ganze übrige Sprachbau dann auch nothwendig im „engsten Zusammenhange steht . . ." (S. 251:) „Jene drei Punkte „sind nun das Verbum, die Conjunktion und das Pronomen „relativum". Sollte man wohl glauben, dass in dieser gleichsam naiven und harmlosen Aufzählung von „drei Punkten", die weder als unter sich in einem bestimmten Verhältniss stehend noch als sonst nach ihrer absolut nothwendigen Geltung entwickelt erscheinen, ein Gedanke enthalten ist, der durch seine spekulative Tiefe unsre volle Bewundrung erregen muss. Das Verbum nemlich enthält die Synthesis des einfachen Satzes; das Relativ, als Bestimmung des Seins, die zur Synthesis erweiterte Nominalflexion; die Conjunktion, als Bestimmung der Thätigkeit, die zur Synthesis erweiterte Verbalflexion: welche drei Momente, oder wie der Verf. sagt: „Punkte" den vollen Organismus der Periode enthalten. Nur in einem Punkte kann ich dem Verf. nicht beistimmen, in dem nemlich, dass er die Synthesis des einfachen Satzes nur in der Flexion des Verbs, nicht auch in der des Substantivs ausgedrückt findet, indem er sagt (S. 251:) „Das Verbum scheidet sich vom Nomen und von den andern, mög„licherweise im einfachen Satze vorkommenden Redetheilen mit „schneidender Bestimmtheit dadurch, dass ihm allein der Akt des „synthetischen Setzens als grammatische Funktion beigegeben „ist . . . Alle übrigen Wörter des Satzes sind gleichsam todt da„liegender, zu verbindender Stoff, das Verbum allein ist der Leben

falls sein Recht findet. — S. 251. Es ist hiemit der Begriff des Nebensatzes in seiner doppelten Form als Relativsatz und Conjunktionssatz entwickelt. — S. 276. 277. Denn der Relativsatz, welcher für *t* eintritt, ist eigentlich nichts Anders als eine zur vollen Synthesis erweiterte Flexion des Substantivs, und der Conjunktionssatz nichts Anderes als eine zu solcher Synthesis erweiterte Flexion des Verbs. Jener enthält wie *t* eine Bestimmung des Seins mit Beziehung auf die Thätigkeit, dieser wie *s* eine Bestimmung der Thätigkeit mit Beziehung auf das Sein. Da also in beiden synthetischen Figuren wesentlich Beziehung enthalten ist, so ist die

---

„enthaltende und Leben verbreitende Mittelpunkt". (Vergl. darüber 116: die Worte des Apollonius.) Wäre Dies so, dann könnte eine Flexion des Substantivs, gleichviel ob als Sub- oder Objekts, ganz überflüssig scheinen. Nur dadurch dass die Flexion eine doppelseitige, wie die Beziehung selber ist, wird die Synthesis beider Beziehungseinheiten möglich. Da nun der Verf. in dem Verb eigentlich den ganzen synthetischen Nerv des Satzes findet, so folgt daraus von selbst, dass er den Conjunktionssatz nicht als blosse synthetische Thätigkeitsbestimmung, in welcher Fassung er nur dem Verbum sich anschlösse, sondern als eine Bestimmung des ganzen einfachen Satzes betrachtet. Er sagt daher (S. 276:) „Die Con-„junktion, im eigentlichsten Sinne des Ausdrucks genommen, zeigt „die Beziehungen zweier Sätze aufeinander an". Dies aber würde den Unterschied zwischen Haupt- und Nebensatz ganz zerstören; in der That sind diese beiden Satzformen nicht koordinirte Momente der Periode, und die Beziehung zwischen ihnen nicht eine „doppelte", gegenseitige, sondern nur eine einseitige, da nur der Hauptsatz selbstständig bleibt und nicht auch zum Beziehungsmoment des Nebensatzes herabgesetzt wird. Grade darin aber liegt der Beweis, dass der Conjunktionssatz nicht eine Beziehung auf den ganzen Satz, sondern nur auf die Thätigkeit des Verbums des Hauptsatzes enthält. Vom Relativsatz sagt der Verf. (S. 277:) „Zwei „Sätze sollen dergestalt verbunden werden, dass der eine einen „blossen Beschaffenheitsausdruck eines Nomens des andern „ausmacht". Hieraus erklärt sich auch die im Texte ausgesprochene

Relation das beiden Gemeinsame und Früheste vor ihrer Differenz, woraus es sich erklärt, dass alle ursprünglichen und einfachen Conjunctionspartikeln ebenfalls von Relativen abstammen, gleichviel ob sie die Bestimmung der Thätigkeit und die Beziehung auf das Sein als Zweck, Grund u. s. f. darstellen oder nicht. Der zusammengesetzte Satz oder die einfache Periode kann also definirt werden als ein Satz, in welchem entweder das Beziehungsmoment des Seins oder das der Thätigkeit oder auch beide Beziehungsmomente zu synthetischen Ganzen erweitert sind, die als Ne-

---

Bedingung, dass in dem Nebensatz, gleichviel übrigens ob Relativ- oder Conjunktionssatz, die in der einfachen Flexion liegende Beziehung auf das entgegengesetzte Moment ebenfalls sein Recht findet. So ist der Relativsatz eigentlich der Ausdruck einer Thätigkeitsbeziehung —„Beschaffenheitsausdruck" besagt ganz Dasselbe — grade weil er das Sein bestimmt, der Conjunktionsatz dagegen der Ausdruck einer Beziehung auf das Sein, aus dem entgegengesetzten Grunde; denn Zweck, Grund u. s. f. finden ihren letzten Grund nicht in der aus dem Subjekt herausgetretenen That, sondern in seinem Innern selbst. „Das Wort" — fährt der Verf. fort — „durch „welches dies geschieht, muss daher zugleich Pronomen und Con- „junktion sein, das Nomen durch Stellvertretung darstellen und „einen Satz regieren". Dies ist richtig, aber dabei nicht zu vergessen, dass das Moment, welches die Conjunktion fähig macht, einen Satz zu regieren, selber nur ein Relationsmoment ist, so dass man vielleicht mit mehr Recht umgekehrt sagen kann, die Conjunktion müsse zugleich Conjunktion und Relativum sein. Im Grunde, d. h. dem Begriff nach, ist Beides gleich richtig und Relativum und Conjunktion nicht verschieden, nur dass ebenso wie bei dem Gegensatz der Sprossformen, deren explicirte Synthesis sie darstellen, immer Das, was das Wesen des Einen ausmacht, sich zugleich als Moment am andern findet. — Die Anwendung dieser allgemeinen Prinzipien auf eine Untersuchung über den Unterschied der Sprachen liegt nicht in dem Zweck dieser Arbeit. Doch werde ich, wenn der vorliegende Versuch Beifall finden sollte, vielleicht

bensätze, je nach ihrer Bestimmung als Relativ- und Conjunctionssatz, in formaler Rücksicht nur die Funktion der einfachen Nominal- oder Verbal-Flexion versehen.

---

künftig einmal auch in diese speziellere Betrachtung des Werks Wilhelm von Humboldt's, welches grade in dieser Rücksicht so reich an historischen Ergebnissen und feinen Bemerkungen ist, näher einzugehen Gelegenheit finden. Bis dahin mag der übersichtliche Auszug des Ganzen, den ich in dem § 3 der Einleitung geben zu müssen geglaubt habe, genügen.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.



